steht das auch im deutschen Text? (Ich überlegte: es ist nicht da). Ein Missionar fragte mich einmal: Nehmen Sie das Christentum an? Ich habe ihm gesagt: I accept Christ fully, not Christianity. - - - In eines seiner Bücher, Talks on the Gita, schrieb er als Widmung ein "With love - Vinoba - Jamschedpur 3.3.1966". Ganz benommen von dieser stillen halben Stunde ging ich mit meinem Gastgeber fort; wie dankbar war ich Mr. Mangrulker für diese Begegnung. Draußen im Garten stand ein großer Sonnenspiegel; das facettierte Glas warf die Strahlen zurück in eine flache Kiste, in der unter einem Glas ein kleiner Blechtopf mit Reis stand, noch einmal von kleinen Spiegeln umgeben, die die Wärme weitergaben: so wurde der Reis des Guru im Lauf des Vormittags gar . . . Stunden später, als ich von den letzten Besuchen heimkehrte, fiel mir im Hotel eine schöne Karte in die Hand, wie ich sie für Pastoren als Gastgeschenk mitgebracht hatte, in gefalteten Karton eingeklebt: drei Mal ist Petrus dagestellt - wie er das Netz auswirft, wie er über den Fischzug erschrickt, wie er im Wasser versinkt und Jesus ihn ergreift (Luis Brrassá 1350 - 1424, Spanien). Ich nahm sie, schrieb einen kurzen Gruß darauf und brachte sie herüber. Der Sekretär nahm sie, ich bat, sie dem Alten zu geben; ich wollte nicht stören. Dann aber lud er mich noch einmal ein. Ganz munter richtete er sich auf, saß auf seinen Füßen, nahm die Karte hoch gegen das Sonnenlicht: I will make you fisher of men . . . . . und ein Wort des Dankes . . . . - - Nun liegt es schon Tage zurück, aber die kleine hohe Stimme höre ich noch. "With love - Vinoba". - Ein Buch über Christus hat er geschrieben; es war im Augenblick nicht da. Er will es mir nach Ranchi senden lassen.

Hans-Helmut P e t e r s

Gossner Mission

Ranchi, den 26. Februar 1966

Liebe Freunde!

Immer wieder merke ich beim Durchlesen der Berichte, daß ich Entscheidendes vergessen habe oder nicht richtig zum Ausdruck bringen konnte. Das, was mich bewegt, ist ja die Gemeinde: so viel dankbare Aufmerksamkeit, so viel urchristlicher Glaube, der sich in schlichter Weise äußert. Wenn wir uns nach einer Feier die Hand geben, haben wir oft Mütter mit ihren Säuglingen auf dem Arm dabei; dann muß das kleine Kind mir auch die Hand geben, manchmal bin ich ganz bewegt, wie esie es ohne Scheu tun. Man hat den Eindruck, Mütter hätten ihren Kindern erzählt, dieser Gruß komme noch. Mehrfach wurde in Assam ein Lied nach der Melodie gesungen: "Nun komm der Heiden Heiland" - ganz richtig in der garnicht einfachen Stimmführung. "Sage den Christen in Deutschland und deiner Familie unser Yishu sahay!" wird mir oft aufgetragen.

Ungeschrieben lasse ich bisher alle Beobachtungen von inneren Nöten und Problemen der Jungen Kirche. Einmal deshalb, weil ich noch beobachte und sich oft Eindrücke später korrigieren. Zum anderen, weil sie in einen großen Zusammenhang hineingehören, der dann auch berichtet werden müßte, sollte da Niedergeschriebene nicht einseitig werden. So mag es bei dem nun einmal gesteckten Rahmen bleiben, vom Ablauf und ersten Erleben der einzelnen Tage etwas weiterzugeben. Eines wird mir i immer neu deutlich: wie eigenartig Christus wirkt, ganz anders als wir es uns vorstellen, viel umfassender. Ausdruck dafür ist besonders das Singen dieser Gemeinden! - -

Einen Einschnitt der Reise durch Assam bedeutete der Brahmaputra. Nach einigen Verhandlungen hatten Mr. Samad und ich ein geeignetes Taxi in Golaghat gechartert, das uns am Sonnabend, den 19. Februar, nach Tezpur bringen sollte. Es war wieder eine eindrucksvolle Fahrt durch das landschaftlich schöne Gebiet, am Wildreservat von Kasirangha vorbei, wo wir nur ahnen konnten, daß in den bewaldeten Niederungen des gewaltigen Stromtales Tiger, Leoparden, Elefanten und Rhinos hausen. An das Rhonedelta wurde ich erinnert, wenn im hohen Schilfgras die Rücken der Wasserbüffel wie kleine Schiffe standen. Schneeweiße Fischreiher steigen in Scharen auf, um irgendwo im Dickicht zu verschwinden. Nach zwei Stunden Fahrt erreichen wir ein Hinweisschild: zur Ferry-Ghat. Dort werden wir übersetzen! Durch ein Dorf ging es hinunter man ahnte schon das Wasser. Dann bog der Weg von der Straße ab und über eine Sanddüne stolperte das Taxi; quergelegte Schilfstauden verhinderten, daß die Räder sich im Sande festfahren. Immer weiter geht es, etwa drei Kilometer lang durch Dünen, offenbar stromabwärts, und dann biegen wir ein und sind da! Es war, als komme man irgendwo an die Ostsee. Neun Kilometer breit ist das Strombett; vom Ufer aus senkt sich der Sand etwas über fünf Meter: der Brahmaputra liegt vor uns, wie ein See. Zwischen verschiedenen Wasserläufen erheben sich flache Inseln; irgendwo in der Ferne dämmert das jenseitige Ufer, von vor Hitze flimmernder Luft verhüllt. Es liegt ist 11 Uhr. Die Fähre wird für 2 Uhr erwartet. Wir haben also Zeit! Schutz irgendeines Schattens ist nicht vorhanden, dafür stehen auf der Düne etwa zehn kleine

Bambushütten

Gossner Mission

Bambushütten, vor denen wenige Menschen warten. Wir sind das erste Auto. Am Strom steht ein einsames Schild: Priority 1) Ministers cars, 2) Officials cars, 3) Military cars 4) noch etwas, 5) Private cars. Wir lächeln: ein Versuch von Organisation. Das Lächeln verging uns später, als wir hörten, es würden nur 6 Wagen Platz auf der Fähre finden, und drei Militärfahrzeuge brummten heran, von denen eines Raum für zwei andere Wagen benötigte.... Vorläufig waren wir die einzigen... Fahrer und Beifahrer verzogen sich; kein Taxi macht hierzulande längere Fahrten nur mit einem Mann. Ich lasse meinen Koffer in eine Hütte bringen, erquicke mich mit Tee und indischem Fettgebäck, was sehr gut Schmeckt. Kleine Jungens helfen dem alten Mann in der Kochecke der Hütte, Gäste zu bedienen und holen nach Bedarf, frisches Wasser aus dem Fluß zum Kochen und Waschen. Badehose ausgepackt, über die Dünen stromaufwärts gewandert, und ins Wasser! Hoch stand die Sonne am wolkenlos blauen Himmel. Ein verwittertes Fischerboot war gestrandet; dort blieb mein Handtuch, damit ich es in der Weite wiederfinden könne. Drei Meter vom Ufer entfernt war kein Grund mehr. Etwa 150 Meter breit war der erste Flußarm. Das Schwimmen war unsagbar schön, trotz des warmen Wassers erquickend. Nur mit Mühe konnte man sich gegen die Strömung halten; das Boot mit meinem grünen Handtuch blieb mein Orientierungspunkt. Bei den Hütten standen Neugierige. Es war 1/2 1 Uhr geworden, als ich wieder meinen Koffer in meiner Hütte sah, mich setzte und ein einfaches gutes indisches Mittagsmahl und Tschai vor mir hatte. Inzwischen waren die Militärautos eingetroffen. Große straffe Gestalten der Offiziere; sie interessierten sich für den Fotoapparat und ließen ihn sich genau erklären, besonders den eingebauten Belichtungsmesser. Auch drei Autobusse standen auf der Düne und viel Volks lagerte sich. Zwei weiße Ochsen schnupperten im Sande; sie mußten hernach auch mit auf die Fähre. Gegen 2 Uhr wurde die Rauchwolke sichtbar; langsam schnaufte die Fähre stromaufwärts. Sie bestand aus zwei Schiffen, die ein gemeinsames Deck hatten, jeweils von einer Heckschraube betrieben. Über die Laufplanken wurden Wagen, Vieh und Menschen ausgeladen; steil ging es mit Halloh den sandigen Weg auf die fünf Meter hohe Düne empor. Mr. Samad kam aufgeregt an: Unser Taxi kommt nicht mit. Ein anderer Privatwagen stand vor uns. Ich interessierte die Offiziere für unsere Sorge; wir kamen mit. Eine zweite Fähre war inzwischen mit dem Strom angekommen. Nach kurzer Zeit waren wir alle verladen, wobei besonders aufregend das Verfrachten der beiden weißen Ochsen wurde. Ein kleines Oberdeck mit Kommandobrücke, Kajüte und schönem Ausblick; die Offiziere durften hinauf und ich nahm mir die Freiheit. Stromaufwärts stach die erste Fähre " "in See"; stromabwärts stießen wir vom Ufer. Fast eine Stunde erlebten wir die Weite. "Bitte essen Sie mit uns zu Mittag", luden mich die Offiziere ein. Zwei Mal lehnte ich ab, dann wurde mir klar, daß sie Wert darauf legten. Es muß ein lustiges Bild gewesen sein, wie zwischen diesen braunen Gestalten ein weißer Zivilist saß. Ganz nach Protokoll wurden uns von den Burschen die Schalen mit Wasser zum Händewaschen gereicht. Weiße Tuchservietten erhielt jeder, ich bekam auch einen blank geputzten Messingteller, eine Art großer Schale, in die Reis, kleine Kartoffeln, Dal, Kohlgemüse und Hühnerfleisch aufgetan wurden. Dazu gab es Gabel und Löffel, außerdem Wasser. Aus gekühlten Behältern wurde alles geholt. Es hat gut geschmeckt. Die Hühnerknochen warfen wir in den Brahmaputra. - Was machen Sie in Indien? fragte einer der Männer hernach. Ich berichtete; er sagte: Ich bin auch ein Christ, von

der

Gossner Mission

der syrischen Thomaskirche. - Mit dem Bischof Juhanon Mar Thoma habe ich in Evanston zusammen im gleichen Hause gewohnt, entgegnete ich. - Ja, der ist nun ein alter Mann; ein jüngerer Bischof ist ein Vetter von mir, kam die Antwort. Wie eigenartig sind solche Begegnungen! Als wir auf dem nördlichen Ufer standen, verabschiedeten sich alle mit ausdrücklichen guten Wünschen; ich konnte mich nur bedanken. Unerwartet war diese Überfahrt interessant gewesen. Zwei junge Männer kamen dann auf Mr. Samad und mich zu: Yishu sahay! Mit Fahrrädern waren sie uns entgegengekommen, mit den Grüßen der Gemeinde und des Adhyaksh, von dem wir auf diese Weise das erste Willkommen in Assam empfingen. Dann machte einer noch Aufnahmen, so daß ich auf diese Weise einen anschaulichen Gruß nach Haus senden konnte.

Die lutherische Goßnergemeinde in Tezpur besitzt ein besonders schön gelegenes Kirchengrundstück. Felsig ist das Nordufer des Stroms an dieser Stelle und auf dem etwa 40 Meter hohen Hügel stehen Pfarrhaus und Kirche. Der Blick geht über den hier etwa 9 km breiten Fluß, dessen Bett sich nach jeder Regenzeit völlig verändert. Das eigentliche Tal ist fast 20 km breit; dann erstbeginnen auf der Südseite Vegetation, Wiesen und Wälder. Es war ein überwältigender Eindruck, den wir am Abend von hier aus hatten. Während Mr. Samad dort wohnte, war ich auf dem anglikanischen Compound "Old Mission" untergebracht. Padre Wyld war zum Abendgebet in der Kirche. Zwei Studenten und ein Diener brachten mich in meine Unterkunft: einen großen Raum, der einer Gemeindeschwester als Wohnung gedient hatte und der nun leer stand. Das Bett hinter den Schränken, die das Zimmer in zwei Räume aufteilten, wurde frisch bezogen und bekam ein Moskitonetz. Eine elektrische Birne wurde in eine irgendwo von der Decke herabhängende einsame Fassung eingeschraubt. Das "Badezimmer" nach indischer Weise hatte zwei große Eimer mit Wasser - hier durfte ich wohnen. Es wurde recht gemütlich, wenngleich sich unzählige Mücken über diese Störung - für 4 Tage - beschwerten, und zum Angriff übergingen (ich habe mir abends spät aus einer Apotheke von Tezpur noch ein Mittel zum Einreiben besorgt, das etwas half). Ein Lappen im Badezimmer tat gute Dienste, von Tisch und Stühlen konnte ich den Staub abwischen, auch von den Bügeln im Schrank, die wohl seit Monaten nicht mehr benutzt waren. Um 8 Uhr - es war nun schon zwei Stunden dunkel - ließ mich Padre Wyld zum Abendessen bitten. Ein 80 Jähriger empfing mich, den ich in den vier Tagen schätzen gelernt habe. Er war pensioniert und nach England zurückgeholt, auf sein Bitten aber wieder nach Assam gesandt: Ich muß hier sterben, sagte er; dies ist nun einmal meine Heimat. 30 Jahre Assam, so stand auf der Rückseite eines Büchleins, das er mir gab; auf dem Titelblatt nur "plus eleven". So wurde eine 2. Auflage seiner Schrift eine Ergänzung. Sie liegt neben mir und ich habe viel Interessantes daraus gelernt; vor allem aber höre ich noch seine etwas gebrechliche hohe Stimme, mit der er beim Abendessen immer wieder zu erzählen begann. "Es ist gut, daß ein Gast da ist", meinte er. Sein Koch sage sonst immer: Was hat es für einen Zweck, Essen zu bereiten, wenn Sie nur so wenig davon nehmen! - Der Mahagonitisch war mit kleinen grünen Sets belegt; sorgfältig nach englischem Stil wurde serviert, die Teller gewechselt, Tost gereicht usw. Dem Koch mußte ich mehrmals ein besonderes Kompliment machen, so großartig war alles zubereitet und auf den Schalen garniert. Geerbt hatte Padre Wyld diesen Moslemkoch von einem englischen Teepflanzer, der heimreiste. Der kleine Spitzbart des mit einer dunklen Kappe bedeckten Kopfes wippte leise, wenn ihm eine Anerkennung gesagt wurde.

Es

Gossner Mission

Es war ein lustiges Trio, dieser Koch, ein kleiner flinker alter Diener und der etwa hinkende Wasserbursche, der aus einem elektrischen Boiler heißes Wasser zum "Baden" herbeischleppte: Das genügte nur zum Übergießen mit dem kleinen Belchbecher, der in jedem indischen Badezimmer steht; aber immerhin, es ist sehr angenehm und nützlich.

Verabschiedet habe ich mich bald nach dem Abendessen, weil die Mücken unter dem Tisch den Neuling zu sehr plagten (pro forma waren wir beide zwar zu Beginn des Mahles mit Flit besprüht worden). Mit dem Tischgebet haben wir uns abgewchselt, jeder in seiner Sprache. - Ich muß mich zwingen, nicht zu viel von ihm zu erzählen; der Mann war ein Erlebnis. "Hier sind meine Bücher, sagte er nach dem Essen, nichts Modernes. Aber ich lese in den alten Dingen so gerne. Mögen Sie den PUNCH? Hier sind einige Jahrgänge, irgend jemand ließ sie mir." Und dann erhielt ich als Nachtlektüre 1938, 1942 und 1943. Noch lange habe ich darin geblättert: München 1938, in Tezpur einmal in englischer Darstellung zu erleben. Die Kriegsjahre.... und dann immer wieder Adolf, als einen großen Jungen in kurzen Lederhosen mit einem alten Gesicht, wie er mit Mussolini spielt oder verhandelt. Niemals Karrikatur, sondern Darstellung, mit leisem Humor und viel Selbstironie.

Als ich Sonntag früh zum Breakfast erschien, erlebte ich von der Veranda, einem ganz mit Fliegendrahtfenstern versehenen Raum den herrlichen Blick: in der Morgensonne lag das weite Tal des Bramaputra vor uns. Nun verstand ich, weshalb der Padre von England zurückkehrte: "Das müssen Sie im Juli sehen, wenn der Strom Wasser führt! Dann beginnt es dort unten am Wege und ist neun Kilometer breit!

Kurz darauf empfing mich die Gemeinde auf dem Kirchenhügel. Es war ein schöner Gottesdienst, mit vielen Menschen, in einer richtigen Kirche. Die Epistel von Estomihi hatte ich gewählt und versucht, 1. Kor.13,13 im Blick auf die Verbundenheit der Jungen Kirche mit der Christenheit auszulegen. Mr. Samad half mir dabei sehr. - Erst 1901 entstanden die Gemeinden inASSAM, als in die Teepflanzungen ausgewanderte Adivasis in den Häusern Andachten hielten und die Missionare von Chota Nagpur (es heißt wörtlich: Kleines Schlangenland) um Hilfe baten. So entstand durch die Treue der Laien ein neues Kirchengebiet, in dem auch missionarischer Wille wuchs. Anglikaner und Baptisten hatten schon lange vorher hier treu gearbeitet. Ihre Gemeinden sammelten Assamesen und Bergvölker, auch die Mikir (und Nagas). Daß die Goßnerkirche in Tezpur solch ein besonders schönes Grundstück besitzt, hängt an einer eigenartigen Tatsache: ein wohlhabender Australier, Mr. Dinning, heiratete eine Adivasifrau. Er ging in seine Heimat zurück. Die Adivasi-Familie schenkte die Hälfte des einzigartig gelegenen Landes der Goßnerkirche. Es entstanden außer den erwähnten Gebäuden eine High-School, in die auch viele Hindus aus Tezpur ihre Kinder schicken, und zwei Hostels für Knaben und Mädchen. Am letzten Abend wurde ich noch von der Familie zum Abendessen eingeladen. Ein Hauch westlicher Kultur lag über dieser Gastfreundschaft. In dem indischen Hause hängt an einer Lehmwand neben anderen Bildern ein vergilbtes Foto des nun heimgegangenen Mr. Dinning: ein hageres Puritanerantlitz, eigenartig in dieser fremden Umgebung, so eigenartig wie seine Ehe gewesen sein mag. - Ohne diesen Mann gäbe es diese Kirche auf dem Hügel in Tezpur nicht.

Der

Gossner Mission

Der junge Adhyaksh C.B. Horo führte uns nach dem Gottesdienst auf den Bahumi-Hill. Der Hügel erhebt sich hinter der Kirche nochmals um 30 mt höher. Auf einem steilen schmalen Pfad wandert man zwischen großen Steinresten eines ehemaligen Bauwerkes empor. Oben standen wir auf den Trümmern alter Kultur: War es ein Tempel, auf den die interessanten Friese mit Hindu-Götterbildern hindeuten, oder ein Palast, in dem der König Mahu gewohnt haben soll? Alles steht unter Denkmalschutz, wie eine Tafel am Fuß des Hügels versichert. Die Überlieferung weiß von dem König Mahu zu berichten, daß er seine Tochter Usha nur einem Manne geben wollte, der über den Brahmaputra in einer Nacht eine Brücke bauen könne. Es entstand ein blutiger Kampf mit einem starken Ritter. Dieser fiel im Streite, auch Mahu kam um. Usha habe dort einsam ihr Leben zugebracht. Deshalb heißt, so schloß C.B. Horo, diese Stadt Tez-pu, d.h. Blut-Stadt. - - Eines ist deutlich: hier ist ein geschichtlicher Kern vorhanden, einzigartig in seiner Lage; denn solche Felsenhügel sind stromaufwärts und -abwärts kilometerweit nicht vorhanden.

Drei Gemeinden haben wir in der Umgebung noch besucht: Bindukur, Berajan und Baithabhanga. Es waren jedesmal Tagesreisen, wobei die Taxe mit sechs Personen (nach landesüblicher Weise) beladen durch die Gegend schwankte. Malerische Flußtäler, die sich zum Strom hin neigen, fruchtbare Felder mit Reis und Getreide, hohe Djungelwälder und dazwischen die weiten Teepflanzungen. Inzwischen las ich in Padre Wylds Buch, daß es Tee-Estates von 50 km Ausdehnung gibt. In einer der Gemeinden erlebten wir einen ehemaligen Adhyaksh von Assam, Samuel Horo. Christianpur heißt sie, weil diese Siedlung nur von Goßnerchristen gegründet wurde. Mit welcher Freude und welch überraschendem Humor hat der alte Mann unseren Besuch in seinem Hause bewirtet! Unvergeßlich bleibt mir eine andere Gestalt: um Haupteslänge größer als alle anderen wanderte er mit einem Bambusstab in der Hand uns entgegen. Schütteres weißes Haar hing ihm um den Kopf; sein Schritt war der eines Jünglings. Als ich mich erkundigte, hieß es: Jonathan ist 85 Jahre alt, er ist ein Patriarch unserer Gemeinde Baithabhanga!

Am Aschermittwoch kamen wir abends noch einmal in der Kirche auf dem Hügel zusammen. Von nun an werden in der Passionszeit, habe ich inzwischen gelernt, keine Trommeln mehr bei Empfängen angerührt in den christlichen Gemeinden; teilweise, so in Khuntitoli wird der Aschermittwoch als Feiertag geachtet. - - Wir nahmen Abschied von Assam. Unerwartet anders, als anfangs geplant, aber so reich an Eindrücken war diese Reise gewesen! Donnerstag früh weckte uns noch ein Erdbeben: mein Bett fuhr hin und her, Türen und Fenster klapperten, etwas zehn Sekunden. Das gehört in Assam dazu, sagte Padre Wyld: Wasser und Erdbeben haben das Land immer wieder heimgesucht, 1953 war beides in solchem Maß vereint, daß der Brahmaputra innerhalb weniger Stunden sein Flußbett um 2 Kilometer veränderte.....

Drückend heiß war es in Calcutta. Wir blieben dort, um einen Gottesdienst der beiden lutherischen Gemeinden, der englisch- und hindusprachlichen, mitzufeiern. Es war eine kleine Schar in der großen Wellesley-Square-Church, aber gerade dadurch so eindrucksvoll: aus der ganzen Stadt waren sie zusammengekommen. Bereits auf dem Flugplatz wurden wir von dem einen Pastor und zwei jungen Männern in Empfang genommen und mit Blumen bekränzt; es muß ein seltsames Bild gewesen sein unter der Menge der Fluggäste. Unsere Freunde hatten 6 Stunden auf

uns

Gossner Mission

uns gewartet; Indian Airlines hatte seine Flugpläne völlig geändert, weil sie nach den mannigfachen Unglücken in den letzten Wochen nicht mehr genügend Maschinen haben. Mr. Samad und ich waren ganz überrascht und beschämt über diese Treue der Großstadtgemeinde. - - Über Tage ist es 34° im Schatten, nachts geht es nicht mehr unter 20°, weil die Steine die Hitze in sich aufsaugen. Calcutta wird für die Lutherische Kirche in ganz Indien eine große Aufgabe darstellen, die nur mit Hilfe des Lutherischen Weltbundes gelöst werden kann.

Nach einer wieder sehr kurzen Nacht - um 3.30 Uhr mußten wir aufstehen- waren wir früh am Sonntag auf dem Flugplatz: 6.05 sollte die Dakota starten, damit ich um 8 Uhr in Ranchi zum Gottesdienst nach Gumla abgeholt werden könnte. Die letzte Überraschung der Assamreise wartete auf uns: Dichter Nebel (!) lag über dem Dum-Dum-Gelände. Lande- und Startverbot. Drei Stunden mußten wir uns gedulden, bis gegen 9 Uhr der Himmel aufklarte und wir, zusammen mit einer Gruppe junger tschechischer Ingenieure, nach Ranchi starten konnten. Zwischenlandung in Jamschudpur. Kurz vor der Landung in Ranchi schüttelte die Maschine sich beim Heruntergehen; mir wurde es unheimlich. Dann setzte sie auf dem Gelände auf, kam ins Schlenkern, die Flügel kippten nach links und rechts, aber ohne Bodenberührung, ich sah nur, wie wir die Zementrollbahn verließen und über den Randstreifen der Wiese rollten. Dann fing sich das Flugzeug und rollte nach einer harten Wendung auf dem Zement aus. Wir hielten vor dem Flughafengebäude. Was war geschehen? Als wir erleichtert über den Rasen gingen, sah ich den Windbeutel, quer zur Fahrbahn gebläht, wehen. Ein heftiger Wind hatte sich aufgemacht und der Pilot mußte, da keine andere Rollbahn vorhanden war, quer zum Wind landen. Es ist ihm gelungen. Dr. Bage empfing uns: der Plan des Sonntags mußte geändert werden. Wir waren froh, wieder "daheim" zu sein, bekamen zu essen, und nach einer Stunde Schlafs stand das Auto vor der Tür: nach Gumla und Chainpur.

Für heute Schluß. Es geht mir gut. Doch es ist 3/4 3 Uhr geworden; ich bin froh, daß in der Stille der Nacht Assam noch einmal lebendig wurde. Habt Dank für alle Grüße, die ich vorfand, vor allem aber für alle stille Begleitung.

Hans-Helmut Peters

Gossner Mission

Tezpur, den 22. Februar 1966

Liebe F r e u n d e !

Kühl weht der Wind vom Brahmaputra herüber. Die Gebäude von "Old Mission", einem anglikanischen Compound, auf dem ich seit einigen Tagen untergebracht bin, liegen auf der Höhe des nördlichen Ufers, das einen weiten Blick nach Süden freigibt. - Die Reise nach Assam war so abwechslungsreich und andersartig, wie man es sich in der kühnsten Phantasie nicht hätte vorstellen können. Es begann eigentlich schon bei der Vorbereitung: eine besondere Erlaubnis (permit) mußte man vom Assam-House in Calcutta ausgestellt bekommen. Nach zweimaligen Verhandlungen, über die ich berichtete, hatte ich für die vorgesehene Zeit und die verschiedenen Verwaltungsdistrikte mein Visum. Nur für die Mikir-Hills mußte der Gouverneur in Shillong die Erlaubnis erteilen. Dr. Bage beantragte es mit einem feierlichen Schreiben und postwendend kam die Antwort, der Gouverneur habe das Assam-House in Calcutta angewiesen, mir diese Erlaubnis zu geben. Glücklicherweise hatten wir einen Tag Aufenthalt in C. Ich ging mit Mr. Samad hin und der Angestellte machte Schwierigkeiten. Fast zwei Stunden haben wir verhandelt, um am Ende durch Eintreten eines Vorgesetzten dieses zusätzliche Visum auf meinem Permit zu bekommen. Die Daten hatten sie dabei noch durcheinandergebracht: es war offenbar zu kompliziert. So wurde auf dem Visum radiert, mit Schreibmaschine und Handschrift die Zeit verändert, ein Stempel darüber gedrückt, so daß ich mit einem Papier, von fünf Stempeln verziert, auf die Reise gehen konnte. Das Lustigste ist, daß bis heute niemand danach gefragt hat; übermorgen verlassen wir dies Land.

Die zweite Schwierigkeit war, daß unsere Flugkarten erst zehn Tage vorher beantragt worden waren; Warteliste Platz 3 und 4 war das Ergebnis. Es änderte sich an jenem Montag, den 14. II., noch auf 2 und 3, doch das genügte nicht, um abfliegen zu können. So mußte ich mit dem Assistant Manager von Indian Airlines verhandeln. Unsere Karten lauteten Calcutta-Mohanbari. Bis Jorhat würde man uns mitnehmen, entschied der Beamte; dann sei es sehr fraglich. Dies bescheinigte er uns auf einem formlosen Zettel mit einer unleserlichen Unterschrift. Mehr konnten wir nicht erreichen, standen am Dienstag früh um 3,30 Uhr auf, waren um 4,30 Uhr im Stadtbüro von Indian Airlines. Dort wurde uns eröffnet, wir würden erst mit der Maschine um 10 Uhr mitgenommen werden. Mit erheblicher Ungewißheit fügten wir uns in das Unvermeidliche. Mr Samad setzte sich, von unserem Gepäck umgeben, in einen tiefen Sessel im Warteraum und holte Schlaf nach. Ich nahm die Schreibmaschine hervor, fragte den Beamten "I wonder if ...." und er gab mir einen Platz an einem Schreibtisch. 1 1/2 Stunden konnte ich die Zeit gut ausnützen. Nebeneffekt war, daß die Maschine bewundert wurde; nachdem die Beamten den ersten Schub von Passagieren nach New Delhi, Rourkela und Assam abgefertigt hatten, standen sie bei mir. Ich verteilte Briefumschläge mit deutschen Marken und erreichte, daß die human relations wach blieben. Um 6.30 Uhr machte ich meine Maschine zu. Es war auch gut, denn kurz darauf kam ein Vorgesetzter, der an diesem Schreibtisch gehörte, die anderen meldeten sich bei ihm (Es war jener Morgen, an dem eine mit 6 Stunden von Calcutta abfliegende Maschine - eine wertvolle Caravelle - bei der Landung in New-Delhi verunglückte; wie durch ein Wunder konnten alle Passagiere aus der brennenden Maschine aussteigen). Wir suchten nach einem Frühstück, irgendwo in der Nähe, hatten endlich um 7 Uhr auch Erfolg, nachdem wir eine halbe Stunde durch das Chinesenviertel

gewandert

Gossner Mission

gewandert waren. Um 8.30 Uhr stellten wir uns wieder an. Jetzt kam der entscheidende Augenblick. Der Beamte prüfte unsere Flugkarten: Stirnrunzeln, wir seien ja auf der Warteliste 2 und 3. Der Zettel des Chefs wirkte. Wenige Minuten später war unser Gepäck registriert, wir empfingen unsere embarkations-cards, mit denen man auf dem Flugplatz durch alle Sperren kommt und das Flugzeug besteigen kann. Wie waren wir dankbar! Vorher hatte ich noch ein deutsches Ärztehepaar getroffen. Er war in Malaysia tätig gewesen und nun mit seiner Frau auf Umwegen auf der Heimreise nach Deutschland. Ihre Mutter lebte in Celle, Wittingerstraße.... Als wir um 9.30 Uhr auf dem Dum-Dum-Flugplatz eintrafen (so genannt nach einer alten Munitionsfabrik, welche die Engländer hier anlegten), kam die Durchsage: die Maschine nach Assam-Gauhati startet erst um 11 Uhr - also eine Stunde später -. Wir setzten uns in das Restaurant: abwarten und Tee-trinken ist doch ein bewährtes Motto! Offenbar war der ganze Flugplan etwas durcheinandergeraten. Doch um 11 Uhr konnten wir uns tatsächlich anschnallen und die viermotorige Turbo-Prop-Maschine (mit Rolls-Royce Motoren) startete. Nun waren wir wirklich unterwegs. 1 Stunde 10 Minuten Flug, durch Wolken mit viel Geschüttel, so daß wir uns sogar anschnallen mußten; dann Landung in Gauhati. Wir sind in Assam, welch ein Gefühl! Es ist heiß, doch nicht mehr so drückend wie in Calcutta, ein frischer Wind kommt von den Bergen. 40 Minuten Halt, wir sehen uns auf dem Flughafengelände um. Auf einer Flugtafel steht unsere Maschine mit einstündiger Verspätung angegeben. Außerdem heißt es: Flight 211 and 212 cancelled due operation reason. Mir schießt durch den Kopf: Ist das nicht der Anschlußflug Jorhat-Mohanbari, den wir haben möchten? Waren draußen nicht Streikparolen angeschlagen? Langsam fügt sich ein Mosaikbild zusammen. Das bedeutete also die kleine Zeitungsnotiz, aus Solidarität mit zwei entlassenen Stewardessen sei ein Streik erklärt worden 40 Minuten später landeten wir in Jorhat und sahen uns mit 30 anderen Passagieren vor dem gleichen Problem: Hier hört für heute jede Transportmöglichkeit auf. Bis Tinsukia, wo man uns erwartet, sind es 120 km. Vorsorglich hatten wir an den Pastor dort vor Calcutta aus telegrafiert, daß unsere Plätze nur bis Jorhat o k seien. Wir kombinierten: auf dem Flugplatz Mohanbari werden sie von dem Streik erfahren. Vielleicht holen sie uns hier ab? Da wir andere Verkehrsmöglichkeiten bezw. Verbindungen nicht kannten, außerdem recht müde waren, beschlossen wir zu mittag zu essen, in einem ländlichen"Gasthof" auf dem Flugplatz: einer Bambushütte mit Lehmwänden. Es schmeckte gut, wir bekamen Bestecke, das trübe Wasser wagte ich nicht zu trinken, sondern bestellte Tee. Bald darauf wurde das Flughafenbüro geschlossen, mit dem Airbus fuhren wir in den Ort. Unter Palmen, Bananenstauden, Mangobäumen und etwa 20 Meter hohen Bambusstauden breitet sich Jorhat malerisch und schmutzig aus. Überall liegt Militär, auch der Flughafen war mit Militärmaschinen bestückt. Indian-Airlines-Büro ist eine kleine Baracke. Wir hinterlassen eine Nachricht, wir würden im Hotel X, das man uns empfohlen hatte, übernachten. In zwei Rikschas machen wir uns mit allem Gepäck auf den Weg. Je weiter wir in den Ort kamen, umso tiefer sank mein Mut; auch die Müdigkeit machte sich sehr bemerkbar. Das Hotel war indisch, ein flacher unansehnlicher Bau. Glücklicherweise bekamen wir von dem Sikh, der auf der offenen Veranda an einem Pult saß, die Auskunft, es sei kein Zimmer mehr frei. Ich hatte mich etwas umgesehen: Schmutz und Gestank genügten ..... Uns war noch ein Guest-house genannt, 4 Meilen vom Ort entfernt; dorthin müsse man ein Taxi nehmen.

Gossner Mission

So kurvten unsere Rikschas eine Strecke Wegs zurück in den Ort: und richtig, da stand ein Auto. Der Fahrer war bereit; das Gepäck wurde verstaut. Wir setzten uns auf einen Sitz, der nur noch in Fetzen einen früheren Bezug erkennen ließ; sonst trat sein Innenleben zutage. Ein Junge brachte Benzin in einem Kanister. Der Motor wurde mit einer Kurbel angeworfen: Wir fuhren zwei Meter; Schluß. Noch einmal wurde die Handkurbel angesetzt - ohne Erfolg! Entmutigt warf der Bengel das Eisen klirrend auf die Straße. Ich schaute mich um. Hinter uns ist inzwischen noch ein Auto angekommen. Der Fahrer nickt und lacht. Wir laden um - - los geht's. Zwei Mal habe ich die beiden Jungen, die uns fuhren, bedroht langsamer zu fahren. Sie lachten nur und scheuchten mit dauerndem Gehupe alles von der engen Straße, was friedlich seines Weges zog; Menschen und Vieh; entgegenkommende Fahrzeuge bedeuteten eine Atempause, und weiter ging das Rasen; es war halsbrecherisch. Endlich bogen wir ein. Am Tor stand: TEA RESEARCH ASSOCIATION, Tocklai Exemperimental Station, Cinnamara. Gepflegte Wege, eingefaßte Rasenflächen, saubere Bungalows. Unter dem Vorbau eines herrschaftlichen Hauses halten wir; vielleicht hat ein wohlhabender Teeplantagenbesitzer es sich vor 60 Jahren erbaut.. Drei Diener erscheinen, ein Assamese mit chinesischem Gesicht. Ein kurzer Besuch bei dem indischen Direktor Dutta: Sie können unterkommen! Jeder bekam ein geräumiges Zimmer mit Bad, große Ventilatoren sind an der Decke, die Betten sauber; das Ganze erinnerte an Fremdenpensionen in San Remo, auch im Möbelstil vergangener Zeit. Um 21 Uhr konnten wir zu Abend essen, das Gedeck auf kleinen Matten, der Tisch in dunklem Holz. In der Mitte stand ein wunderschönes Blumenarrangement. Was gab es? Suppe mit Spargel, Fisch, Fleisch mit Wurzeln und Erbsen, Sahnegebäck. Nach dem Essen fragte der Diener: Tee oder Kaffee? Es wurde am offenen Kamin im Lesezimmer serviert. Die Wärme des Kohlenfeuers tat gut. Über dem Garten lag eine leichte Nebeldecke. Nach diesem Tag mit seinen 20 Stunden haben wir gut geschlafen. - - - -

Es dauerte einen weiteren Tag, bis der Kontakt mit Tinsukia aufgenommen war. In Indien hat alles einen längeren Atem und in Assam sonderlich (ich habe mir eine Deutung der Buchstaben ASSAM - für den Hausgebrauch - zurechtgemacht: All So Slowly Ahead Mouving). Am folgenden Tag saßen Rev. Kongari und Rev. Tyrki aus Tinsukia bei uns; wir hatten ihnen am ersten Abend noch unsere Unterkunft telegrafiert. Eine Stunde später waren wir mit einem Taxi unterwegs. Es wurde eine wunderschöne Fahrt, bei der wir viel vom Lande erlebten. Mit seiner subtropischen Vegetation erinnert es an Kerala: hohe Palmenwälder, von Wasserläufen durchzogen. Saubere kleine Häuser, meist aus Bambus, mit malerischen Geflechten verziert, sorgfältig mit Reisstroh gedeckt. Dann begannen die Teeplantagen: kilometerweit schließt eine sich an die andere an. Knapp ein Meter hoch stehen die Sträucher, gleichmäßig beschnitten, wie kleine Rhododrendren nebeneinander, oft hundert Meter tief ins Land, von in lichtem Abstand gepflanzten Bäumen beschattet. Ich mußte immer wieder an die Gärten in Oldenburg denken und im Ammerland. Scharen von Jungen und Mädchen waren auf dem Weg zur Schule. In Abständen von etwa 10 km bogen sie ein: da standen schmucke Gebäude. Immer wiederholte sich dies Bild; diese Straße sammelt das Leben und den Verkehr des Landes. Gelegentlich Tempel, ein Mal ein alter, zweistöckiger Bau, bei dem wir anhielten. Ein König hat ihn in der Form

eines

Gossner Mission

eines Schiffes errichtet, um von hier aus Tänze und Tierkämpfe anzuscha en. Jetzt hausten hier einige Ziegen. In der Universitätsstadt Dibrugarh halten wir kurz, besuchen in einem Kolleg die Tochter eines unserer Pastoren und sind um 15 Uhr in Tinsukia.

Der nordöstlichste Ort unserer Reise ist erreicht im Gebiet von northeastern frontier of Assam. Ein kümmerliches Nest, das seinen Namen tin-sukia = Dreieck daher erhielt, daß irgendwo in der Mitte der Siedlung ein dreieckiger See von etwa 25 mtr. Länge liegt. Die Kirche ist, am Rande des Ortes gelegen, schön, umgeben von sauberen kleinen Hütten, in denen die Pastoren und Lehrer wohnen und eine Schule untergebracht ist. Wir werden herzlich empfangen und erfahren, daß vorgestern 500 Menschen auf uns warteten.... Es ist so schade, daß die hiesigen Pfarrer, besonders auch der Adhyaksh, nicht mehr Initiative entfalteten. Unsere Telegramme kamen zwar an, aber .... So versuchten wir, die Sitiation so gut als möglich zu nutzen, und sind zwei Stunden später in einer Tee-Estate-Gemeinde. Auch hier hatten sie am Tage zuvor gewartet, waren nun ein zweites Mal versammelt. Tief im Lande, fern von einer größeren Straße, standen sie unter dem Ehrentor und während wir bekränzt wurden, feuerte ein Mann drei donnernde Schüsse aus seinem Gewehr gen Himmel. Singend zogen wir etwa 1 km Feldwegs weiter. Plötzlich stand die Gegend hinter Bostel vor meinen Augen: weite grüne Wiesen mit Reisfeldern, im Hintergrund von Wäldern umsäumt; Ziegen- und Kuhherden im Gelände. Nur keine heimatlichen Bäume, sondern Betelnußpalmen, Mangobäume, Bambussstauden von der Höhe alter Buchen: Im Unterschied zu Bihar steht alles grün im Saft und neben den schmucken Bambushütten liegen kleine Gemüsegärten mit Tomaten, Kohl und blauen Eierfrüchten (auberginen). Wir biegen auf eine Anhöhe ein: neben der Kirche ist ein großes Bambuszelt errichtet, in dem wir bei hereinbrechender Dämmerung unseren Gottesdienst halten. Sturmlaternen (Petroleum) werden hernach gebracht; die Feier nimmt kein Ende. Singend begleiten sie uns dann, nachdem wir allen die Hand geben mußten, den Weg zurück. Doch nach 300 mtrn steht ein alter Hausvater da und lädt uns ein: Es ist der Älteste der Gemeinde, dessen Vater eins als Katechet aus eigenem Antrieb unter seinen Adivasi-Brüdern wirkte. Ein behäbiges kleines Haus, auch aus Bambus, empfängt uns, und während Scharen von Mücken uns plagen, werden wir bestens bewirtet. Alles dauert natürlich lange, zwischendurch besichtigt man die Räume, auch die Küche, wo die Frauen sich alle verlegen lachend abwenden und den Baumwollumhang bis an die Augen hochziehen. Um 21 Uhr sind wir wieder in Tinsukia im Pfarrhaus und sollen um 0,15 Uhr mit dem Nachtzug weiterfahren. Allmählich bekommen wir heraus, daß keine Plätze für uns reserviert wurden. Mr. Samad schlägt vor, mit dem nächsten Personenzug zu fahren, für den wir dann noch ein Abteil 1. Kl. erhalten: Er erinnert an unsere früheren 4. Klassewagen: weit mit geräumigem Mittelgang, die Holzbänke mit einem dunkelbraunen Wachstuch überzogen. Eine zweite Liege läßt sich in halber Höhe anbringen und das Gute war: wir hatten zu viert ein Abteil für uns alleine. Es gab nebenan sogar eine Art von Waschraum, wo man, an einer Strippe ziehend, Wasser aus einer Brause tröpfeln sah. - Die vier Stunden bis zur Abfahrt des Zuges schlichen nur langsam dahin. Da man sich im Pfarrhaus der Mücken nicht wehren konnte, unternahm ich noch einen Spaziergang in den "Ort". Ein junger Lehrer begleitete mich. Was verdienen die Arbeiter in den Teegärten? 35 bis 45 Rp im Monat, in hoher Erntezeit 5 Rp mehr (Er selbst verdient 75,- Rp im Monat, sagte er mir auf mein Befragen). Das liegt unter dem Existenzminimum, wenn

man

Gossner Mission

man nicht einen Garten dabei hat und gelegentlich besondere Zuwendungen erhält. Ein Gewitter zieht auf (deshalb waren wohl die Mücken so zudringlich); hernach fällt sogar 1/2 Stunde lang ein Regen, der erste richtige, den ich in Indien erlebte. Ich stand draußen und habe die Arme ausgebreitet. Das Warten auf dem Bahnhof während fast 2 Stunden - alles hatte die übliche Verspätung von über 1 Stunde - rief Visionen wach: Rourkela stand mir vor Augen, nur daß man dieses Mal sich ganz den indischen Verhältnissen fügen mußte. Soldaten mit Marschgepäck und riesigen Rollen ihres Bettzeuges, Familien mit größeren und kleineren Kindern, kleine nackte Buben, die wie Wiesel durch die Menge eilten, zwischendurch Donner und Blitze; doch es regnete nicht mehr. Bahnbeamte wanderten hin- und her, schauten in unseren Wartesaal 1. Kl. einer Art großer Stube, in der unendlich viele Menschen hockten. Gut war nur der Tee, den man in den Tonbechern serviert erhielt. Unheimlich wirkten die mongolischen Gesichter mit harten Zügen und hervorstehenden Backenknochen, kleine flache Stirnen mit mandelförmigen Augen: Assamesen und Bergvölker, besonders auch aus Nepal. - - Endlich, endlich kam der Zug; zuerst der Express, der überfüllt abfuhr, dann unser Personenzug, bei dem die Abteile 1. Kl. sich nicht öffnen ließen. Am Ende waren wir drinnen, eine kleine elektrische Birne hing irgendwo und ließ uns die Bänke erkennen. Die beddings wurden ausgepackt, man wusch sich die Hände, kroch in den Schlafanzug; der Kampf mit den Mücken dauerte bis gegen Morgen. Zwischendurch fuhr der Zug erstaunlich lange Strecken, um nach Morgengrauen immerfort anzuhalten. Aus den Zeitungen erfuhren wir, daß am Tage zuvor hier ein Zug (Personenzug) ein Explosionsunglück erlebte. Man schreibt es den aufständischen NAGAS zu, die, während ihre "Königin" in Delhi mit Indira Nehru verhandelt, ihre Kraft beweisen wollen: 40 Tote und die gleiche Zahl von Verletzten wurden kurz vor Furkating geborgen. Die Bomben mit Zeitzündern waren in, bezw. unter den Wagen angebracht. In Furkating stiegen wir aus; ich war sehr froh, diese Strecke hinter mir zu haben (aus Notizen in der Presse hatte ich vorher schon entnommen, daß diese Hauptlinie von north-eastern-frontier of Assam recht unsicher sei). Vom Bahnhof geleitet uns ein junger Pastor in seinen Ort Golaghat, wo wir im Grandhotel wohnen sollen. Wir brachten das Gepäck in unseren Raum, doch nachdem ich die Waschgelegenheit auf dem Hof und einen Schwarm von Geiern in der Nähe gesehen hatte, drang ich mit Mr. Samad darauf, daß wir es in der Baptist-Mission versuchen sollten, eine Unterkunft zu bekommen, so stand es auch in unserem Programm, aber aus irgenwelchen Gründen hatte die örtliche Planung es übersehen. Glücklicherweise war die tüchtige, aus Amerika stammende Leiterin nach einigem Zaudern bereit, uns in ein leerstehendes Haus für diese Nacht zu bringen (als wir abends heimkehrten, war in ihrem Haus ein zur Zeit unbenutztes Lehrerinnenzimmer gerüstet: mit sauberer Bettwäsche, Moskitonetzen, einem ordentlichen Waschraum mit zementierter Duschecke). Höhepunkt dieses Tages war die Fahrt in ein südlich gelegenes Gebirge, in dem der Stamm der Mikir haust und wo die Goßnerkirche eine Missionsgemeinde aufbaut. Fast zwei Stunden ging es mit der Taxe durch den schönsten Urwald, den ich erlebte. Immer wieder berührte die sich in Serpentinen emporwindende Straße ein breites Flußbett, in das am Abend viel Großwild zum Baden und Trinken komme. Bambusdschungel von undurchdringlicher Dichte an der Straße; zwischendurch Siedlungen auf freigelegtem Gelände. Sobald das Wasser versiegt, kommen steppenähnliche

Strecken

Gossner Mission

Strecken, die dann wieder im Urwald aufgehen. Endlich waren wir am Ziel: noch ein tiefes Bachbett war zu durchfahren, der Wagen schaffte es, und wir wanderten zwischen Reisfeldern und dann auf zwei Bambusstangen über einen Bach zum Ort. Ein kleiner Kirchenraum, fremdartige Melodien, statt Blumen mehrfarbige Blättergirlanden. Mr. Samad übersetzt meine Ansprache ins Hindi; aufmerksam aber unbeweglich schauen die Gesichter. Ich frage den Katecheten und den Pastor, ob die Mikir Hindi verstehen: mit nichten. Also bitte ich hernach den Pastor, nochmals zu übersetzen und nun tauen sie auf, alle zurückgestaute Teilnahme löst sich. Als wir Abschied nahmen, drängten sie darauf, daß wir das Dorf der einen Gruppe noch ansehen sollten, aus der vier Männer sich haben taufen lassen. Es war ein seltsamer Besuch, nach einigen hundert Metern Waldwegs: fast im Urzustand lebten sie, Männer und Frauen und Kinder, nur mit einem kleinen Schurz bekleidet. Gesichter wie aus Leder, manchmal verwittert, aber in ihrer Weise schön. Die Siedlung sauber gefegt, die Häuser luftig und malerisch in ihren Bambusgeflechten und mit den Reisstrohdächern,. In einem Raum stand ein Webstuhl, auf dessen Rahmen ein wunderbares farbiges Tuch entstand. Hier hätte ich zehn Tage hausen mögen. Die Menschen waren erst scheu, dann drängten sie sich, jeder wollte den Besuchern einmal die Hand gegeben haben. - Später erfuhr ich, daß die Baptisten unter den Assamesen und den Mikirs bereits Gemeinden haben. Während unsere lutherischen Christen meist aus Adivasis aus Chota-Nagpur sind, haben die anderen Kirchen sich den Einwohnern des Landes zugewandt und Literatur in ihrer Sprache veröffentlicht. So schleppte einer der Männer eine große Bibel, in Assamesisch veröffentlicht, herbei. - Es ist eine verheißungsvolle Missionstätigkeit, die der junge Pastor von Golaghat in mehreren Außenstationen leistet. Er selbst war auch ganz glücklich. Zu spät kamen wir heim, um den Pastor aus Tinsukia, der uns als Up-Adhyaksh begleitet hatte, um 7 Uhr an die Bahn zu bringen. Doch wir versuchten es noch: der Zug hatte Verspätung - wie sollte er auch nicht ....

Müde, aber erfüllt von den Eindrücken dieses Tages kehrten wir in der Baptist-Mission-School von Golaghat ein. Zu unserer Überraschung war das bequeme Zimmer gerüstet, wir wuschen uns, setzten uns mit der amerikanischen Prinzipalin und zwei indischen Lehrerinnen an den weiß gedeckten Tisch und genossen es, von schönem Geschirr, mit Messer und Gabel zu speisen; so endete dieser Tag, nicht zuletzt mit einem stillen Dank, daß uns während dieser Fahrt in dem unruhigen Gebiet nichts zugestossen war.

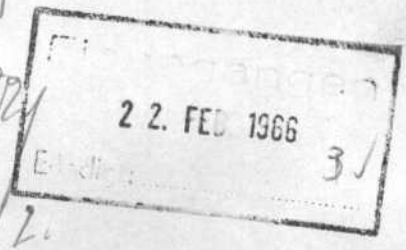
Hans-Helmut P e t e r s

Gossner Mission

Der Landessuperintendent
für den Sprengel Celle

Celle, den 21. Februar 1966

P. Seeberg
Krankenhaus



Herrn
Dr. B e r g
- Gossner Mission -

01 B e r l i n
Handjerystraße 19-20

Sehr geehrter Herr Dr. B e r g !

In der Anlage übersende ich Ihnen fünf Fotografien im Auftrage von Herrn Landessuperintendent Peters. Mit diesen Aufnahmen sind gleichzeitig beste Grüße aus Indien verbunden für Sie.

- 5 Anlagen -

Hochachtungsvoll!

i.A. Boldt
Sekretärin

Gossner Mission

drbg/br
Berlin 41, den 18. 2. 1966

Herrn
Landessuperintendent Peters
z.Zt. Ranchi
G.E.L. Church Compound

Ranchi / BIHAR
INDIA

Lieber Bruder Peters !

Es war uns allen im Gossnerhaus, besonders auch mir persönlich, eine herzliche Freude, als Ihr Brief vom 11. 2. heute aus Khuntitoli eintraf und uns ein wenig teilnehmen ließ an Ihrem Ergehen. Besonders dankbar war ich zu hören, daß Sie gesundheitlich bis jetzt alle Strapazen der langen Fahrten und Besuche in vielen Gemeinden gut überstanden haben und keinerlei tropische Krankheit Sie befallen hat. In Ihrem bzw. unserem Alter ist das ja wahrhaftig keine Selbstverständlichkeit, wenn wir die tägliche Anspannung solcher wochenlangen Reisen mit Gottes Hilfe gut hinter uns bringen, wo man ja fast jede Stunde im Rampenlicht steht und eine Fülle geistlicher und menschlicher Verpflichtungen hat. Daß Sie ausführlich in Amgaon waren, zuletzt in Khuntitoli bei unseren lieben Freunden Bruns Ihr Standquartier hatten und dort die Grundsteinlegung der Kirche als festliche Hauptperson mitbegehen konnten, das alles hat uns sehr nach Chota Nagpur denken lassen; auch, daß Sie einen persönlichen Eindruck von dem komplizierten Problem der Wellesly Square Church empfingen.

Daß Sie nun vor allem auch noch nach Assam kommen - wenn auch in begrenzte Bezirke - ist wunderbar. Meine Frau und ich denken gerade an unseren Besuch dort mit besonderer Freude zurück. Sie werden wahrscheinlich vor allem einen Blick in das neu sich öffnende Missionsgebiet tun, wovon uns Bruder Bage während der Kuratoriumssitzung hier sehr lebendig und konkret erzählte. Gerade Ihre Beobachtungen dort werden uns nach Ihrer Rückkehr sehr interessieren.

Sehr schön ist auch, daß Sie an unseren ständigen "Bilderhunger" denken, und wir von dieser Seite aus nach Ihrer Rückkehr noch einiges erwarten dürfen. Bruder Krockert erwarten wir Sonntag in acht Tagen hier in Berlin und hoffen, dann nähere Einzelheiten von seinem und Ihrer beider Ergehen zu hören.

Frau Lokies, die ich auf der Rückfahrt von Bielefeld jüngst in Hannover telefonisch sprach, sagte mir voller Freude von Ihrem Rundbrief, den wir bisher nicht empfingen. Da ich aber am kommenden Mittwoch bei Bruder Schmidt-Clausen über einige Fragen zu verhandeln habe, werde ich dort sicher Gelegenheit haben, ihn in die Hand zu bekommen und als Ergänzung Ihres persönlichen Briefes zu lesen.

Nun liegt noch die besonders schöne Erfahrung mit den vielen Amtsbrüdern der Gossner Kirche während des Refresher-Courses vor Ihnen. Auch daran denke ich in den vergangenen beiden Jahren mit großer Freude zurück als besonders intensive Tage des Dienstes und des persönlichen Austausches. Gott behüte Sie weiterhin, lieber Bruder Peters, und schenke Ihnen - wie bisher - offene Türen und gesegnete Aufnahme bei allen Freunden, so gewiß Sie auch mit mancherlei Problemen und Schwierigkeiten beladen werden. Wir danken Ihnen jedenfalls von Herzen für den Dienst, den Sie im Auftrag Ihrer

b.w.

Gossner Mission

Heimatkirche und zum Segen der Gossnerarbeit so bereitwillig und brüderlich übernommen haben.

Mit freundlichen Grüßen

bin ich Ihr

P.S.

Eben sehe ich noch Ihren handschriftlichen Vermerk auf der Rückseite Ihres Briefes. Ich hoffe, daß es jene Karten aus dem Jahre 1953 sind, die vielleicht schon ein wenig veraltet sind, aber die offenbar doch noch einen gewissen Dienst leisten können. Wir schicken sie gleichzeitig als Luftpost-Drucksache an Ihre Adresse ab, damit Sie sie dann während des Refresher-Courses den Beteiligten weitergeben können.

D.O.

Gossner Mission

Jorhat/Assam, den 15. Februar 1966

Ihr Lieben!

Den heutigen Tag muß ich besonders beschreiben. Mit der kühnsten Phantasie konnte man sich seinen Verlauf nicht vorstellen. Da ich aber jetzt in einem gepflegten Gästehaus einer Tee-Forschungsplantage sitze, vor einem offenen Kamin, in dem die Kohlen noch glimmen, kann man nur sagen: "Ende gut, alles gut". Wann begann der Tag eigentlich? Um 3,30 Wecken im Great-Eastern-Hotel, damit Mr. Samad, der Sekretär der Goßnerkirche, der mich auf der Assam-Reise begleitet, und ich rechtzeitig zum Flughafen hinauskommen könnten. Wir besaßen zwar die Flugkarten Calcutta-Gauhati-Jorhat-Mohanbari, doch waren sie von Ranchi zu spät bestellt, so daß wir auf der Warteliste die Plätze 2 und 3 einnahmen. Verhandlungen mit dem Assistant-Manager von Indian Airlines hatten gestern ergeben, daß er uns ein Papier ausstellte, bis Jorhat sei unser Flug ok, d.h. wir dürften reisen; ich traute allerdings dieser handschriftlichen Zusage nicht. Als wir dann pünktlich um 4,30 Uhr im Stadtbüro der Indian Airlines waren, wurde uns erklärt: Sie fliegen erst um 10 Uhr! Ich versuchte, mit zwei Beamten unsere Chancen zu klären; beide versicherten kopfschüttelnd (was hierzulande ja Zusicherung bedeutet), mit dem 10 Uhr Flug könnten wir los. Also ermahnten Mr. Samad und ich uns zur Geduld. Ich nahm die Schreibmaschine heraus, bekam auf der Ecke eines Schreibtisches einen Platz und schrieb am Bericht weiter; Mr. Samad holte Nachtschlaf nach. Die Beamten interessierten sich, nachdem die Fluggäste für Delhi und zwei weitere Frühflüge abgefertigt waren, für die schöne Schreibmaschine, ich verteilte Briefumschläge mit deutschen Marken (mir war ja ein ganzes Päckchen Briefe von Ranchi her mitgebracht worden). Um 6,30 Uhr machte ich die Maschine zu; es war auch gut, denn kurz darauf kam ein Chef, der an diesem Schreibtisch Platz nahm. Alle Angestellten meldeten sich bei ihm. Mr. Samad und ich versuchten nun, irgendwo Frühstück zu essen. In der Nähe war kein größeres Hotel, aber ein indischer Betrieb, der gerade gesäubert wurde. Eine halbe Stunde schlenderten wir durch Chinatown, um dann ein gutes Frühstück mit Corn-flakes, ommelette (mit grünem Chilli), Toast und Tee einzunehmen. 8,30 Uhr kam der entscheidende Augenblick, wo wir uns in der Reihe der Fluggäste für den Gauhati-Flug anstellten. Stirnrunzeln des fremden Beamten (für uns fremden Beamten): Wir seien ja nur auf der Warteliste - doch die handschriftliche Empfehlung des Chefs wirkte. Wenige Minuten später war das Gepäck registriert und wir hatten unsere embarcations-cards, mit denen man auf dem Flugplatz durch alle Sperren kommt und das Flugzeug besteigen kann. Um ½ 10 Uhr standen wir draußen auf dem Gelände des Dum-Dum-Airport (so genannt nach einer alten Munitionsfabrik, die die Briten einst anlegten). Durchsage: die Maschine nach Gauhati startet erst um 11 Uhr. Wir setzten uns in das Restaurant, Motto: "abwarten und Tee trinken"; das habe ich neu schätzen gelernt. Als wir um 11 Uhr mit der viermotorigen Rolls-Royce-Turbo-Prop starteten, waren wir glücklich und dankbar. Offen blieb nur noch, ob wir in Jorhat, wo diese Maschine ihren Flug beendete, in einer wesentlich kleineren Dakota mitgenommen werden könnten. Nach 1 St., 10 Minuten Flug, durch Wolken mit viel Geschüttel, während dessen wir uns sogar anschnallen mußten, Landung in Gauhati. Wir sind in Assam! Welch ein Gefühl! Es ist heiß, aber ein frischer Wind erquickt. Im Flughafengebäude sehe ich mich um: auf einer Flugtafel steht unsere Maschine mit 1 stündiger Verspätung angegeben. Außerdem heißt es: Flight 211 and 212 chancelled due operation reason. Mir schießt durch den

Kopf

Gossner Mission

Kopf: Ist das nicht der Flug Jorhat-Mohanbari, den wir haben möchten? Waren draußen nicht Streikparolen angeschlagen? Langsam fügt sich das Bild zusammen. In der Tat, das bedeutete auch die kleine Notiz im Statesman von heute früh! 40 Minuten später waren wir in Jorhat und die etwa 30 Passagiere sahen sich alle vor dem gleichen Problem: Hier hört für heute diese Transportmöglichkeit auf. Das Bodenpersonal streikt, wegen ungerechter Behandlung von zwei Stewardessen. Bis Tinsukiya, wo der Adhyaksh C.H. Horo und der dortige Pastor uns erwarten, sind es 150 km; der Flugplatz Mohanbari, von dem sie uns mit einem Taxi abholen wollten, ist noch etwas weiter. Von Calcutta hatten wir um 10 Uhr vorsorglich ein Telegramm (Express) aufgegeben, das vordringlich durchkommen soll: Flight until Johat ok. are still hoping..... Wir sagten uns: Aus der Zeitung werden sie erfahren, daß gestreikt wird. Wenn sie unser Telegramm 4 Stunden später d.h. um 2.p.m. erhalten - es war inzwischen 3 Uhr -, kommen sie vielleicht mit dem Taxi hierher? Auf Kosten der Indian-Airlines durften wir zu Mittag essen, in einer Bambushütte mit Lehmwänden. Es schmeckte gut, wir hatten Bestecke, das trübe Wasser wagte ich nicht zu trinken, sondern bestellte Tee. Bald darauf wurde das Büro am Flughafen geschlossen. Wir fuhren in den Ort, der unter Palmen, Mangobäumen und hohen Bambusstauden malerisch und schmutzig sich ausbreitet; überall Militär, der Flughafenvon Militärmaschinen bestückt. Das Stadtbüro war eine kleine Baracke. Dort hinterließen wir für Rev. Horo, falls er anrufen oder kommen sollte, eine Nachricht wir würden im Hotel X übernachten. Allmählich machte sich die Müdigkeit bemerkbar. In zwei Rikschas machten wir uns mit allem Gepäck auf den Weg. Man hatte uns das Broadway-Hotel empfohlen. Je weiter wir in den Ort kamen, um so tiefer sank mein Mut. Das war alles so indisch - und das "Hotel" auch: in der offenen Veranda saß ein Sikh. Glücklicherweise hatte er kein Zimmer mehr frei (Das Barakkenähnliche Haus war so schmutzig und stank derart .....). Ein Gästehaus war uns noch genannt, aber das liege 4 Meilen außerhalb; man muß ein Taxi nehmen. So kurvten unsere Rikschas wieder eine Strecke Wegs zurück. Und richtig, da stand ein Auto. Der Fahrer war bereit. Das Gepäck wurde verfrachtet, wir setzten uns auf einen Sitz, der nur in Fetzen einen früheren Bezug erkennen ließ; sonst trat sein Innenleben zutage. Ein Junge rannte und goß aus einem Kanister Benzin ein. Ein anderer warf den Motor mit einer Handkurbel an: Wir fuhren zwei Meter; Schluß. Der Motor wurde neu angeworfen, doch die Kurbel drehte sich - ohne Erfolg. Entmutigt warf der Bengel das Eisen klirrend auf die Straße. Ich schaute mich um. Hinter uns steht tatsächlich noch ein Auto. Der Fahrer nickt und lacht. Wir laden um, los geht's. Zwei Mal habe ich die beiden Bengels, die uns fuhren, bedroht, langsamer zu fahren; es war halsbrecherisch. Mit dauerndem Gehupe scheuchten sie von der engen Straße, was friedlich des Wegs zog: Menschen und Vieh. Entgegenkommende Fahrzeuge bedeuteten eine Atempause - und wieder rasten sie, sich offenbar gegenseitig anfeuernd: Denen wollen wir's zeigen. Nach hin und her durch Straßen und Wege bogen wir ein. Am Tor stand: Tea Research Association, Tocklai Experimental Station, Cinnamara. Gepflegte Wege, eingefaßte Rasenflächen, saubere Bungalowhäuser in europäischem Stil. Wir biegen in einen Weg ein und halten vor einem herrschaftlichen Haus unter dem Vorbau: Das hat wohl ein reicher Teeplantagenbesitzer vor 60 Jahren erbaut. Kurzer Besuch bei dem indischen Direktor Sri Dutta: Sie können unterkommen. Eben haben wir um 9 Uhr zu Abend gegessen: Suppe mit Spargel,

Fisch

Gossner Mission

Fisch, Fleisch mit Wurzeln und Erbsen, Sahnegebäck - und dann fragte der Diener: Wollen Sie Kaffee oder Tee? - - Das Zimmer ist gut möbliert, erinnert an unsere Gästehäuser in San Remo; alles sauber mit schönen Decken. Auf dem Eßtisch in der Mitte ein wunderschönes Blumenarrangement ..... Nun wollen wir nach diesem ereignisreichen Tag erst einmal ausschlafen. An Rev. Horo haben wir telegraphisch unseren Standort gemeldet. Nun gute Nacht; es ist zehn Minuten vor zwölf (und morgen hat unsere Mutter in Celle Geburtstag).

Am 16. Februar 1966.
Die Nacht war erquickend nach dem langen Tag. Heute früh lag die Landschaft unter einer Nebelhülle, die gegen neun Uhr von einer heißen Sonne durchbrochen wurde. Dann kam ein Wind von den Bergen auf. Der Besuch bei dem Leiter der Versuchsstation, Sri Dutta, war interessant und hilfreich. Ursprünglich eine Gründung verschiedener großer Tee-Firmen ist die Versuchsanstalt jetzt auch von Delhi aus unterstützt. Übermorgen kommen Landsleute von Ihnen, sagte er. Ich las Namen von drei Firmen; Bünting-Tee, Leer, Mesmer-Tee, Frankfurt, Teekanne-Düsseldorf, und ein junger 23-jähriger Tee-taster. Da wir leider weder von Rev. Horo-Tezpur noch Rev. Kongari-Tinzukiya Nachricht erhielten, haben Mr. Samad und ich uns entschlossen, am 17. Februar mit dem 9 Uhr Express-Zug nach T. zu fahren; gegen 14 Uhr werden wir dann dort sein. Über diese unerwartete Ruhepause in herrlicher Stille, kühlem Klima und dem gepflegten Hause bin ich gar nicht böse. Oft sind meine Gedanken heute in Celle gewesen. Und die vielen Blumen im Garten haben für unsere Mutter geblüht. . . . . .

Hans-Helmut P e t e r s

Gossner Mission

Khutitoli, den 12. Februar 1966

Meine lieben Freunde!

Die letzten vier Tage im hiesigen Kirchengebiet sind gekommen, Sonntag bin ich noch in Konronjo, das sie auch Plathpur nennen, und fahre abends von Rourkela mit dem Zug nach Calcutta, und fliege am 15. Februar weiter nach Assam. Bisher waren diese Tage besonders erlebnisreich, weil man Menschen wieder begegnet, die man 1961 sah. Und sie erinnern sich ja so genau!

Am 10. Februar stand auf dem Programm: visit to Behrikudar. Vormittags waren wir auf der Straße (Richtung Ranchi) unterwegs, kamen durch Biru, in dem noch heute ein Raj residiert, der einst König des Reiches Biru war, in den Zeiten des Beginns der Mission. Hinter Biru zog vor uns auf der Straße eine Gruppe: zwei große Trommeln wurden geschlagen, drei Hirtenflöten machten Musik wie ein Dudelsack, zwei lange Stangen hielten eine Art von Trompete, an derem unteren Ende ein Mundstück stoßweise Töne erzeugte. Wir wollten sie überholen; es gelang nicht. Allmählich merkten wir, daß diese Musik uns galt. Eine kleine Gemeinde hatte sie für uns bestellt. Sie gerieten in immer größere Begeisterung, die vor allem durch die Trommeln wiedergegeben wird. Dann stand die Gemeinde am Wege. Bekränzt zogen wir den Feldweg entlang. Die Trommler setzten sich zwischendurch, ohne ihre Musik zu unterbrechen. Dr. Bage sagte: sie tanzen! Dann kniete sich der eine Trommler mit seinem großen Instrument nieder und nahm einen anderen Musikanten auf seine Schultern, das wiederholte sich mehrere Male, bis er am Ende den Spezialkollegen der Kapelle mit seiner großen Trommel auch hochgehoben hatte. Nur einer der Musikanten, das erfuhren wir, war Christ; alle anderen Hindus aus Biru. Dr. Bage benutzte seine Ansprache zur Evangelisation und ich versuchte auch, einige Worte an diese Männer zu richten. Zwischen den Liedern der Gemeinde wurden wir mit Tee und gekochten Eiern bewirtet. Dann überreichten sie mir einen weiten spitzen Hut, aus Blättern geflochten, ähnlich wie sie ihn in Saigon aus Stroh tragen. Ein Schultertuch wurde mir umgelegt, ein schöner Spanholzkorb geschenkt und am Ende ein kleines Huhn, das kläglich piepend mit gefesselten Füßen in meinen Händen lag.. .... -- Auf der Rückfahrt wollte ich das Haus des Raj von Biru sehen. Wir fuhren in den Ort ein und kamen durch ein altes, schön geschwungenes Tor in einen weiten Hof. Blendend weiß lag der "Palast" vor uns: ein großes Fenster mit dem alten Elefantenmuster, eine breite Veranda mit Freitreppe. Einige Diener erschienen: der Raj sei verreist. Nach einigem Zögern: ob wir uns den Palast ansehen wollten. Durch die angenehm kühlen und dunklen Räume schritten wir zum Innenhof. Links die Frauengemächer, rechts im Hof ein Säulentempelchen, in dessen Innerem früher die Staatsberatungen gehalten worden seien. In einem der Zimmer um einen großen Tisch hohe (europäische) Stühle, an den Wänden die Bilder der letzten drei Generationen. Der Großvater des heutigen Raj war ein Christenfeind; am Ende ging er mitden Missionaren besser um. Politisch hat der Raj heut keine Bedeutung mehr, aber noch erheblichen Besitz. Beim Abschied erschien noch ein weißgekleideter Inder mit einem roten Zeichen auf der Stirn: ein von Benares auf Visitationsreise befindlicher Hindupriester, der besonderen Wert darauf legte, nach einem Gespräch mit Dr. Bage mir noch die Hand zu geben. - Mittag aßen wir in einer anderen Gemeinde. Es war jene, die uns 1961, als wir mit Bischof Lilje nach Ranchi zurückfahren wollten, auf freiem Feld die Ehrenpforte

errichtete

Gossner Mission

errichtete: eine Kirche sollte gebaut werden. An der gleichen Stelle stand wieder ein grünes Tor. Sie sangen, eine Schule steht dort; bis zur Kirche hat es noch nicht gereicht. Und dann ging es unter der heißen Sonne fünfhundert Meter weit bis ins Dorf. Wie gut, daß ich den Blätterhut aufhatte. Knapp zwei Stunden Mittagsruhe in Khutitoli und zum zweiten Male zogen wir los in den Dschungel, dies Mal nach Jamadokar, wo der alte Mann wohnte, jener Alte, den ich 1961 sah. Nach wenigen Kilometern Landstraße ging's wieder auf den Feldweg ab. Der Jeep schaukelte im Staub. Nach einer halben Stunde war das erste Ehrentor da: die Gemeinde von Garja wartete. Nach einer Stunde ging's weiter; der Jeep wollte nicht anspringen. Unter allgemeinem Halloh wurde er von vielen hilfsbereiten Händen angeschoben und immer näher kam jene Landschaft, die mir von dem Besuch 1961 noch so lebendig vor Augen stand. - Damals waren wir - unvergeßlich - von dem Häuptling des Dorfes eingeladen worden und beim Abschied hatte der alte Mann plötzlich Tränen in den Augen. Als ich den Dolmetscher fragte, warum er weine, wurde mir erklärt: Er sei alt und denke, das letzte Mal in seinem Leben komme ein Weißer in seinen Ort (Er hing noch an dem Missionar, Vater Lokies, der ihn "erzogen" hätte). Und dann waren damals seine letzten Worte: Der weiße Mann soll wiederkommen und unseren Glauben stärken. - Und nun stand er auf dem Feld in der ersten Reihe, unverkennbar mit seinem kleinen Schnauzbart auf der Oberlippe: Bishram Kullu, aus Jamadschar. Ich hatte damals gedacht: sein Wunsch gilt dem weißen Manne allgemein. Seit ich diese Reise vorbereitete, hat mich sein Wort begleitet, weil es unerwartet mir persönlich gelten sollte. - - -

Zur Zeit Calcutta, den 15. Februar 1966.

Mit dem Schreiben des Berichtes bin ich in den letzten Tagen nicht nachgekommen. Im Augenblick ist es 5 Uhr morgens. Ich sitze im Stadtbüro der Indien Airlines; eigentlich sollten Mr. Samad und ich nach Gauhati/Assam fliegen. Doch es wurde nichts daraus, weswegen eigentlich? Es ist zu kompliziert, es zu beschreiben. Viel indische "irrationale" Momente spielen eine Rolle. Nun sollen wir um 8,30 Uhr zum Flugplatz fahren, um von einer anderen Maschine (vielleicht) mitgenommen zu werden. Begleitet werde ich vom Sekretär der Goßnerkirche, Mr. Samad; wir trösten uns gegenseitig. Ihn habe ich mit dem Gepäck in eine Ecke gesetzt, wo er schläft. Ich freue mich, die Zeit nutzen zu können. Ein indischer Flugangestellter gab mir eine Ecke auf seinem Schreibtisch, als ich suchend fragte: I wonder if somewhere could be ..... Darauf: Yes Sir, here.... Der erste Schub der Reisenden hat das Büro um 3/4 5 und 5 Uhr verlassen: Maschine nach Delhi und nach Gauhati. Mit letzterer fuhren ein aus Deutschland stammender Arzt, der in Maleysia arbeitete, mit seiner Frau, deren Mutter in Celle, Wittingerstraße, zur Zeit das Kind betreut. Gestern trafen wir uns, zuerst im Assam-house, dann überraschend im Flugbüro. Lange haben wir uns gegenseitig erzählt..... Doch nun zurück zum Bericht.

In Jamadohar wurde ein richtiger Gottesdienst in der Kirche gefeiert. Erst jetzt fiel mir auf, daß sie in Feldsteinen aufgeführt ist; nur in wenigen Dörfern können sie sich das leisten. Aber "mein" Bishram Kullu, der Dorfälteste, ist ein reicher Mann. Für den Raj von Biru hat er als Contractor gearbeitet, d.h. als Bauunternehmer in dem damaligen "Königreich" Biru. So hat er seinem Dorf dies schmucke Bauwerk schenken können. Was in der Feier geschah, war wieder schön, doch mit dem Beschrei-

Gossner Mission

ben will ich Euch nicht ermüden. Ein Höhepunkt ist immer, wenn sie alle die zehn Gebote gemeinsam sprechen, zu Beginn vor der Bitte "Herr, erbarme dich", und am Ende das Vater Unser: He hamare Pita, Jo swarg men hae, Tera Nam pawitra kiya jae. Tera Rajya awe. Teri ichchhe jaise Swarg men, waise Prithvi par bhi howe. - Hamare prati din ki roti aj, hamko de aur hamare apradhong ko kshama kar. Jaise ham bbi apne apradhiyon ko kshama karte haen. Aur hamko pariksha men mat dal, parantu Burai se chhura, kyonki Rajya aur Prakraim aur Mahima sada teri hi hae. Amin. So hat Dr. Bage es mir freundlicherweise beschrieben, wie sie es in Hindi (?) sprechen. Vier Petroleumlampen erleuchteten den Raum; im Dunkel sah man die vielen aufmerksamen Augen von Alt und Jung. Als alles zuende war und ich den Segen gesprochen hatte, fing eine Frau, ihren Säugling auf dem Arm, im Licht einer hochgehaltenen Lampe noch einmal mit einigen an zu singen; es wollte das Feiern kein Ende nehmen. Dann war neben der Kirche Barakana gerüstet, d.h. großes Festessen. Dies Mal saßen wir an Tischen, die offiziellen Gäste und Gastgeber, etwa 8 Menschen; ringsherum hockten und standen die Menschen geduldig und sahen zu, wie es uns schmeckte. - Ich wollte noch einmal den Ort sehen, wo wir seinerzeit Gäste von B. Kullu waren. Da lag die "Veranda", mit den Bildern von H. Lokies, King George and the Queen, Mahatna Ghandij und Nehru. Alles mußten wir noch besichtigen: die Küche, in der die Frauen die Barakana gerüstet hatten. Auf vielen kleinen Feuerstellen, aus Lehm gefertigt, standen die Töpfe: was hatten sie uns alles serviert! Reis in riesigen Mengen auf blanken Messingtellern, Dal in Schälchen (eine Art Linsensuppe), würziges Ziegenfleisch (dies Mal nicht so scharf gewürzt), gedämpften Weißkohl, Tomatensalat; sicherlich habe ich etwas vergessen. Das Eindrucksvollste war der große Vorratsraum in der Mitte der Hütten: große aus Stroh geflochtene Behälter mit Reis. Einer faßte wohl zehn Zentner. Daneben standen zwei flachere Körbe mit kleinen Kartoffeln.... Der Mond war noch nicht aufgegangen, als wir uns verabschiedeten. Der Jeep mußte angeschoben werden, zum großen Halloh der Gemeinde. Mit viel Winken ging's in die dunkle Nacht. Auf dem ausgefahrenen Feldweg kamen uns Karawanen von Ochsenkarren entgegen. Man sah zuerst nur die schwankenden Petroleumlampen der Deichseln, dann glühten Augen auf, dann erschien der schmale runde Aufbau des ersten Wagens. Meist hielt sie an, zogen die Tiere seitwärts auf die Felder, und wir quälten uns vorbei. Es sind wohl 40 Karren gewesen, die in Gruppen entgegenkamen, jedesmal in eine Staubwolke eingehüllt. Unter dem Ehrentor von Garja, das uns am Nachmittag empfing, zogen gerade einige Karren durch; ein schönes Bild in der Nacht .....

In Takarma waren wir auch einen Tag, jener abseits liegenden Gemeinde, von der Dr. Bage erzählte: Ranchi ist der Kopf und Takarma das Herz, so sagte D. Lokies immer. Viel Zeit hatten wir an diesem Tage. Während Dr. Bage nachmittags noch eine Taufe hielt, war ich lange mit dem Pastor und den Katecheten zusammen. So konnte man viel fragen und sich erzählen. Alle Familienbilder wurden gezeigt (wozu sonst ja selten Zeit bleibt). Am Ende kamen die Frauen und die Kinder und wollten sie auch sehen; da mußten Gruppen eingeteilt werden, damit das Gedränge nicht zu groß wurde.

- - - - - - - -

Zehn Tage war Khutitoli mein Standquartier gewesen. Der Abschied fiel richtig schwer. Herr Bruns und seine Frau hatten uns so gastfreundlich aufgenommen; der kleine Sohn Eerke und das Töchterlein Antje sind richtige Ostfriesenkinder, mitten im Hochland von Bihar. Es ist warm geworden. Die Sonne geht gegen 7 Uhr auf und bescheint unbarmherzig das Land; erst ab 16 Uhr wird es etwas erträglicher, doch das Erdreich

strahlt

Gossner Mission

strahlt die Hitze noch spät in der Nacht aus. Die Blätter fallen von den Bäumen; die Natur hält den Atem an. Dabei sind es noch drei bis vier Monate zur nächsten Regenzeit; man weiß nicht, wie Mensch und Kreatur durchkommen werden.....

Calcutta, den 15. Februar.

Beim Schreiben im Büro der Air India ist es inzwischen Morgen geworden; die Uhr zeigt 6,30, draußen werden die Straßen mit Strohwedeln gefegt, die Menschen eilen zur Arbeit. Ich darf noch weiter an dem Schreibtisch sitzen.

Sonnabend fuhren wir nachmittags von Khutitoli ab nach Koronjo. Eine Delegation war noch aufgetaucht, wir möchten eine unterwegs, nicht weit von der Hauptstraße liegende Gemeinde besuchen. Dasgeschah, doch mußten wir dort einen treuen alten Mann sehr enttäuschen, der gemeint hatte, es ließe sich noch ein zweiter Besuch einschieben. So hat in Rajabasa die Gemeinde vergeblich gewartet. Dieser Empfang war dadurch interessant, als zwei recht aktive Jungen- und Mädchengruppen das Programm gestalteten und sogar von sich aus Fragen stellten. - Die Dunkelheit brach bereits herein, als wir zwischen den winkenden Menschen Abschiednahmen. Über eine Stunde führte der Dschungelweg nach Art einer Berg- und Talbahn. Zwei Mal ging es durch Flüsse, in dren Bett Reste von Brücken lagen. Die Öffnungen für das Wasser waren zu klein gewesen; sie hatten keine Regenzeit überdauert. Steil waren die Ufer auf beiden Seiten. Unterwegs sagte ich zu Dr. Bage: Wir wurden bereits früher erwartet; die arme Gemeinde und die unruhigen Pastoren.. Doch es war garnicht so schlimm; sie hätten es sich schon gedacht und seien froh, daß wir gut eingetroffen wären. Es gab in der Nacht keinen Empfang mehr, wir wurden zu dem alten Missionarshaus geleitet, das die im Lande weitbekannte und berühmte Plathpur-Highschool beherbergt. Wie oft hörte ich von Laien und Pastoren: dort sind wir ausgebildet worden. Koronjo hat für den großen Bezirk seiner Synode und darüber hinaus Bedeutung. Auf der Veranda wurde das Abendessen gerüstet. Zwei Schulräume waren für unsere Übernachtung eingerichtet: die Bänke standen draußen, drei Schlafgestelle, mit Stricken bespannt, warteten auf uns. Dann schleppten sie für mich Decken und ein Laken herbei und einen Stuhl. Meine Anzüge und den Lutherrock konnte ich am Fensterkreuz, in dem glücklicherweise kein Glas war, aufhängen. In einem anderen Raum war das Bad: eine zementierte Ecke, in der ich beim milden Schein einer Petroleumlampe unten ein kleines Loch sah; dort lief das Wasser ab (und stand dann draußen vor dem Haus). Ähnlich war in einem anderen "Baderaum" das Örtchen installiert. Da stand der Nachtstuhl. - - - - Es wurde reichlich aufgetragen; mir wurde es etwas zu viel, denn in der letzten Gemeinde mußten wir vor drei Stunden bereits der Gastfreundschaft Ehre erweisen. Zum Tee gab es knusprige dünne Knäckebrotfladen, mit einem besonderen Gewürz. Die Nacht war nicht gut, ich hatte zu spät gegessen und zum ersten Male revoltierte der Magen. Doch hatte ich Unterhaltung. Draußen war unter den Bäumen, etwa 200 Meter entfernt, der Jahrmarkt. Bis nach zwölf und dann von fünf Uhr an wurde getrommelt..... Sonst war es still, nur Fledermäuse huschten durch die Fenster.

Sonntag früh war der Gottesdienst auf 9 Uhr angesetzt, eher als sonst, weil es in der Kirche hernach heiß wird. Sie ist zwar hoch, hat aber

ein

Gossner Mission

ein eisernes Wellblechdach. Wir tranken um 8 auf der Veranda unseren Tee, um 1/2 9 "läutete" zum ersten Mal. Hier werden wie in vielen Gemeinden zwei Bronzescheiben angeschlagen, mit Terzintervall, in verschiedenem Rhythmus. Um 9 Uhr kam der Ortspastor und meinte, wir sollten erst später beginnen. Die Djatra (Jahrmarkt) lasse die Menschen zu Haus erst Mittag essen, damit sie dann nach der Kirche gleich hier bleiben könnten. - Diese Diagnose erwies sich als irrig; denn um 10 Uhr hatte die von allen Seiten auf schmalen Pfaden heranströmende Gemeinde das Gotteshaus gefüllt. Vor der Kirche steht ein Obelisk und vermerkt das Gründungsjahr von Plathpur: 1885; in der Kirche wurde zum 50. Kirchweihtag 1955 auch eine Marmortafel angebracht: Koronjo-Plathpur. Wie haben sie wieder gesungen! Hier gibt es kein Begleitinstrument; der Kantor stimmt an. Bei längeren Chorälen westlicher Tradition halten sie den Ton nicht, deswegen wird der zweite Vers einfach eine Sekunde odergar eine Terz höher angestimmt. Das hat zur Folge, daß beim dritten Vers meine Stimme nicht mehr mitkommt; doch die Gemeinde sorgt dafür, daß die Tonhöhe wieder erträglich wird (Das wurde mir fast ein Sinnbild für manches Tun in Indien; mit gutem Willen wollen sie es besser machen und verlieren plötzlich das Maß).

Gepredigt habe ich über Hebr. 13, 7-9. Dr. Bage stand neben mir auf der Kanzel und übersetzte Satz für Satz; in diesem Fall kann ich deutsch sprechen, sonst muß es oft auf englisch geschehen. Gebrauchen kann man nur ganz kurze Sätze, möglichst konkret. (Und dann ist es rührend, wie aufmerksam die Gemeinde an beiden Sprechern hängt - und wie ein Leuchten über die Gesichter huscht, wenn die Geschichte mit dem Taufkleid aus Ranchi langsam begriffen wird. Das ist besonders schön und ich schäme mich auch nicht, damit hausieren zu gehen.) Zwischendurch werden indische Evangeliumslieder gesungen: "Schon in diesem Leben werden wir Jesus sprechen" - Im Gottesdienst redet er mit uns. Wenn wir in der Bibel lesen, kommt er mit seinem Wort. (Wenn wir prayermeeting halten, tröstet er uns.) Schon in diesem Leben können wir mit Jesus sprechen ((So flüsterte mir Dr. Bage die Übersetzung zu)). Die Liturgie endete wieder mit dem gemeinsamen Vater Unser und Segen, der durch die Gemeinde mit dreimaligen Amen ((aus der altpreußischen Liturgie)) aufgenommen wird; das ist allgemeines Gut. - Dann wurde ein Tisch in die Mitte gestellt und die Begrüßungen begannen; es waren fünf nacheinander: Synode, Kirchengemeinde, Männer, Frauen und ein Schulvorstand. Jeder gab eine Art von Tätigkeitsbericht, manchmal mir schriftlich auf englisch überreicht, oft in Hindi. Und dann folgten die Geschenke. In Koronjo sprengte es alle Maße: es war due reinste Weihnachtsüberraschung. Am meisten freute ich mich über den schönen schalenförmigen Korb "Mit dem soll Ihre Frau Gemüse von dem Markte holen" hieß es: es ist einer jener Körbe, mit denen das Reisopfer im Gottesdienst eingesammelt wird! Tigeraxt, Bogen und vier Pfeile waren auch wieder dabei. Der junge Leiter einer Mittelschule sprach zuletzt. Während seiner Ansprache merkten Dr. Bage und ich, daß er aus dem Orte kam, den wir eigentlich gestern nachmittags noch hatten besuchen sollen: Rajabasa. Die Mittelschule hat so-und-soviel Kinder, seine Frau unterrichtet mit. Sie muß erweitert werden, das soll so-und-soviel kosten. Ich dachte: es ist ja rührend, aber was soll das alles hier? Und dann folgte: Wir hatten eine Vorstandssitzung am ..... Februar. Da wurde gesagt: Koronjo hat eine Plathpur-High-School. Warum soll Rajabasa nicht, wenn der Urenkel kommt, eine Rev. H. Peters-Middle-School haben. Das sei beschlossen und ich möge es mir ansehen....

Dr. Bage

Gossner Mission

Dr. Bage war genauso überrascht wie ich, doch entgegen meinem Zögern: dies soll man nicht tun, riet er, die Beziehung so zu pflegen. Nachmittags habe ich den Ort auf dem Weg nach Rourkela noch besucht: tief im Dschungel gelegen, ganz primitiv und zugleich rührend. Am liebsten hätte ich gleich einen Arbeitsdienst organisiert, um in den "Schulräumen" etwas Ordnung zu schaffen. Sie glichen eher Abteilungen einer Stallung. Eine Kirche haben sie vor Jahren angefangen; die Mauern stehen 1 mtr hoch über dem Boden - dann erlahmte die Kraft. Doch bewegend war, wie dieser junge Lehrer am Nachmittag sein Dorf zusammentrommelte, dann ganz verlegen seine Sätze auf englisch herausquälte (der Katechet hatte anderswo zu tun): Entschuldigen Sie, gestern war alles so festlich gerüstet, heute dagegen..... Ich habe ihn zu trösten versucht und am Ende tranken wir zusammen Tee, wobei die Gemeinde zuschaute. - Der Tag in Koronjo ging schnell dahin. Es war sehr heiß, als wir den Gottesdienst beschlossen. Ich zog die leichteste Kleidung an und wir gingen vor dem Mittagessen noch zum Jahrmarkt. Er wird auf Kirchengelände gehalten und ist für die Plath-High-School eine beachtliche Einnahmequelle. Etwa 500 Stände mögen unter den hohen Bäumen gestanden haben (unsere indischen Freunde schätzen sogar zweitausend): es war malerisch und sehr interessant, was alles an Gewürzen und Lebensmitteln, Geweben und Bronzewaren, Silber und Gold angeboten wurde. Und die Menschen aus den Dschungeldörfern wogten hin und her. Wegen der Dürre würde in diesem Jahr weniger gekauft, sagte man uns. An einem Stand erinnerte sich ein alter Mann (auf Befragen durch Dr. Bage) noch an den Urgroßvater Plath, wie er in K. gewesen sei. Diese Gemeinde ist in ihrer Bedeutung nur wenigen anderen gleich: auf einem Hügel liegen Missionarshaus, Kirche und Schulen. Ringsherum gruppieren sich in der Entfernung bis zu 8 Meilen 14 Siedlungen; zur Synode Koronjo gehören weitere 4 Kirchengemeinden ähnlicher Struktur. Läßt man sich aus der Geschichte der Goßnerkirche erzählen, so wird dieser Ort immer wieder genannt. Mit dem Pastor konnte ich mich auch noch länger unterhalten; viele wandern von hier in das Industriegebiet des südlicheren Orissa aus, behalten aber Verbindung. Erstaunlich ist dabei der Missionswille der Laien; eine geistliche Kraft wird spürbar, die man auf den ersten Blick nicht vermutet.

Müde war ich, als der Jeep mich nachmittags nach Rourkela brachte. Von Dr. Bage und Rev. Topno hatte ich Abschied genommen; mit dem Nachtzug sollte es nach Calcutta gehen. Drückende, rauchige Luft lag über dem Ort; ein Westwind trieb die braunroten Rauchwolken über die Stadt. Auf dem Bahnhof setzten sie mich ab mit meinem Gepäck: Warteraum 1. Kl. Auf Bänken und Stühlen lagen die Wartenden; mir war die Luft zu schwer. Noch 2 1/2 Stunden bis zur Abfahrt des Zuges. Die Bahnsteige glichen einem Heerlager; hier sieben Frauen mit ihren Kindern, meist das Kleinste an der Brust, im Kreis auf dem Boden. Dort gestikulierende Männer, dazwischen eine Gruppe, die schwere Eisenstücke transportierte und hernach in den Expresszug nach Bombay schleppte. Nach 1 Stunde lief der Calcutta-Express schon ein: Sturm auf die Barrikaden. Ich beobachtete es vom Nebenbahnsteig. Ein Teil der Männer hatte sich auf dem Parallelgleis aufgestellt und stieg von dort aus ein, während nach der anderen Seite sich die Abteile leerten. Man kann nur die Türen benutzen; vor den Fenstern sind überall Eisenstäbe. Mit einem Gepäckträger wanderte ich über die hohe Eisenbrücke mit ausgetretenen Holzstufen zum Zug. Man hatte mir im Schlafwagen (airvonditioned) ein Bett

reserviert

Gossner Mission

reserviert. Der Wagen sah von außen braun und schmutzig aus wie alle anderen: drinnen war es eine andere Welt. In mattgrüner Farbe alles sauber gestrichen, zwei Diener waren mit Staubtüchern bereit, noch einmal alles abzuwischen, wo man sich hinsetzen wollte. Wunderbar kühle Luft in dem 2.Betten Abteil, das etwa doppelt so groß ist wie die unsrigen in Europa. Ich zählte meine Gepäckstücke; alles war da. Dann setzte ich mich auf meinen Platz und zündete eine Zigarette an: relaxing.... Als ich nach einiger Zeit noch einmal hinausging, schlug mir die heiße Luft entgegen. Auf dem Bahnsteig standen nur noch abschiednehmende Gruppen, dazwischen liefen Jungens herum, die Tee anboten. Die Lokomotive glich einem feurigen Ofen; Flammen schlugen aus dem Feuerraum unter dem Kessel. Heizer und Lokomotivführer hockten auf dem Bahnsteig neben der Maschine. Vorn hatte sie ein breites Räumgitter auf den Gleisen, stark genug, um eine schlafende Kuh beiseite zu schaffen. Überall saßen in dem Dunkelheit zwischen den Gleisen Inder um kleine Feuer; sie brutzelten ihre Abendmahlzeit. Auf einem Ferngleis leuchtete der große Scheinwerfer eines im Schrittempo einlaufenden Zuges: Zwei riesige Dieselloks rumorten gleichmäßig, während die mit Eisenerz beladenen Waggons, etwa doppelt so lang sie unsere Erzwagen, langsam mit ihren jeweils vier Räder führenden Drehgestellen am Anfang und am Ende des Waggons über die Schienenstöße rumpelten..... Pünktlich um 20,20 Uhr verließ unser Zug Rourkela.

Ein junger Inder war noch eingestiegen; während der Reise stellte sich heraus, daß er bei SIEMENS-India in Rourkela tätigwar, im Rahmen des Stahlwerks. Während er noch aus Tabellen viele Zahlen abschrieb, machte ich es mir in meinem Bett bequem, knipste die Leselampe an und vertiefte mich noch einmal in die Luftpostausgabe der TIME, Ausgabe Asien. Sie trägt die redaktionelle Bemerkung: Diese Ausgabe enspricht wörtlich der in den USA erscheinenden Zeitschrift TIME und ist unzensiert. Sie ist lediglich erweitert durch Anzeigen, die aus dem Wirtschaftsgebiet Asien stammen. - Nicht überall kann man sie bekommen; sie bringt Analysen von Vorgängen aus der ganzen Welt und vermittelt sehr interessante Einblicke. - Dann habe ich gut geschlafen, ohne Mücken und Ton der Dschungeltrommeln ..... Auf der riesigen Howrah-Station, wo Taxis neben dem Zuge halten (offenbar haben die Briten sie einst wie die Victoria-Station in London praktisch angelegt), erwartete mich Mr. Samad, der Kirchensekretär aus Ranchi, um mich auf der Reise nach Assam zu begleiten.

Nachholen muß ich noch eine Bemerkung: Beim Empfang in Takarma wurden Dr. Bage und ich auf besondere Weise eingeholt. Nachdem wir durch den Urwaldweg gerumpelt waren und eine zeitlang über einen gewaltigen Felsboden fuhren, der wie der Rücken eines Wasserbüffels schwarz aus der sandigen Dürre der andschaft emporstieg, stand am Dorfeingang die Gemeinde. Zwei Stühle waren mit farbigem Gewebe zwischen zwei mächtigen Bambusstäben festgebunden. Wir mußten Platz nehmen, kräftige junge Männer hievten uns hoch. Zum ersten Male in meinem Leben wurde ich in einer Sänfte getragen. Es muß ein lustiges Bild gewesen sein, von dem jemand Aufnahmen machte; ob sie mich je erreichen? Takarma hat diese Tradition gepflegt, weil der dort wirkende Missionar so von Ort zu Ort reiste und hernach eine jahrzehntelang tätige Schwester auf diese Weise transportiert wurde - es ging immerhin schneller als im Ochsenkarren.

Hans-Helmut P e t e r s

Gossner Mission

Ein... 18. FEB. 1966 3/

z.Z.Khutitoli, den 11.Februar 1966

Lieber Bruder Berg!

Ihnen und allen im Missionshaus sende ich herzliche Grüße. Bisher ist diese Besuchsreise erfreulich verkaufen, ich habe viele neue Eindrücke gewonnen und besonders durch die Teilnahme an KSS-Sitzungen vom 28.1.bis 2.2. einen Einblick in die innere Struktur und Lage der Goßnerkirche nehmen können. Es war interessant, auch wenn man oft den in Hindi geführten Verhandlungen nicht folgen konnte, die Männer in ihrer Redeweise zu beobachten. Besonders dankbar bin ich für die Offenheit, mit der Dr.Bage mich an den Problemen seiner Kirche teilnehmen läßt.

Zuerst war Ranchi für etwa zehn Tage mein Standquartier. Ich hatte mir auf der Anreise in Calcutta bereits das Permit für Assam besorgt. Leider fand ich im Great-Eastern noch keine Nachricht vor, für welche Zeit der Besuch in Assam geplant sei. Deshalb mußte ich hernach noch einmal für drei Tage nach Calcutta, um den Termin vom Ende Januar auf 14.bis 24.Februar ändern zu lassen. Außerdem mußten bestimmte Distrikte eingetragen werden, da mir ursprünglich nur Sibsagar genehmigt war. Nach einigen Verhandlungen hat es jedoch geklappt, wobei es eine Hilfe war, daß Herr Montag zur gleichen Zeit in Calcutta weilte. Diesen Aufenthalt haben wir dann auch dazu benutzt, Pf. Devadas in der Wellesley-Church einen Besuch zu machen. Ich bin dann ein zweites Mal allein bei ihm gewesen; wir haben vereinbart, daß ich auf der Rückreise von Assam bei ihm einen Gottesdienst halte, am 25.oder 26.Febr. Da ohnehin ein Ruhetag in Ranchi vorgesehen war, konnte ich es so legen.

Z.Z. ist für zehn Tage Khutitoli Standquartier. Von hier aus war ich in Orissa, Birmitrapur, Rajgangpur mit Sonntagsgottesdienst und am gleichen Abend in Rourkela. Durch Vermittlung von Siemens konnte ich auch einen Teil des Werks besichtigen. Herr Roesner führte mich; unterwegs stellten wir fest, daß er aus Hannover stamme, in der Evgl.Jugend Anfang der 5oger Jahre Mitglied war und die Einweihung des Sachsenhain miterlebte. Seine Mutter hatte ihm aus Hannover eine Zeitungsnotiz über meine Reise nach Indien gesandt. Er nimmt erfreulicherweise am Leben der Goßnerkirche teil, war auch zur Taufe der Jüngsten Bruns in Khutitoli. - Amgaon war ein besonderes Erlebnis; lange haben wir natürlich auch über alle damit zusammenhängenden Probleme gesprochen. Doch der positive Eindruck überwiegt; man wünschte sich nur, es könnte stärker missionarisch wirken. Dr. Bage hat mich fast immer begleitet. Zwischen durch notieren wir, was beim Pastors Refresher-Course vorkommen muß. Wir wollen auch eine Zeit gemeinsamen praktischen Dienstes auf dem Compound vorsehen, auf den ich mich besonders freue.

Heut waren wir in Takarma, morgen werden Gemeinden in der Nähe besucht und zum Sonntag reise ich nach Koronjo. Damit schließt die zweite Dekade ab. Nach Assam wird mich H.Samad begleiten, da er noch nicht in diesem Kirchengebiete war. - Hier hatte P.D.Soreng beim Empfang die Grundsteinlegung für die neue Kirche vorgesehen - zur Überraschung von Dr.Bage und Rev.Aind. Nun liegt der Stein, aber ein erster Plan für den Bau ist zu aufwendig; er wird erheblich reduziert werden müssen. Damit hängt die Frage zusammen, in welcher Weise man Neubauten planen soll. Der gute Schwerk muß den Entwurf noch ein-

Gossner Mission



EXAIRMAIL
PAR AVION
एअरमेल पत्र
AEROGRAMME

Herrn Missionsdirektor Dr.Ch.Berg

Handjerystraße

1 B e r l i n - Friedenau

West- G E R M A N Y

SECOND FOLD
NO ENCLOSURES ALLOWED

Könnten wir wohl 7 Exemplare des Übersichtsblattes Gossnerkirche / Ranchi / Gemeinden für die Adhyakshas haben? Am besten mit Luftpost - Drucksache.
Besten Dank! Peters

SENDER'S NAME AND ADDRESS:-

Peters
G.E.L.Church
Ranchi/Bihar
I N D I A

FIRST FOLD

Wir haben bei diesem Empfang einige schwarz-weiß-Aufnahmen gemacht und lassen z.Z. Abzüge in Rourkela vergrößern. Dann erhalten Sie einige; vielleicht ist es für das Missionsblatt zur Reproduktion geeignet. Ich überlege immer, ob ich für diesen Zweck einen besonderen Bericht schreiben soll - einen Rundbrief "für den Hausgebrauch" sende ich an meine Angehörigen; ob Sie ihn wohl auch erhalten? Ich hoffe, wir haben Ihre Anschrift nicht vergessen. Sonst lassen Sie ihn sich bitte aus Celle schicken und machen Auszüge, soweit für die BIENE geeignet erscheint.

Das Zusammensein mit Br. Krockert war besonders schön; auf diese Weise konnte ich wichtige Informationen erhalten und manche Eindrücke korrigieren lassen. Von ihm werden Sie ja auch gehört haben. - Im Blick auf Urteile und Anregungen halte ich mich noch sehr zurück. Vorläufig entsteht aus vielen Mosaiksteinen erst ein Teilbild. Gesundheitlich ist es mir bisher bestens gegangen: keine Erkältung, keine Magenverstimmung; ich muß sehr dankbar sein. Lediglich der Blutdruck ist, wie Dr.Rohwedder feststellte, bei 14o (der eines Konfirmanden, wie mein Hausarzt sagte); doch damit muß ich leben und es geht ganz gut.

Herzliche Grüße, bitte auch an Ihre liebe Frau und alle im Missionshaus!

Ihr Ernst-Helmut Peters

PS. Der Hinweis auf das Great-Eastern war besonders gut; erst kam es mir zu vornehm vor, hernach war ich recht froh; man kann es nach Aufenthalt im Lande gebrauchen, so untergebracht zu sein.

D.O.

Gossner Mission

Khutitoli, den 4. Februar 1966

Liebe Freunde!

Dumpf klingt eine tiefe Trommel durch die Nacht. Der Mond steht hoch am Himmel; heute oder morgen haben wir Vollmond. Über die Berge und über die Flüsse sind sie hergekommen, unsere Gäste aus Ranchi. Wir rufen ihnen zu Yishu sahay, Yishu sahay! So wurden wir empfangen, Dr. Bage, Rev. Aind und ich, als wir nach 135 km Fahrt von R. gegen Mittag eintrafen. Wie viel Erinnerungen wurden wach; hier hatte ich 1961 gepredigt und die Bilder standen auf dem Schreibtisch. Wie groß war meine Freude, daß der Pastor P.D. Soreng (d.h. Fels) uns empfing und auch der alte Mann noch da war, der damals mit mir auf der Kanzel stand und so schön predigte. Es ist J. Punti; er war jahrelang Prinzipal der High School in Ranchi. Nach dem Empfang sah ich eine alte Frau, die gestützt wurde. Ich ging zu ihr: 86 Jahre alt, ist sie die Witwe eines Pastors, der noch den Urgroßvater hier erlebt hat. Umgeben von Kind und Kindeskind und Urenkeln stand sie da und sagte: "Wie freue ich mich, einen Urenkel von Vater Plath zu sehen". - Besonders schön ist es, daß diese Station, die zu den ältesten der Kirche gehört, nach schweren inneren Streitigkeiten und notvoller Geschichte heute so blüht. "Wir sind reich gesegnet", sagte der Pastor, und er hat recht!

Wie haben sie gesungen, ein Adivasilied nach dem anderen! "Das Leben ist wie der Jordan; dort wartet Jesus auf uns - Das Leben ist wie der Jordan, Jesus ruft uns durch sein Wort". Es folgte ein Vers auf den anderen. Khutitoli bildet eine eigene Synode und ist keinem Anchal angeschlossen; ein eigenes Selbstbewußtsein herrscht hier. 10 489 getaufte Christen, von denen 5 429 zum Abendmahl zugelassen sind, leben in vier Gemeinden. 5 Pastoren, 2 Kandidaten, 23 Katechisten und eine Pracharika wirken in dem Bezirk. Mit zwei Ehrentoren empfingen uns die Kinder der Grund- und Mittelschulen, hernach der höheren Schule und der Landwirtschaftsschule. Wir aßen zu Mittag nach Adivasi-Art und anschließend war um 14,30 Uhr eine Feier. Herr Brund und seine Frau, beide aus Ostfriesland, der Leiter des großen landwirtschaftlichen Compounds, gehören mit in diese Synode und sind aus dem Leben der Kirche nicht fortzudenken. Als wir uns unter hohen Bäumen versammelten - die alte Kirche ist viel zu klein -, waren etwa 500 Menschen beieinander. Ein frischer Wind strich über die Hochebene; die Sonne schien recht warm. Nach allen Liedern und Begrüßungsreden wurde ich aufgefordert, den Grundstein für die neue Kirche zu legen. Während die Gemeinde unter den Bäumen wartete, wanderten wir über die Schollen eines großen, gepflügten Feldes. Dr. Bage nahm als erster die Hacke und hieb auf den harten Boden ein. Es folgte Rev. Aind, der Up-Pramukh-Adhyaksh, dann Pastor Soreng. Endlich war das Loch tief genug: Der Grundstein wurde herbeigeschleppt, ein schöner Granitstein aus den Bergen. "Auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertum", dies Wort wählte ich, sprach das Dankgebet aus unserer Liturgie für die Grundsteinlegung und gab drei Schläge auf den Stein mit der Hacke. "Lobe den Herren" haben wir noch gesungen; wie bekamen alle Worte der einzelnen Verse einen besonderen Sinn!

Dann trat ein Mann aus der Gemeinde vor. Eine scharf geschliffene Tigeraxt hatte er in den Händen. Auf Mundari sagte er: Gottes Wort ist wie eine Tigeraxt. Dies Wort schlägt Aberglauben und Furcht beiseite; es wurde uns durch die Missionare aus Deutschland gebracht ..... Und dann

überreichte

Gossner Mission

überreichte er mir die Balua (Hindi) oder Kapi (Mundari). Ein zweiter Mann trat vor mit einem Bogen: einem gespaltenen Bambus mit einer Bambussehne und vier Pfeilen, drei davon mit scharfen Spitzen (hernach schoß dieser Mann einen der Pfeile in einen etwa fünfzehn Meter entfernt stehenden Baum; man brauchte Kraft, ihn aus dem Holz zu lösen). Dann wurde ein Holzgefäß für Reis überreicht, außerdem zwei kleine Holzbüchsen (für Schnupftabak) und ein geschnitzter Holzkamm. Und noch hatte es kein Ende. Die Simdega-Gemeinde schenkte einen Baumwollumhang mit roter Kante, eine Gamscha und einen zweiten, noch größeren Umhang mit wunderschöner braunroter Kante, eine Karya, welche die Männer zu Festen und zum Tanz tragen. In diesem Umhang mußte ich mit dem Pastor Soreng zum Gaudium der versammelten Schar einige Tanzschritte tun, zu denen er sang und die Trommel dröhnte. Ich war ganz beschämt über die Fülle der Gastfreundschaft und Geschenke.

Um 20 Uhr saßen wir auf der Veranda eines Hauses beim Schein zweier Petroleumlampen zum Abendessen; noch einmal waren wir alle Gäste der Gemeinde Khutitoli. Das fünfte Mal aß ich in diesen Tagen nach Adivasiart; die Scheu, mit den Fingern in den Reis und das Fleischgericht zu greifen, ist vergangen. Herr Bruns, seine Frau und ich haben noch gesungen: Der Mond ist aufgegangen. Nach dem gemeinsamen Abendlied und Nachtgebet schritten wir über das weite Gelände: noch brennt in den Schulen das Licht, bis 21,30 Uhr lernen die Schüler in ihren Unterkünften. Der Generator läuft heute ausnahmsweise bis 22,30 Uhr, damit ich diesen Bericht noch schreiben kann. Im Mondenschein saßen Männer am Brunnen; einer von ihnen pumpt, im Wechsel geht's so während der ganzen Nacht. Die Pflanzungen brauchen Wasser. Ein kleines Feuer wärmt die Wartenden. Vorbei an dem langen Hühnerstall, in dem 600 Hennen zur Zeit täglich 350 Eier legen, wandern wir zu unserer Unterkunft. Dr. Bage, Rev. Aind und ich wohnen nebeneinander in geräumigen Gästezimmern. Wir werden heute gut schlafen. - - - - -

So ganz gut ging es mit dem Schlafen nicht. Die Trommel dröhnte während der ganzen Nacht; denn eine Hochzeit wird vorbereitet. So zog vor der Erinnerung noch einmal alles vorüber, was wir erlebten. Herr Bruns lächelte, als ich die pumpenden Männer erwähnte. Sie wissen ganz genau, wenn jemand vorbeikommt - im übrigen brauchen sie nur den großen Wassertank vollzupumpen und gehen dann auch schlafen. Der Rundgang durch das weite Gelände war interessant, aber ermüdend. Die Sonne gewinnt erheblich an Kraft. Die Not dieses Jahres ist die kurze Regenzeit gewesen. So haben sie überall auf den Feldern nur einen Teil sonstiger Ernten einbringen können, wenngleich diese Farm noch gut abschnitt. Herr Bruns ist nicht nur Landwirt, sondern zugleich gelernter Wasserwirtschaftsingenieur (von Suderburg). Auf Jahre hinaus hat er Pläne, Wasser zu stauen, Felder zu nivellieren, die Erosiion des Landes aufzuhalten. Die Wucht der Wassermengen könne man sich gar nicht vorstellen, sagte er, wenn es hier regne. Man sieht es jedoch an den ausgewaschenen Wegen und tiefen Furchen und Gräben in den Feldern. Dagegen sind die Adivasis bisher machtlos - als Naturereignis wird es hingenommen.

Rourkela, den 6. Februar 1966. Vor einem Monat flog ich in Hannover ab. Wie oft ist die Losung jenes Tages und der Augenblick des Abschieds wieder lebendig geworden. Ich sitze im Rourkela-Hotel, einem indischen

Gästehaus

Gossner Mission

Gästehaus, einem weiträumigen Bungalowbau mit wohl zweihundert Zimmern, etwa europäischer Stil. Das bewaldete Hochland von Bihar ließen wir gestern hinter uns, als wir von Khutitoli nach Süden fuhren. Vier Mal sperren Schlagbäume die Straße. Personenwagen werden ohne Kontrolle durchgelassen; Lastwagen müssen geprüft werden, besonders Transporte von Nahrungsmitteln, die von den einzelnen Staaten verwaltet werden. Immer wieder werde ich in Briefen nach der Hungersnot gefragt. Im Norden merkt man noch nicht viel davon, doch beobachten unsere Freunde hier mit Sorge, daß viel früher als in anderen Jahren Reis, Mehl, auch Dal (Linsen) aus dem Handel verschwinden und nur noch auf ration-cards zu haben sind. Der Schwarzhandel blüht; überall werden Reserven gehortet. Da die einzelnen Staaten die Bewirtschaftung ordnen, auch verschiedene Mengen zuteilen, hat der dichtbevölkerte Süden es schwer. Ärger wird die Not durch die Bürokratie und Transportschwierigkeiten. Wie schwerfällig ist in diesem Lande jeder Weg von einer Entscheidung bis zur Verwirklichung! - - - - -
Orisa kündet sich an durch Kalk- und Felsenberge, von großen Steinbrüchen durchfurcht. Zement- und Kalkfabriken geben der Landschaft ein industrielles Bild; die Siedlungen wirken trostloser durch den grauen Steinstaub, der auf Monate hinaus auf allen Häusern, aber auch Bäumen und Sträuchern liegt. Sonnabend Nachmittag hielten wir auf zwei Stunden in Birmitrapur, wo eine kleine Goßnergemeinde lebendig arbeitet. Laien, in der Verwaltung oder Industrie beschäftigt, prägen diese neuen Gemeinden durch ihre Initiative. Trotz der ungünstigen Zeit wartete eine Schar von etwa 50 Menschen auf einem Hofgelände zwischen Arbeiterhäusern; der Empfang erinnerte an Hatia: Neugierige schauten zu. In der kleinen Kirche wurde fröhlich gesungen. Die Menschen waren besonders dankbar. Jetzt begleitete uns immer der Adhyaksh von Orissa, Rev. Aind. Hier haben sie sich entschlossen, ihr Hofgelände mit einem Zaun einzufrieden. Es wird für das Gemeindeleben eine Hilfe sein, daß nicht mehr Menschen und Vieh quer hindurchlaufen. 50 Rp habe ich ihnen aus Euren Kollekten dazugegeben; wie haben sie sich gefreut!

Über einen breiten Fluß führt die Straße. Die neue Brücke ist wieder gesperrt; ein Bogen wird ausgebessert. Dafür führt eine Umleitung über einen staubigen Feldweg und einen Damm steil hinab zum Flußbett. Am Anfang der Notbrücke liegt ein Lastwagen umgekippt, halb im Wasser, Fahrer hocken daneben um das Feuer. Aus einer Wolke von feinem Staub tauchen wir wieder auf, als die Straße erreicht ist. Wann mag die Brücke wieder freigegeben werden? Am Himmel zeichnet sich Rourkela ab: eine breite braunrote Wolke liegt bewegungslos über der heißen Landschaft. Zum letzten Mal durchfahren wir Berge, überqueren auf einer großen Brücke, über die mit dem Autoverkehr Ziegen und Kühe wandern, den Brahmani: Das berühmte Industrie-Kombinat liegt vor uns. Gerade steigt aus einem Hochofen ein neuer braunroter Rauchpilz empor; hinter uns geht die Sonne glutrot unter und taucht das Land in unwirkliche Farben. - - -

Sonntag früh wurde ich aus dem Hotel zum Gottesdienst abgeholt. 30 km weit fahren wir nach Rajgangpur, wo Rev. Aind wohnt. Zementstaub überall: am Eingang des Werkes werden wir in die Zufahrt zum Gästehaus eingewiesen. Ein Raum mit zwei Betten, indischem "Badezimmer" und Toilette steht Dr. Bage und mir für den Tag zur Verfügung. Wir machen uns frisch, Tee wird gebracht. Der Gottesdienst soll etwas später beginnen, damit wir uns ausruhen können. Draußen lastet heiße Sommerluft über den Menschen, die

in

Gossner Mission

in Scharen mit Lasten auf dem Kopf in beiden Richtungen ziehen (Im Rourkela-Gebiet gibt es fast keinen Sonntag; die Geschäfte haben meist am Donnerstag geschlossen). Über eine staubige Wiese fährt das Auto. Vor einem Ehrentor, auf dessen gestern wohl noch grünen Zweigen der Zementstaub liegt, stehen einige Menschen. Mit Gesang werden wir auf das Kirchengrundstück geleitet, einem parkähnlichen großen Platz, in dessen Mitte eine Glocke läutet. Da sitzt im Freien die Gemeinde: wohl vierhundert Menschen. Sie nahmen uns so in die Mitte mit ihrem Grüßen und Singen, daß es ein unvergeßlicher Gottesdienst wurde. "Die Liebe ist es, die uns zueinander bringt. - Die Liebe zur Gemeinde ist es, die den Gast aus Deutschland zu uns führte....." so läßt Dr. Bage mich teilnehmen. Nach meiner Predigt kam das Dankopfer: wieder zuerst zwei Reiskörbe für die Kirchenkollekte, dann bei einem zweiten Lied das Opfer für die Gemeinde. Vier Körbe wurden geleert und immer noch kamen einige mit ihren Beuteln zum Altar (und das bei der Reisrationierung). Dann standen etwa fünfzehn Menschen vorn. Es sind, sagte mir Dr. Bage, Christen, die besonderen Dank abstatten wollen: Von Krankheit Geheilte, aus Gefahr Errettete: junge Ehepaare, die der Gemeinde selbstgeflochtene Sitzmatten schenkten. Nach zwei Stunden war der Gottesdienst zu Ende. Ein Laie trat vor - er ist in der Verwaltung des Zementwerkes beschäftigt -: Wir wollten dem Gast etwas schenken. Er hat sich vorhin für die Elefanten interessiert, die im Zementwerk eingesetzt sind zum Bewegen schwerer Lasten. Die können wir ihm heute nicht zeigen. Aber wir haben sie doch mitgebracht - und er packte einen kleinen Tisch aus, in dessen Teakholz, das hierzulande überall wächst, Elefanten und grüne Bäume eingelegt waren. Das war eine große Überraschung, dieser praktische kleine Tisch, unter den mit zwei Flügelschrauben die Ständer angeschraubt werden können. - Es war 14 Uhr geworden, als wir uns bei Rev. Aind zum Essen setzten. Die Frauen nehmen nie mit Platz, sondern sind immerzu beschäftigt, aufzutragen. Die Kirchenältesten schauten zu, wie es uns schmeckte; daran muß man sich erst gewöhnen. Nach einer kurzen Mittagspause machten wir noch zwei Besuche, fuhren zum Mandira-Staudamm, der die Ausmaße der Sösetalsperre hat und zum Rourkela-Stahlwerk gehört.

Abends um 19 Uhr war es bereits Nacht; der Mond stieg unwahrscheinlich groß über der großen Arbeitersiedlung von Rourkela auf. Wir hielten in einer Straße, die tausend anderen glich; ich wunderte mich, wie der Fahrer sie gefunden hatte. Vor einem kleinen Arbeiterhaus standen fünfzehn junge Mädchen am Gartenweg. Sie hielten Kerzen in den Händen und sangen. Die Nachbarn sahen aus den Gärten zu oder hingen in den Fenstern. Händewaschen, Bekränztwerden - es sind die Sitten aus dem Hochland von Bihar mit in die Stadt gekommen - und wir gingen in das Haus. Zwei kleine Räume von 3 mal 3 Metern und ein schmaler Flur, sechs mal zwei Meter: in jedem Raum saßen 25 Menschen auf dem Fußboden, auf dem Flur stand der Altartisch, links daneben die Kirchenältesten, rechts fünfzehn Kinder. Willkommen hieß uns ein Laie (morgens hatte sich ein junger Mann als Gewerkschaftssekretär vorgestellt). Wir sangen; es betete der Pastor, der in einem Raum irgendwo zwischen den Menschen stand. Während der Ansprachen strich der kühle Abendwind durch die Fenster und Türen; ich habe von Nizza erzählt, von Hatia und der Verheißung, daß eine kleine Schar große Dinge wirken kann. Wie konnten sie zuhören, auch die Kinder; es war ganz rührend. Das Schlußgebet hält meist Dr. Bage und ich muß dann auf deutsch den Segen sprechen. Kräftig sprachen sie gemeinsam das Vater Unser, sangen die wenigen liturgischen Stücke: hier war Hausgemeinde in der Nachbarschaft einer großen

Stadt

Gossner Mission

Stadt. Als wir hinausgingen, hielt ich in der Hand einen wunderschönen Spazierstock: Zwölf Teile aus Büffelhorn sind, durch weiße Ringe unterteilt, ineinander verschroben, eine kunstvolle Arbeit. Auf der weiteren Wanderschaft, so sagte es der Laie, solle der Gast von der Gemeinde Rourkela sichtbar begleitet werden. "Liebe beflügelt die Phantasie" - beglückt fuhren wir heim.

Rourkela erinnert in mancher Weise an Wolfsburg. Von der im Süden gelegenen Industrieanlage führt durch einen Einschnitt zwischen zwei Hügeln eine breit angelegte Doppelstraße zu den Wohnquartieren, die allerdings ganz phantasielos in riesigen Quadraten geplant und nach Sektoren mit römischen und arabischen Zahlen genannt sind. Immerhin ist ein Vorzug, daß die Gas- und Rauchwolken im Süden bleiben, wo es allerdings in den alten Bezirken oft schwer zu atmen ist. Bretterbuden, Hütten aus Bambus und Palmenzweigen - alles ohne jegliche Kanalisation; so hausen Menschen um ihre alten Brunnen zu Tausenden.

In das Werk zu kommen, ist unmöglich, sagte mir Frau Pastor Hembach freundlich, als wir eintrafen. 14 Tage vorher müsse die Erlaubnis schriftlich beantragt werden. Ihr Mann, der deutsche Auslandspfarrer, lag mit Typhus; sie ware n von einer Urlaubsreise aus Südindien heimgekehrt. - Darauf machte Dr. Bages mit mir einen Besuch bei einem deutschen Ingenieur und Montag früh brachte mich ein Wagen durch das Werkstor der Hindustan-Steel-Plant Rourkela. Nach kurzen Verhandlungen wurde mir ein weißer Schutzhelm verpaßt und mit meinem Begleiter begann ein interessanter Rundgang. Auf dem wohl zwei mal drei Kilometer weiten Gelände fuhren wir zuerst zum Generatorenhaus, das SIEMENS aufgebaut hat. Die Wege waren von Menschen, Maschinenteilen, Steinen, Eisenresten versperrt; wie der Fahrer hindurchkam, war sein Geheimnis (in Calcutta hatte ich einmal den Eindruck, mein Taxi habe sich "immaterialisiert" - sowas soll es in Indien ja geben; denn zwischen der Straßenbahn und einem Lastwagen war eigentlich kein Platz geblieben. Doch wir fuhren weiter). Im Generatorenhaus herrschte europäische Ordnung, soweit die Montagen beendet waren und die Generatoren liefen. Die Inder stellen sich auch auf die Bedienung komplizierter Apparate ein. Nur wenn eine Panne entsteht, wird sie oft durch falsches Verhalten zu einem großen Schaden. Es ist ohnehin erstaunlich, daß so viel technisch in Indien arbeitet; der Wille der Bewältigung ist vorhanden, der schwache Punkt ist überall die Sorgfalt, die Ausdauer, die Ordnung..... Während der Führung hatten wir 26° Außentemperatur im Schatten, bei einer Luftfeuchtigkeit von 95 %. Mein Begleiter stammte aus Hannover, er ging auf die Humboldtschule in Linden, war in Badenstedt in der Evangelischen Jugend und nahm an der Einweihung des Sachsenhains teil. Es war lustig, wie er sich während der Führung erinnerte: Meine Mutter schickte mir einen Zeitungsausschnitt, wo von Ihrer Reise nach Indien geschrieben wurde .....

Riesige Baustellen im Gelände lassen neue Hallen entstehen. Der Grund besteht teilweise aus gewachsenem Fels, teilweise aus Sand. Unzählige Frauen tragen in flachen Körben auf dem Kopf aus Baugruben das Erdreich hoch. Auf schrägen Wegen wandern sie in den Wänden der Grube empor, an alten ägyptische Reliefs erinnernd (Einmal sah in um einen gewaltigen Brückenpfeiler in einem Strom die Materialstraße in Spiralen sich hochwindend, wie Breughel es auf seinen Bildern vom Turmbau zu Babel darstellt). In

Einer

Gossner Mission

einer Baugrube arbeiteten zeitweise tausend Frauen. Beim Betonieren eines größeren Vorhabens, das in einem Arbeitsgang gegossen werden mußte, wurden in Tag- und Nachtschichten drei Tage lang 3000 Menschen eingesetzt. Der Bauführer gab von einem hohen Stuhl aus die Anweisungen und überwachte den Vorgang. Was verdienen die Arbeiter? Im Monat bisher 60 Rp (die Frauen pro Tag 1,50 Rp), nach dem letzten Streik wurde der Monatslohn auf 70 Rp erhöht. Die größte Schwierigkeit sei das Wohnungsproblem. Rourkela besteht aus einer Hauptstraße mit kümmerlichen Bretterbuden, wo man alles kaufen kann. Einige Boarding-houses bieten Wohnmöglichkeit, die Menschen schlafen vier bis zehn in einem Raum. Doch das ist für Arbeiter zu teuer. So kommt ein großer Teil der Menschen täglich 20 km weit zu Fuß. Singend träfen sie ein, singend zögen sie heim, als ob sie den ganzen Tag über nicht schwer gearbeitet hätten. Schwierig würde es in der Regenzeit, dann steige die Temperatur bis über 40° im Schatten. Sobald heftiger Regen falle, k kämen manche Menschen morgens nicht zur Arbeit, weil über Nacht die Schilfhütten fortgeschwemmt seien. Arbeitsschutz: Es passiert erstaunlich wenig an schweren Unfällen. Obgleich über 40 000 Menschen tätig sind, kamen 1966 erst neun Todesfälle vor. Bei Arbeitsunfällen wird Lohn weiter bezahlt, bei Krankheit nicht. Altersversorgung ist freiwillig und wird selten eingegangen; lediglich bei der staatlichen Verwaltung (und bei den TATA-Werken) ist sie obligatorisch. Die besten Arbeiter kommen aus Südindien, aus Mysore und Kerala. Sie könnten denken und nähnen schnell auf, in indischem Rahmen. Die Adivasis aus Orissa und Bihar seien nur als Kuli zu gebrauchen, willig, aber sehr einfach. Die Bengalen seien faul und suchten ihren Lebensunterhalt meist im Handel und in den Banken. Tüchtig seien die Sikhs; auch im Betrieb erkennt man sie am Bart und den Turbanen. Es sind meist hochgewachsene, energische Gestalten, als Vorarbeiter eingesetzt, hart gegen die Untergebenen, aber zuverlässig (sie rauchen und trinken nicht). - Unheimlich, so erzählte es mir am Vorabend eine Ingenieurfrau, sei es während der Unruhen 1964 gewesen. Am Freitag vor Palmsonntag habe es begonnen, zuerst mit begrenzten Streitereien zwischen wenigen Menschen - es entzündete sich an Pakistan. Bereits nach vier Stunden sei es wie ein Brand durch Rourkela gelaufen, so daß man das Werk schließen und Sicherheitsmaßnahmen ergreifen mußte: Allgemeines Ausgehverbot, Heranschaffen von Militär. Die Mehrheit der Hindus sei über die Moslems hergefallen. Im Ganzen wurden laut Militärbericht 3500 Leichen gezählt. Ein Dorf im Norden und eines im Süden wurde gestürmt; die Moslems verteidigten sich von Haus zu Haus. Niemand, auch nicht die Frauen und Kinder seien am Leben geblieben. Nachmittags fuhren wir durch Jalda. Halbzerstört liegen die Häuser rechts und links der Straße. Niemand hat hier wieder aufgebaut und Wohnung genommen; offenbar fürchtet man, die Seelen der Erschlagenen trieben sich hier noch herum. - Auch in den Wochen nach den Unruhen habe man sich oft gefragt: ob dieser Rikscha-Fahrer wohl mit seinem langen Messer gemordet hat? - Brot habe es nicht mehr gegeben, weil die meisten Bäcker Moslems waren. Man bekam Mehl, aber keine Hefe. In ihrem großen Haus, fuhr die Ingenieursfrau fort, hätten vier deutsche Familien Zuflucht gesucht. Die Frauen mit den Kindern wohnten jeweils in einem der Zimmer, die Männer schliefen angezogen auf der Diele und hielten umschichtig Wache. - Wie unvergeßlich war damals, schloß der Bericht, für uns die Abendmahlsfeier, die Pastor Dr. Peuch am Karfreitag hielt. Das hat uns gestärkt.

Amgaon

Gossner Mission

Amgaon, den 9. Februar 1966

Am Brahmani im Urwald liegt das Hospital. Die Fahrt nach dort war abenteuerlich. Der Jeep aus Amgaon holte uns ab. Beim Deutschen Klub in Rourkela trafen wir uns (um das mit grünen Kacheln ausgemauerte Schwimmbecken spielten die weißen Kinder, sprangen vom Sprungbrett; die Mütter tranken ihre Eislimonade). Schwester Marlis Gründler wollte noch einkaufen. Doch auch der deutsche Laden im Klub hatte keinen Reis, kein Mehl, kein Dal, kein Atta Brot: noch etwas vorhanden. Sonst viel Dosenwaren und Eier aus Khuntitoli, das meiste doppelt so teuer wie in Deutschland. In Hinduläden Altrourkelas hatten sie zwei Säcke blauer Zwiebeln und manch andere Nahrungsmittel kaufen können. Doch die Rationierung läßt das Wichtigste in die unterirdischen Kanäle des Schwarzhandels verschwinden. Hochbepackt startete der Jeep. Schwester Marlis fuhr; fünf Menschen wurden zwischen dem Gepäck verstaut, neben mir vorn Dr. Bage. An Jalda vorbei ging es nach Süden, zuerst auf einer gut ausgebauten Straße, die langsam in Kurven anstieg: Wälder, Flußläufe, Felshügel. Die Erzbahn von Rourkela zu den hochwertigen Erzgruben begleitet uns noch. Dann wird es stiller; die Sonne neigt sich. An der Straße hält ein Junge einen Fisch hoch. O, Fisch, wie schön! Wir halten, das Handeln beginnt. 10 Rp soll er kosten. Wie schwer? eine Wage wird geholt; auf der einen an langen Eisenketten hängenden Schale liegt das 2 kg-Gewicht und eine Reihe von Steinen. Es wird gehandelt: statt des normalen in der Stadt gültigen Preises von etwa 6 Rp zahlen wir 8. Der große Karpfen wird aus dem Sand am Straßenrand genommen, eine Zeitung findet sich in meinem Gepäck; unter unserem Sitz wird der Kauf verstaut. Bald verlassen wir die Straße und biegen links auf den Feldweg ab. Er ist ausgebaut und wird in einigen Jahren sicherlich auch eine Straße werden. Jetzt kann man es nur ahnen. In einem größeren Ort ist noch Markt; es wird schon dunkel. Staubwolken hüllen den Jeep ein, sobald er langsamer fährt, der Staub knirscht zwischen den Zähnen und bildet kleine Schichten auf den Augenbrauen. Die Landschaft zeigt ein immer neues Bild. Gelb ging die Sonne unter; zwanzig Minuten später ist der Himmel tiefrot, wobei orange und gelb noch auftauchen. Dunkel stehen die Silhuetten der Berge am Horizont, aus der Landschaft heben sich einige Bäume ab, wie einsame Wanderer. Dann hüllte die Dunkelheit alles ein. In regelmäßigen Abständen hocken um ein Licht Menschen am Wege, stehen auf und winken, sinken wieder in sich zusammen, als sie erkennen, daß wir nicht der Bus sind. Nur eine Gruppe junger Inder gibt kein Zeichen; sie haben am Scheinwerfer und dem Rhythmus der Schwankungen wohl gemerkt, daß ein Jeep kam.

Hohe Bäume, ein Park, ein helles Tor, das sich über dem Wege in hellem Mauerwerk rundet: Amgaon. Dr. Rohwedder und seine Frau begrüßen uns, bald sitzen wir mit den Schwestern am Tisch und nach dem Abendessen stehen wir beim Gang durch den Garten plötzlich vor einem weiten Tal. Der Mond beschien die Weite des wohl dreihundert Meter breiten sandigen Flußbetts; kleine Felsbrocken ragen heraus, irgendwo schlängeln sich Wasserläufe. Drüben steht der Urwald; gelegentlich klingt der Ton einer Trommel herüber.

Am nächsten Tage hieß es: Halt at Amgaon. Eine Welt für sich öffnete sich: Fast hundert Menschen kamen zur ärztlichen Beratung; als out-patients, daneben werden etwa 30 Kranke stationär behandelt. Alles kommt vor: da ist der Junge mit einem geschienten Arm. Er hatte auf dem Kopf des Wasserbüffels geturnt und war heruntergefallen. Nachts saßen seine Eltern neben

ihm

Gossner Mission

ihm auf den zwei zusammengestellten Betten mit der Holzliege. Der Junge bekam noch eine schmerzlindernde Arznei und wurde hingelegt; die Eltern hockten weiter neben ihm. Dr. R. hatte mir ein Zahnziehen"aufgehoben" (wenn er ahnte, wie mich das Erbe des Großvaters plagt, daß mir der Ischias wehtut, wenn ich so etwas sehe). Mütter mit kleinen Kindern, eine Frau mit einem völlig verschmutzten Auge, dessen Licht wohl nicht mehr zu retten ist, Männer mit Geschwüren an den Füßen ..... Der aseptische Operationsraum ist einsatzbereit. Innerhalb weniger Minuten kann jederzeit gehandelt werden. Sollte der Generator ausfallen, der ab Dunkelheit bis elf Uhr läuft, so bescheint ein ausgebauter Scheinwerfer eines Jeep mit Aku den Op-Tisch. Blutanalysen werden gemacht und mikroskopiert, und der Arzneiraum hat, sorglich verschlossen, eine Fülle wertvoller Arzneien. Interessant sind, wie ich es in Jadag-Betgeri bereits beobachtete, der Trakt der Wohnräume, in denen die Familien von Kranken hausen. Meist kommen sie alle angereist, wenn ein Familienglied behandelt werden muß. Sie hocken dann tagelang vor dem Raume der Hütte, eine Familie neben der anderen, wo gekocht und geschlafen wird. Dies Jahr kommen weniger Patienten, weil die Ernte schlecht war und sie kein Geld haben. Die Behandlung geschieht kostenlos, bezahlt wird nur die Arznei, mit -,50 und -,75 Rp. Doch selbst das können sie oft nicht aufbringen. - Solch ein Hospital kann nur mit erheblichen Missionsgaben durchgetragen werden. Die missionarische Wirkung ist auf den ersten Blick gering, zumal diese Station außerhalb des eigentlichen Kirchengebiets unter Hindubevölkerung nach dem 2. Weltkrieg aufgebaut wurde. Doch soll ein neuer Pastor hierherkommen, natürlich ein Adivasi, der Missionserfahrung und Initiative hat. - Als es am Nachmittag durch einen leichten Wind etwas kühler wurde, sind wir in den Brahmani hinabgestiegen. Badehose an und durch den heißen Sand bis zum Flußlauf. Knietief wanderten wir durch laues Wasser; nach zehn Minuten war ein Fels erreicht, um den sich ein Strudel bildet. Hier konnte man "schwimmen", sich mit den in den Sand gestemmten Füßen gegen die Strömung legen: es erfrischte doch. In einem benachbarten kleinen Dorf machte Dr. Bage mit mir noch einen Besuch. Einige Christen wohnen dort, die meisten sind Animisten: die Götter werden in Bäumen, an Felsen und Steinen und in Hainen verehrt . . . . .

Schweren Herzens nahmen wir am nächsten Tag Abschied. Es war viel zu kurz, doch wir müssen in Jorabandh eine Gemeinde besuchen, in Rourkela Halt machen und in Khutitoli vor Dunkelheit eintreffen.

Hans-Helmut P e t e r s

Gossner Mission

Purulia, den 1. Februar 1966

Liebe Freunde!

115 km sind wir heute früh auf der Landstraße unterwegs gewesen nach Osten. Purulia liegt 1/3 auf dem Wege nach Calcutta. Als im Juli 1844 die ersten vier Missionare für die Kolkmission ausgesandt wurden, fanden sie in Calcutta den Weg versperrt. Hingegen entdeckten sie dort als Tagelöhner arbeitende Adivasis. Der im Dienst der Britischen Bibelgesellschaft arbeitende Dr. Häberlein wies sie auf Chotanagpur hin und wurde damit der geistige Urheber der Arbeit im Hochland von Bihar. Auf dieser Landstraße sind sie dann gen Westen gezogen. Purulia gehört noch nach Westbengalen; etwa 20km weiter westlich beginnt Bihar; dort erheben sich die ersten Hügel, die Straße steigt, Bergkuppen wie der Hohentwiel ragen überall heraus und die Landschaft wird malerisch bewegt, bewaldet und von Tälern durchzogen. 1863 entsteht die Gemeinde in Purulia; 1868 wird die etwa 300 Menschen fassende Kirche errichtet, in der wir heute Abend zusammenwaren. Empfangen wurden wir vormittags durch Herrn Paul Rech, einem aus der Pfalz stammenden jungen Schmiedemeister, der in zwei Jahren den hiesigen großen Compound in vorbildlicher Weise verändert hat: Ein technischer Betrieb ist entstanden mit drei Arbeitszweigen: Schmiede und Eisenverarbeitung, Holzwerkstatt und Möbeltischlerei, Bauabteilung mit Maurergruppen. Nach anfänglichen Investitionen trägt der Betrieb sich finanziell selbst. Eingestellt sind zur Zeit 160 Arbeiter! Nebenbei wird das Gelände landwirtschaftlich nutzbar gemacht; in einen Teich wurden Fische gesetzt, die Ertrag abwerfen. Als wir in das saubere, von Blumen umstandene geräumige Haus eintraten, erzählte uns Herr Rech, daß es bei seinem Kommen unbeschreiblich ausgesehen habe. In einem der Räume sei Alkohol ausgeschenkt worden, andere hätten als Unterkunft für Kühe und sonstiges Getier gedient. Jetzt ahnt man nichts mehr von alledem. Alle Zimmer sind wohnlich möbliert, in der Küche steht ein Elektroherd und Eisschrank, in einem der zwei Badezimmer die Mielewaschmaschine und Schleuder. Ein Berkfeld-Filter aus Celle sorgt für Trinkwasser. Das ganze Gebäude ist außen und innen freundlich gestrichen. Ein wohltuendes Bild, das schmerzlich absticht von dem Zustand, in den die meisten von Missionaren errichteten Gebäude verfallen, wenn keine energische "and für ihre Unterhaltung sorgt. Das gilt auch für die hiesige Kirche und das Wohnhaus des Pastoren. Auf dem Tisch liegt die Luftpostausgabe der Welt vom Wochenende: am 29. I. (Sonnabend) in Essen 1 abgestempelt, am 1.2. (Dienstag) 0.30 Uhr in Purulia angekommen (laut Stempel); ich traue meinen Augen nicht. Begleitet hat mich auf der Fahrt Pf. Surin von der Gemeinde Ranchi; er war längere Zeit als Evangelist der Kirche von Chotanagpur tätig und kennt das ganze Gebiet bestens. Wieviel Wichtiges hat er unterwegs überall zu berichten gehabt! Mit unserem braven Fahrer Simon tranken wir unterwegs in einem kleinen Orte Tee. Es war eine kleine Kneipe in Jahabia mit sauberen Marmortischen, dicht gedrängt voller Inder, die immer wieder neugierig herübersahen. - Der Rundgang über den großen Compound zeigte, was hier alles zu machen ist. Als Herr Rech kam, waren die Umfriedungsmauern verfallen, das Vieh und die Menschen trieben sich überall herum. Jetzt ist das Gelände eingefriedet, die Mauern sind bis auf einen kleinen Rest sauber verputzt und hell gekalkt, der Fischteich wird genutzt und große Ackerflächen sind umgepflügt. Obstbäume wurden gepflanzt, was oft drei Mal wiederholt werden muß, weil die Ziegen über die Mauer springen. Es ist abzusehen, daß unter dieser tatkräftigen Pflege ein nutzbringender Garten aus allem

entsteht

Gossner Mission

entsteht. Wir begrüßen Pastor Hembach, der ankündigt, daß am Abend sich die Gemeinde versammeln werde. Nach Mittagessen und Ruhepause fährt mich Herr Rech im Jeep zum benachbarten Leprakrankenhaus. Es entstand 1888 als "Aussätzigenasyl" unter dem tatkräftigen Missionar Uffmann, dessen Name der Ort auch trägt. Als im ersten Weltkrieg die Deutschen interniert wurden, übernahm es die Anglikanische Mission und hat es vorbildlich ausgebaut. Bewegend war wieder der Gang durch die einzelnen Häuser; wieviel Hilflosigkeit und Elend ist hier auf ärztliche Hilfe angewiesen! 700 Betten umfaßt die Anstalt, die in einem Park mit wunderschönen Blumenbeeten unter hohen Bäumen eingebettet ist. Wir begrüßen den dänischen Arzt - Dr. Andersen -, der freundlich für eine Führung sorgt. - In Walter Holstens Buch über Goßner (Vandenhoeck 1949) steht verzeichnet: 1872 zählte Purulia 281 konfirmierte Gemeindeglieder, Katechisten, 7 Lehrer, 7 Älteste. Getauft wurden in jenem Jahre 47 Personen, darunter 18 Christenkinder. Und Holsten fährt fort: Für die von der Regierung überwiesenen und unterhaltenen Waisenkinder sind von den Missionaren Werkstätten (Tischlerei, Schmiede, Schuhmacherei, Töpferei, eine Ölmühle) eingerichtet - wie seltsam, daß jetzt nach 80 Jahren Purulia erneut eigene Werkstätten hat. Von Uffmannspur fahren wir noch nach Simonpur, dem daneben gelegenen Dorf: Alle Häuser sind sauber mit Lehm verstrichen. Das Dorf ist von einer Mauer umgeben. Ursprünglich wurden auf diesem der Goßnermission gehörenden Gelände Christen angesiedelt. Jetzt wohnen in Simonpur geheilte Leprakranke, die jedoch von der Gesellschaft ausgestoßen sind. Sobald man erfährt, jemand habe Aussatz gehabt, oder er durch verstümmelte Glieder oder das verunstaltete Antlitz erkennbar ist, bekommt er nirgendwo Arbeit. Deshalb ist Simonpur das Dorf der Bettler: Bis Calcutta nach Ost und Ranchi nach Westen wandern sie, auf die Miltätigkeit der Mitmenschen angewiesen. Herr Rech berichtet, daß Menschen mit fehlenden Gliedern noch am besten durchkommen; es gebe einige Bettler, die ihr Sparkonto beim Leprakrankenhaus hätten..... Um 18.30 Uhr finden wir uns beim Pfarrhaus ein; doch es ist, wie Herr Rech voraussagte: Eine halbe Stunde später kommt die Gemeinde erst zusammen. Die Sonne ging glutrot unter. Während der Mond am reich besäten Sternenhimmel steht, dröhnt die Trommel: Die Menschen erscheinen und nach Begrüßung und Bekränzung setzt der Zug sich in Bewegung. Etwa eine Viertelstunde wandern wir über den Compound. Im Schein einer sehr hellen Carbidlampe, wie sie die Händler abends an ihren Ständen haben, singt eine Gruppe, von der Trommel begleitet und einem alten, zwei kleine Kesselpauken schlagenden Manne, der eie ein Derwisch hin und her springt, immer das Antlitz auf die ihm folgende Gruppe gerichtet. Von seiner Bewegung werden alle angesteckt: sie nehmen auf, was er singt: "Wir grüßen, die aus fernem Lande zu uns kamen. Aus dem Deutschland (Germania) der Missionare haben wir Besuch bekommen." Dieses Mal sind es bengalische Melodien, nicht die uns bereits bekannten der Adivasis. Dann kommt das zweite Lied: Kommt alle, die ihr Jesu Jünger seid. Kommt alle als seine Soldaten zusammen. Kommt, laßt uns fest zusammenhalten. Kommt, freut euch; denn ER ist unsere Freude. - Die vorher bei Tage so armselige und etwas verkommene Kirche wirkt in der Dunkelheit festlich, bis auf den letzten Platz gefüllt. Immer wieder drängten sich einige durch die Seitentüren herein. Das erste Lied war wieder: Ich bete an die Macht der Liebe. Das zweite nach der Begrüßung durch den Pastor hatte die Melodie: "Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen" (Wie mußte ich an den 2. Vers von den hereintreten-

Gossner Mission

den und wieder gehenden Engeln denken). Aber die großen Augen, die Antlitze der Männer und Frauen sprechen von Erwartung und Freude. Irgendwie war eine besondere Spannung vorhanden, die auch während meines Grußwortes nicht nachließ. Ich konnte daran anknüpfen, daß auf dieser Straße die Missionare zogen - damals auch ohne Geld (Die Erwartung auf finanzielle Hilfe lähmt heute fast die Bereitschaft zur eigenen Initiative). Daß Gott sie gesegnet habe, betonen Pfarrer und Gemeinden immer wieder. Ziel jeder Ansprache ist jetzt, den eigenen Entschluß und Willen zu stärken. - - - Nun ist es fast Mitternacht. Draußen arbeiten noch die Schmiede, bis 2.30 Uhr in der Nachtschicht; Aufträge für Calcutta müssen fertig werden. Nebenan schläft Pastor Surin und schnarcht so kräftig, daß ich erst annahm, eine Maschine laufe noch in regelmäßigen Abständen.

Gestern Nachmittag erlebte ich eine kleine Missionsgemeinde in Kanke, einem Vorort von Ranchi. Als wir hinfuhren, dachte ich zeitweise, nicht mehr in Indien zu sein. Der Vorort ist eine Gartenstadt: die Landwirtschaftliche Versuchsanstalt und eine medizinische Fakultät mit zwei großen Heilanstalten für Geisteskranke schufen wunderschöne Anlagen. Am Ende einer dürren Wiese lag ein größerer Schuppen: davor stand die Gemeinde. Dies Kirchlein quoll über von Erwachsenen und Kindern. Wieder war es Abend; denn die Menschen sollten von der Arbeit heimgekehrt sein. Pastor und Kirchenälteste und Katecheten begrüßten uns zusammen mit einem jungen Kandidaten, der den Gesang mit besonderer Frische und Begabung leitete: lauter Adivasi-Lieder. Darunter war auch das von dem guten Baum, der Früchte trägt, außerdem folgendes: Als die Zeit in Gang kam, stieg Jesus vom Himmel nieder. Nicht einmal in einer Karawanserei konnte man ihn aufnehmen. Als die Zeit in Gang kam, rief er Jünger unter den Adivasis. Er konnte einen jeden brauchen, welche Freude! usw. ..... Auch gedichtete Kirchengeschichte wurde gesungen: Vater Goßner sandte Missionare. Aus "Germania" kamen sie über das große Wasser zu uns ..... Ein etwa fünfjähriger Knabe saß in der ersten Reihe. Das kleine ernste Gesicht war ganz dabei; mit weit offenem Munde sang er alle Strophen mit, dabei hüllte er sich immer mehr in sein blaues Tuch ein, wie ein Alter. Bei den Ansprachen hingen seine Augen an den Sprechern: gespannte Aufmerksamkeit. Hernach strich ich ihm über den Kopf und sagte, an meine in der Ansprache geäußerte Bitte um Lehrer, Katecheten und Pastoren anknüpfend: Du mußt einmal Pastor werden. Darauf griff der junge Kandidat ein: dies ist mein Vetter. Unbedeutend, aber mir unvergeßlich war auch folgendes: Ich schaute zwei kleine Mädchen an, wohl drei und vier Jahre, die in gleichen Kleidern dasaßen. Es war schon kalt geworden; manche Kinder gähnten vor Müdigkeit. Die beiden schauten so munter. Das eine Kind lächelte mir plötzlich zu; das andere sah sich erstaunt um, wen ich wohl anblickte, und als es niemand fand, blickte es strahlend zur Mutter empor, zeigte auf mich und dann bekam ich auch von ihm ein Lächeln. Was mag an solch einem Abend in den Menschenherzen vor sich gehen?!

Der Sonntag war reich an Eindrücken und Veranstaltungen. Morgens um 8 Uhr besuchte ich den Kindergottesdienst der Christuskirche in Ranchi. Um 9.30 Uhr war Hauptgottesdienst, mit Lautsprechern nach draussen übertragen, weil die Menschen in der Kirche von fast tausend Plätzen nicht unterkamen. Da mußte ich predigen; Dr. Bage, der Pramukh

übersetzte

Gossner Mission

Pramukh, übersetzte aus dem Deutschen ins Hindi (hernach merkte ich, mit welcher Lautstärke alles auf die Hauptstraße von Ranchi gröhlend übertragen war -(genau so heftig wie bei den Hindutempeln). Nachmittags um 17 Uhr war eine etwa 250 Frauen zählende Versammlung angesetzt und zwischendurch mußten wir nach Hatia, dem neuen riesigen Industrieort vor Ranchi, der bereits 16000 Einwohner zählt. In Hatia sind drei Gemeindegruppen, eine von ihnen in einer alten Adivasi-Siedlung, die jetzt enteignet wird; nur die Kirche ist als Kultraum von der Enteignung ausgenommen. Die Kirche ist nur ein kleines, etwa 15 mtr. langes Gebäude, auf dem sich ein Kreuz erhebt. Dort warteten wenige Menschen. Irgendeine Panne war passiert bei der Einladung. Wir freuten uns trotzdem; Pastor und Laien und eine kleine Kinderschar empfingen uns. Hundert Meter weiter lagen einige Hütten: Dort zog mit Trommeln ein Brautpaar ein; Hochzeit wurde gefeiert mit Musik und Böllerschüssen. In der Kirche begrüßte der Pastor. Er sagte: Es ging uns wie den zehn Jungfrauen - wir haben trotzdem gewartet und sind nun nicht enttäuscht. Uns gilt die Verheißung: Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Pastor Krockert knüpfte an: Draußen stehen riesige Fabrikanlagen; es entsteht eine moderne Großstadt. Was bedeutet hier die kleine Christenschar? - Währenddessen war es drüben bei der Hochzeit still geworden und alle Neugierigen (these are all non-christians, wurde uns erläutert) drängten sich in die zwei Türen; einige Kinder schauten durch die Fenster. Es war richtige Missionssituation. Ich bat, wir sollten viel singen; denn die singende Gemeinde ist hier das Besondere: es schließt zusammen, Adivasis singen gern, die Hindus kennen keine Lieder. Thema meines Grußes war der Versuch einer Auslegung, die an das Wort von der "kleinen Herde" anknüpfte. Es ist Eures Vaters Wille, Euch das Reich zu geben. Das Kirchlein war am Ende ganz gefüllt; die Christen saßen als Gemeinde; die Nicht-Christen standen, nun auch drinnen. Den Abschluß bildet nach dem Gebet immer das gemeinsame Vater Unser und der Segen, den ich auf deutsch sprechen mußte, worauf jedes Mal die Gemeinde mit dem dreimaligen Amen nach der Melodie der altpreußischen Agende antwortet. Letzteres gehört zum festen liturgischen Bestand aller Gemeinden. - - - - - - -

In Purulia habe ich intensiv wieder in Walter Holstens Goßnerbuch gelesen. Ist man an Ort und Stelle, so gewinnen die nüchternen Angaben mit Zeitangaben und Namen plötzlich Leben. So war es mir wichtig, genau zu erfahren, in welchen Jahren Karl Plath Inspektionsreisen nach Indien machte, wann er nach Petersburg reiste, welche Beziehungen zwischen solch einer Reise und der Jahreszahl auf der Glocke in Burju bestehen möchten. - Zugleich gehen Gespräche bis tief in die Nacht hinein, wie die Mitarbeit deutscher Entwicklungshelfer so fruchtbar werden könne, daß unsere indischen Freunde aufgebaute Arbeit selber weiterführen könnten. Bisher erkenne ich erst undeutliche Umrisse dieser Probleme. Eins ist mir aber klargeworden, es liegt weniger an den Verhältnissen, als an den Personen. Selbst bei deutschen Mitarbeitern gelingt es dem einen, sinnvoll aufzubauen, sodaß eine Arbeit rentabel wird; ein anderer müht sich unter gleichen Umständen und findet lauter Schwierigkeiten, die mit etwas mehr eigener Phantasie, Initiative (und Tragfähigkeit) bewältigt werden könnten. Wo ist die Leitung, die den Einsätzen genügend nahe ist, andererseits soviel Abstand hat, um rechte Entscheidungen zu treffen und Rat zu geben?

Gossner Mission

Fünf Tage war die Kirchenleitung der indischen Goßnerkirche von Chotanagpur und Assam (KSS = Kendriye Salahkari Sabhan) in Ranchi beieinander. 20 Männer und eine Frau gehören aus allen Gebieten der Kirche dazu. Bei der Eröffnung hieß Dr. Bage, der Pramukh Adhyaksh, mich herzlich willkommen. Ich konnte an allen Beratungen teilnehmen, was ich weitgehend wahrgenommen habe, auch wenn ich zeitweise wenig verstand, da die Beratungen in Hindi geführt wurden. Doch bekam man einen Eindruck von der Persönlichkeit der Verantwortlichen, auch der Verschiedenartigkeit der Temperamente. Personalfragen, Finanzen und Grundstücke, Herrn Montags Memorandum, der Zehnjahresplan usw. standen auf der Tagesordnung. Aufschlußreich war für mich besonders die Vorstellung von drei jungen Männern, die als Buchhalter eingestellt werden sollten. Zunächst ließ Dr. Bage sie etwas über ihren Lebenslauf berichten, u.a. auch weshalb sie sich um diesen Posten bewürben (2 sollten ausgewählt und auf eine besondere Schule in Calcutta geschickt werden). Dann stellten die anderen Mitglieder des KSS Fragen. Eindrücklich war mir besonders eine von Rev. Aind: are you ready sometimes to suffer? When you dont get your money in time? Sind Sie bereit, manchmal zu leiden? Wenn Sie Ihr Geld nicht rechtzeitig bekommen, oder nur einen Teil? - Das ist die Situation dieser Kirche. Der junge Mann sagte ohne zögern Ja.

Unerwartet schön war heute Abend (am 2. Februar) der Abschluß. Im neuen Jugendzentrum wurde ein indischer Pastor als co-director für die Jugendarbeit der Kirche eingestellt; Direktor ist zur Zeit der aus Ausstralien stammende Pastor Schmidt. Als die kleine Feier vorüber war, wurde für alle Mitglieder des KSS das Abendessen gerüstet. Ich hatte sonst immer bei Pfarrer Kloß gegessen. Diese Mal erlebte ich die Tischgemeinschaft der Kirchenleitung mit: In dem großen Raum wurden im Viereck Matten auf den Boden gelegt. Wir wuschen unsere Hände, liessen die Schuhe an der Tür stehen und nahmen auf dem Boden Platz. Vor uns wurden die Teller aus Blättern (salleaf) gelegt und ein kleines Schälchen aus Blättern gestellt. Dann bekam jeder aufgetan: in das Schälchen Hammelragout und Sauce, auf den Teller Reis, Kohl, ein gewürztes Gemüse und etwas Scharfes. Ein Tischlied wurde gesungen und es hieß: Guten Appetit. Das war ein lustiges Bild, als wir alle mit den Fingern zulangten! Oft hatte ich davon berichtet; nun wurde es zum ersten Mal wieder Wirklichkeit. Es ist doch komisch, wenn man das Fleisch aus der Sauce herausfischt; der Reis fiel mir prompt auf die Hose, der Abstand zwischen Teller und Mund war zu lang. Ich versuchte, die Beine noch mehr unter den Körper zu ziehen - vergeblich. Zwischendurch leckte man sich die Finger ab, damit keine Tropfen herunterfielen. Jeder aß auf seine Weise, wobei diese wackeren Männer natürlich das sehr schön konnten. Doch es hat mir geschmeckt und ich habe auch alles aufgegessen; es war reichlich und gut. Zum Abschluß gab es Bananen. Dann ging man auf die Veranda, wusch sich die Hände und der Tee wurde gereicht. Die Stimmung war so lebhaft, daß einer der Pastoren, Soreng aus Khuntitoli, anfing, Adivasi-Lieder zu singen. Ganz leise sang er, fast wie ein Tier schnurrend, dann lauter, und stieß am Ende ein hohes Ijj aus. Das reizte mich und der gleiche Ton war da. Ihr hättet die Gesellschaft hören sollen - ein schallendes Gelächter. Darauf fing Pastor Soreng an zu tanzen, vorwärts und rückwärts mit ruckhaften Schritten - und ich habe mitgetanzt, ihm entgegen und zurück, nur nachahmend. Da war alle Zurückhaltung fort und es kam eine Adivasi-Stimmung auf, wie ich sie noch nie erlebt habe. Dr. Bage lachte immerzu nur schallend und die anderen riefen und sangen. - So endete diese Kirchenleitungsberatung, allerdings in ihrem inoffiziellen Teil. - - -

Vom

Vom 4. bis 13. Februar bin ich nun im Lande unterwegs: Khuntitoli, Rourkela, das Hospital im Angaon, verschiedene Dschungelgemeinden, auch "meine" in Jamadohar, und Koronjo (Plathpur), worauf ich immer wieder angesprochen werde. Die scheinen sich ganz besonders zu rüsten. Vom 15. bis 24. Februar geht es dann nach Assam, zuerst nach Tinsukia, dann in die Mikir-Hills, und langsam durch das Land bis Tezpur. Es soll dort wärmer sein als hier. Es werden bewegte Wochen werden.

Habt Dank für alles Gedenken und alle Grüße! Einzeln kann ich leider nicht antworten.

Euer

Hans-Helmut Peters

Ranchi, den 3. Februar 1966

Gossner Mission

Celle, den 28. Januar 1966

Liebe Freunde!

Da ein Bericht meines Mannes sich verzögert oder verloren ging, möchten wir einige Abschnitte aus den Briefen an mich abschreiben und vervielfältigen, so daß Sie einen kleinen Eindruck von seinen Erlebnissen bekommen. Zu Anfang geben wir einen kleinen Ausschnitt aus dem Reisebericht.

Herzlichen Gruß

Ihre Hildegund Peters

- - - - - - - - -

On board
the Magie Carpet

Air India
Flug 106, Gawie Sankar

Donnerstag 6. Januar 1966

..... Nun habe ich im Flugzeug wieder mein Schreibpapier und Ihr sollt einen ersten Brief erhalten. Wir fliegen Cairo-Bombay, die Maschine steigt noch bis auf 10.500 mtr. Eben in Cairo gab es die erste Durchsage in deutsch! Die 4000 km werden in 4 1/2 Stunden zurückgelegt. Mittags in Frankfurt war gerade Zeit zum Essen. Dann wurde der Flug 106 nach Bombay - Tokyo aufgerufen (zwischendurch so viele andere - eigentlich alle 4 Minuten). Noch stößt das Flugzeug, fällt und drängt nach oben; die Luft ist noch nicht dicht genug. Wir dürfen uns losschnallen - 14.50 Uhr Genf in Sicht. Leise Musik, dann - "Herbei o Ihr Gläubigen" adeste fideles zwei Verse - weil Ephiphanias ist? Eine Stunde später steigen wir wieder, dies Mal mit einer wunderbaren Fernsicht. Links lag bald das Montblanc-Massiv. Die Sonne zeigt sich und es gibt herrliche Kontraste - die Dunkelheit senkte sich über Täler und Seen. Auf den Schneekuppen lag noch Sonnenglanz. Dann kam eine weite Nebeldecke, wohl über Italien, bzw. dem Balkan, während ein rubinroter Streifen im Westen den Himmel säumte. Solche Farbe sah ich noch nie - und wir tauchten in die Nacht. 19.10 Cairo, Ortszeit kurz vor Mitternacht. Während wir landen, wird mir als Begleitmusik "Stille Nacht, heilige Nacht" serviert. Draußen erscheinen die Lichter der großen Stadt - breite Bänder mit grün und weiß und rötlich, wie Perlenketten - Landung auf unmöglicher Rollbahn, wellig und uneben. Man ist froh, als die Maschine steht.-

Gossner Mission

19o Cairo International Airport 45 Minuten Halt. Die Crew verabschiedet sich und wir gehen die Treppe hinunter. Noch klingt in den Ohren: We hope you enjoyed our fligh! Good bye. Draußen laue Mondnacht, meine Strickjacke ließ ich drinnen, ebenso Mantel und Hut. Ein Mittelmeerabend - und zum ersten Mal stehe ich auf afrikanischem Boden. Der Bus bringt uns schnell über den weiten Platz zum Gebäude - Aegyptische Zeichen, Blumen und Palmen; plötzlich steht Weihnachten vor 32 Jahren vor der Erinnerung - ist's so lange her - eigentlich ein Menschenalter -. Im Halbdunkel der großen Halle huschen die Kellner - dunkelhäutige Nubier, in nachtblauen und roten Gewändern, die bis auf den Boden reichen oben goldbestickt bis auf den Gürtel, auf Brust und Rücken. Man sieht vom Gesicht nur die Augen und die Zähne - einer hatte seine weiße Serviette beim Servieren im Mund. - - Nun gehts Richtung Aethiopien, entgegen der Richtung, die die Weisen einst gen Westen zogen - Um 21 Uhr kam das Abendessen: Ein scharfes grünes Gemüse, ganz wenig, ganz heiß. Ein Inder neben mir: "Nach 1 1/2 Jahren (er war als Ingenieur in der Tschechoslowakei) esse ich's endlich wieder!" Ihm schmeckte es; ich übte mich. - Nun wird für 1 1/2 Stunden noch das Licht ausgemacht. Wir fliegen in 1000 km Stundengeschwindigkeit gen Osten. Um 23.30 sollen wir Bombay erreichen, bei 5 Uhr Ortszeit. -

Bombays Astoria Hotel. Nun bin ich schon 24 Stunden im Lande, habe viel geschlafen, geduscht und fühle mich wohl. Die Luftkühlungsanlage rauscht leise und der große Ventilator an der Decke dreht sich, so kann man's aushalten, wenn man in den Mittagsstunden im Zimmer bleibt.

Als wir in Santa Cruz landeten, war es (Ortszeit 5,30) noch finstere Nacht. Erst gegen 7 Uhr lichtete sich der Himmel. Bei strahlendem Mond gingen wir über die weite Rollbahn. Die Abfertigung im warmen Flughafengebäude ging dies Mal erstaunlich zügig - etwa 10 Beamte saßen hinter einem langen Tresen. Man bekam seinen Stempel, gab 2 ausgefüllte Formulare ab und es ging zur(gefürchteten) Zollkontrolle. Mein Name wurde noch einmal auf ein Papier notiert, mit Pass-Nr. usw; der Zollbeamte meinte: "It is a nice name" - und ich ließ ihn bei dem Glauben. Endlich kam mein Koffer - weder er noch die Aktentasche wurden geöffnet - zwei gelbe Kreidekringel - und ein Träger brachte alles in den Air India Bus. Fast 1 Stunde Warten - währenddessen eifrige Taxifahrer unglaubliche Angebote machten für billige Hotels und dergleichen - und dann zuckelten wir durch die Nacht. Der Mond spiegelte sich in weiten Wasserflächen, zwischen denen auf Lagunen Menschen hausen - in Palmwedelhütten, Kanisterbaracken und dergleichen. Gegen 7.30 Uhr hielten wir beim Air India Stadtbüro. Im wohlbekannten Raum umfing mich angenehme Kühle. Nach 1/2 Stunde Verhandlungen bekam ich neue Flugkarten, um in Belgaum landen zu können, und zog dann zum Indian Airlines-Büro, um für Montag den Platz zu buchen - Warteliste, Chance II. Der Beamte tröstete mich, das sei ein guter Platz und berechtige zu Hoffnung (inzwischen hat sich nichts verändert).

In meinem Hotel Astoria bekam ich im 3. Stock das gleiche Zimmer wie vor 4 Jahren, packte aus, wusch mich und schlief. Mit besonderer Erwartung, wiederzusehen und neuzuentdecken, machte ich erste Spaziergänge. Die Erinnerung hatte vieles überdeckt - daß alles so schmutzig sei und derart stinke; daß das große Bauwerk Gateway of India auf meinem Dia viel

schöner

Gossner Mission

schöner aussieht als in der staubigen Wirklichkeit. Doch das Wiedersehen überwältigte mich - am gestrigen Morgen die Palmenhaine im Mondschein, die laue Luft -. Dies Mal werde ich weniger angebettelt. Ob das allgemein ist oder an dem hellen Anzug liegt? Ich nahm auch die Kamera noch nicht mit.

- - - - - - - -

Calcutta, den 18. Januar 1966

..... In Madras war es heiß, aber Pastor Winter hatte mir ein angenehmes Hotel empfohlen, das von einer Parsin, Mrs. Nanavatti, geleitet wird. Wie wurde ich beim Abendessen zerstochen: dicke Quaddeln an Händen und Füßen. Aber nach 1/2 Stunde war ich wieder frei. Es hatte kurz zuvor geregnet - es mögen abends wohl 26° gewesen sein. Hier war das Mosquitonetz nötig - und natürlich der Deckenventilator. In Calcutta waren es abends nur 10° - erfreulich frisch. Die Menschen hüllen sich ab 6 Uhr bis an die Nase in ihre Dotis, auch die Männer im Telegraphenamt. Auf der Straße sitzen sie um kleine Feuer, selbst vor unserem "vornehmen" Hotel. Erst dachte ich: hätte Berg es doch nicht empfohlen. Doch auf die Dauer merke ich, wie angenehm der gepflegte Stil ist = so sauber, mit frischer Wäsche usw. Da hier erst alles voller Probleme war, war die Unterkunft jedenfalls gut. Problem I: Flug nach Ranchi erst in 8 Tagen möglich, da ausgebucht. Problem II: Wegen meines Pakets mit der Schreibmaschine usw. muß ich nochmals zum Flugplatz; das kostet einen halben Tag. Problem III: Von Ranchi kein Brief - und ich hatte auf Nachricht wegen Assam gewartet. So hab ich gleich telegraphiert. Das Visum für Assam erhalte ich hoffentlich heute -. Gestern noch deutschen General-Konsul Elgar von Randow besucht, weil ich immerhin 6 Wochen in seinem Bezirk reise! Heute Abend soll ich zu ihm kommen; es sind noch einige Durchreisende eingeladen. Sein Wagen (Merzedes 190) - schwarz - holt mich ab. - Mittwoch früh 4.45 Uhr mit Air-India-Bus zum Flughafen. Ich habe nach einigem Verhandeln einen Platz für den vorgesehenen 19. I. 66 bekommen. Wie war ich froh - habe gleich nach Ranchi telegraphiert. Wie ist Calcutta gepflegter als Bombay und Madras - es war eben englische G Gründung und 2. Stad des Empire, das habe ich jetzt erst gelernt.

.....

- - - - - - - - -

Ranchi, den 19. Januar 1966

..... Wie gut war es, daß ich in Calcutta die drei Tage Zeit hatte. Ich habe viel geschlafen und hatte es in dem Hotel viel zu gut. Nachdem ich anfangs meinte, einfacher wäre es wohl besser(mein Hotel in Bombay ist schlichter, dafür auch schmutziger), ich habe es hernach

doch

Gossner Mission

doch sehr genossen, eine große saubere Badewanne zu haben und so regelmäßig frische Wäsche. Great Eastern hat 200 Räume und ist eine "westliche"Welt für sich, mit Läden, verschiedenen Restaurants, auch einem chinesischen, und Postamt. Die heutige Nacht war kurz; denn gestern Abend war ich bei dem deutschen Generalkonsul eingeladen, mit 7 anderen Gästen. Ich brach kurz nach Mitternacht auf, die anderen blieben noch. Der Merzedes mit indischem Fahrer brachte mich in das Hotel zurück, sodaß ich um 1 Uhr lag. Um 3.45 ließ ich mich wecken; denn 4.45 mußte ich im Stadtbüro von Indian Airlines sein. Der Morgen war dann wunderbar: auf dem Flugplatz schien zuerst noch der Mond, dann kam eine fahle Morgendämmerung auf, die in roten Windwolken über den Himmel zog und jene Stimmung schuf, die den Abend und Morgen in Indien kennzeichnet. Dabei war es kalt, sodaß ich meinen Mantel anzog. Viele Inder saßen auf den Bänken der Abfertigungshalle und schliefen, in den Dhoti eingehüllt. Einer hatte seine Soldatenmütze oben auf den Dhoti gesetzt, er sah wie eine Mumie aus. Dann wanderten wir über den weiten Flugplatz zu unserer Dakota. Es sind zweimotorige leichte Maschinen, innen meist ungeheflegt, so richtige Grashüpfer, die auch auf nur festgewalzten Lehmbahnen und Grasflächen landen können. Bei dem deutschen Generalkonsul waren zwei österreichische Ärzte aus Graz, die mit einem Journalisten eine Orientreise im VW machten und Leberablut als Abstriche und andere in Europa nicht mehr vorhandene Viren für ihr medizinisches Institut in Graz sammelten, außerdem der britische Kulturattaché von Calcutta, ein sympathischer Mann, mit dem ich mich lange gut unterhielt, außerdem drei andere Gäste. Mit mir wurde heute ein jüngerer Theologe Dr. Bayerhaus empfangen, der 9 Jahre in Afrika Missionar war und jetzt als Professor nach Tübingen berufen ist. Über den heutigen Tag schreibe ich in dem nächsten Bericht. Er war bis an die Grenze dessen, was man erleben kann, gefüllt. Der erste freundliche Empfang auf dem Flugplatz. Als wir zum Compound kamen, wurden wir von etwa hundert Menschen empfangen. Blumen, zweimal Händewaschen, war m und kalt, dann Reden. Darauf Frühstück gegen 9 Uhr, und um 11 begann die"Besichtigung" der Institute, Etwa 600 Mädchen von der mittleren und höheren Schule und 30 vom Lehrerinnenseminar - das war so rührend -. Nach diesem Empfang sahen wir einige mit kleinen Handapparaten und Spindeln spinnende Junglehrerinnen, außerdem eine Reihe von Klassen. Mittag - eine Stunde Schlaf. Dann 500 Jungen, von denen über die Hälfte Hindus und Moslems sind, anschließend die Theologische Schule mit 20 Studenten. Gegen 18 Uhr war dies Programm am Ende und wir auch.....

- - - - - - - - - -

Ranchi, den 24. Januar 1966

..... Auf meinem Tisch steht eine wunderschöne Bronceschale, außen dunkel geschwärzt und innen blank gedreht und gehämmert, in der die Inder ihren Reis kochen oder Salate auf den Tisch bringen. Einer der Adhyk nes, Rev. Tonno in Khunti, hat sie mir überreicht, nachdem ich das zweite Mal in einer seiner Gemeinden gewesen war. Außerdem bekam ich eine kleine einfache Schürze, weißer Baumwollstoff mit eingewebter roter Kante, die man in der Küche tragen könne, und einen wunderschönen kleinen Holzkamm, handgearbeitet. In einer anderen Gemeinde

überreichten

Gossner Mission

überreichten sie mir ein Glas selbst geernteten indischen Honigs; das werde ich wahrscheinlich einer armen Familie schenken. - - - Hier sind wir bei Pfarrer Kloss und seiner Frau zu Gast, wo wir bestens versorgt werden, indisch, aber unserem Geschmack angeglichen.

Im hiesigen Gebiet merkt man noch die Schutzmaßnahmen des Ausnahmezustands nach der chinesischen Aggression: Die Autos haben halb verdeckte Scheinwerfer, vor größeren Gebäuden liegen Sandsäcke, oft sind auf zwei Meter hohe Backsteinmauern hingestellt. Im Hotel in Calcutta lag im Zimmer eine Anweisung, wie man sich bei Alarm verhalten solle. U.a. stand darin, wenn kein Luftschutzkeller erreichbar sei, solle man sich auf den Boden knien und den Kopf zwischen die Arme nehmen ..... Hoffentlich bleibt das alles für dies Volk nur theoretische Anweisung! Für Assam gelten weiterhin besondere Anordnungen. Dr. Bage, der Kirchenpräsident, möchte, daß ich einige Missionsgemeinden in den Bergen von Assam besuchen solle. Ende dieser Woche kommt der Adhyaksh von Tezpur zur Kirchenleitungssitzung hierher; dann werden wir alle Einzelheiten mit ihm besprechen, auch wie ich, nachdem das Permit für die Einreise nach Assam erteilt wurde, zusätzliche Erlaubnis im Lande bekomme. Das Lustige dabei ist, jede solche Verhandlung mit Behörden braucht meist Tage. Umso erfreuter war man hier, daß ich mit meiner Einreiseerlaubnis bereits eintraf. .....

Hans-Helmut Peters

Gossner Mission

Ranchi, den 25. Januar 1966

Liebe Freunde!

Einige hundert Kilometer bin ich nun unterwegs gewesen, nicht mehr mit dem Hindustan Ambassador, der für die Goßnerkirche seit wenigen Wochen läuft und dem Fiat 1100 gleicht, sondern mit dem Jeep. Über Tage wird die Windschutzscheibe hochgedreht, damit der Staub sich nicht so sehr darauf niederschlägt; abends werden an den Seiten die Segeltuche fest gemacht, weil der Fahrwind empfindlich kalt ist. Man braucht den Pullover und Mantel. Der indische Fahrer begnügt sich mit dem breiten dunkelroten Wollschal, den er bis über die Nase hochzieht. Begleitet wurde ich an zwei Tagen von dem Sekretär der Kirchenleitung, Mr. H. Samad, einem Laien, und Mr. Horo vom Kirchenbüro Ranchi. Freitag, den 21. Januar fuhren wir auf der Hauptstraße bis Khunti; sie ist gut ausgebaut, für zwei Spuren, wie überhaupt die Straßen wesentlich besser sind als vor vier Jahren. Dort stieg der Adhyaksh, Rev. Topno, zu und wir bogen bald nach Südosten auf einen Feldweg ab. Gelegentlich begegnen uns Wandernde, manchmal Gruppen, die Lasten auf dem Kopfe tragen; zwischendurch zieht eine Ziegen- oder Rinderherde träge den gleichen Weg. Die Hupe kommt kaum zum Schweigen. Die etwa 10 Meilen (16 km) dauern lange. Oft weichen wir auf den Rasenstreifen am Rand des Weges aus, weil tiefe Wagenspuren und ausgewaschene Furchen von der letzten Regenzeit selbst dem Jeep Not machen. Endlich taucht, mitten im Dschungel, auf einer Anhöhe ein größeres Waldstück auf: darinnen liegt Burju verborgen. Als wir einbiegen, steht die Gemeinde am Ehrentor. An der Schule werden wir empfangen und es folgt die Begrüßung, die jedes Mal anders ist, doch in ihrem Wechsel schwer zu beschreiben. Burju gehört zu den ältesten Missionsstationen im Lande. Die Gemeinde wohnt im Umkreis von 10 bis 15 km um die stattliche Kirche. Als wir nach dem Tee auf den Kirchturm klettern - er war in drei Stockwerken gut in Ordnung und mit Leitern bis zur Spitze zu steigen - deutete eine Glocke den Namen des Ortes: Pjotersburgo 1845 stand zu lesen. Sie war von der Goßnergemeinde in Petersburg gestiftet, an der Vater Goßner besonders hing, denn in ihr sammelte er bis zu seiner Vertreibung durch den Zaren eine Ökumenische Schar: Lutheraner, Orthodoxe und Katholiken. Wenn ich nicht irre, ist der Urgroßvater Plath drei Mal zur Kollektenreise in Rußland gewesen. Aus Dank gegen diese Spender wurde die Missionsstation Petersburg genannt: es wurde im Laufe der Zeit daraus Burju. Die zweite Glocke trug die Inschrift: Apolda in Thüringen; beide gaben ein schönes Geläut, das uns beim Einzug begleitete. Im Missionarshaus zu Burju hat Missionar Nottrott das Neue Testament in die Mundari-Sprache übersetzt; für diese Leistung, die mit der ersten Erforschung und Aufzeichnung der Mundart der Mundas verbunden war, erhielt er von Leipzig den Ehrendoktor. - Dann standen wir auf dem Friedhof. Einige Gräber mit deutschen Inschriften: eine Missionarsfrau - 21 Jahre; ein Kind - 6 Jahre. So kehrt es immer wieder: Die Frauen und die Kinder sind auf den alten Friedhöfen Zeugen dafür, wie schwer und gefährlich das Leben für sie war. Bei Sonnenuntergang nahmen wir Abschied und ich habe dem Pastor versprochen, noch einmal zu einem Wochengottesdienst nach Burju zu kommen, wahrscheinlich während des Pastoralkollegs im März. Dieser Ort nahm mich gefangen. - In Khunti schauten wir bei dem Adhyaksh herein: Gegenüber dem alten "Pfarrhaus", einer einfachen Hütte, und dem Kirchenbüro entsteht ein ansehnlicher Neubau im Bungalowstil. Die Straße von Khunti nach Jamshedpur wird verbreitert und nimmt einen Teil des bisherigen Geländes fort. Man kann nur wünschen, daß der Neubau bald bezogen werden wird; Rev. Topno hofft, ich könnte ihn noch einweihen. Im Kirchenbüro saßen wir

noch

Gossner Mission

noch zu einer Tasse Tee zusammen. Rev. Topno hatte sich mit einer kleinen, zwei Oktaven umfassenden Handharmonika - einem alten indischen Instrument - an den Tisch gesetzt; um ihn standen seine vier Kinder und einige andere und alle sangen. Ein Mädchen hielt die runde, bauchige Petroleumlampe hoch, damit sie den Text lesen könnten: dies Bild werde ich nie vergessen wie der Schein die Kindergesichter aus dem Dunkel des Raumes hervorhob. Die Augen sind so groß und staunend, die Antlitze still - gesungen haben sie wie die Engel. - - Spät kamen wir nach Ranchi zurück, mit drei Geschenken für unsere Mutter: einer Bronzeschale, wie sie zum Reiskochen benutzt wird, einem kleinen handgeschnitzten Holzkamm und einer kleinen Schürze. -

Lahardaga war am nächsten Tage unser Ziel, etwa 75 km gen Norden, auf einer schnellen Straße, so daß wir nur knapp zwei Stunden für eine Fahrt brauchten. Kümmerlich war die Schar, mit dem alten Pastor, aber rührend in der Aufmerksamkeit und Herzlichkeit. Die Gemeinde ist gespalten, seit den Stammeskämpfen zwischen Uranns und Mundas. Zwar ist dieser "Kirchenstreit" seit Jahren beigelegt, doch was in den Köpfen der Adivasis sitzt, sitzt noch fest. Gottesdienst halten sie in einem kleinen Schulraum; die Kirche mußte wegen Baufälligkeit gesperrt werden. Treu sammelt eine ältere Lehrerin Kinder zur Grundschule; diese empfingen uns mit einigen Halbwüchsigen mit Trommeln und Gesang. Nach dem Tee wanderten wir durch das Gelände der Gemeinde, welches zum Teil von der anderen Gruppe benutzt wird. Wie von ungefähr begegnete uns der andere, jüngere Pastor, ein frischer netter Kerl, der mit etwa 20 größeren Jungen am Eingang eines gepflegten Gartens (für hiesige Verhältnisse jedenfalls) stand. Es waren nur zwei Kränze da, die Mr. Horo und mir umgelegt wurden. Doch man merkte die Freude, daß wir auch zu ihnen kamen (mitgeteilt war es vom Kirchenbüro Ranchi). In einem Klassenraum der Schule, die Unter- und Mittelstufe umfaßt, wurden wir begrüßt. Die Mehrzahl der aufmerksam zuhörenden Jungen waren Hindus. Der Pastor sprach knapp, präzise und erwähnte am Ende auch den Kirchenstreit, unter dem sie noch litten. In meiner Antwort brachte ich zuerst Dank und Freude zum Ausdruck und die Grüße der Heimatkirche; dann konnte man in einigen Sätzen darauf eingehen, daß es auch bei uns Spannungen in einem Anchal (Sprengel) gebe. Wichtig aber sei, daß daraus keine Trennung entstehe. Und dann habe ich noch erzählt. Beim Tee kam die Pfarrfrau, die gleichfalls als Lehrerin unterrichtet, mit einigen prächtigen Kindern. Was könnte in Lahardaga wieder für eine gute Gemeinde entstehen! Zum Abschied waren wir wieder bei dem alten Pastor. Ein wunderschönes großes Glas selbstgeernteten Bienenhonigs wurde überreicht - und dann kam ein Bote von "drüben" und brachte das gleiche Gastgeschenk in einer kleinen Flasche. Beides hat mich sehr erfreut; der Honig kommt in Ranchi zu einer bedürftigen Familie. - Auf dem Heimweg sahen wir riesige Anlagen, auf denen Bauxite (Aluminiumerde) verladen wird. Eine Schmalspurbahn geht von Ranchi nach L.; außerdem befindet sich in der Nähe ein für Bihar bedeutendes Zementwerk. Hier wird noch viel Aufbauarbeit getan werden müssen. Wenn sie nur Frieden fänden .....

Höhepunkt dieser Tage war der Sonntag in Govindpur; Govind ist eine alte Bezeichnung für "Gott". Von der Hauptstraße über Khunti, auf der wir etwa 60 km fuhren, ging es in einem Ort durch eine Gasse nach Norden ab. Erst dachte ich, wir würden garnicht weiterkommen; denn alles Leben spielte sich auf diesem engen Wege ab. Doch mit Hupe kamen wir weiter und begannen beim Dorfausgang eine Fahrt, die zeitweise einer

Schiffsreise

Gossner Mission

Schiffsreise auf bewegter See glich. So schwankte der Jeep hin und her. Dies Mal hatten wir den Pramukh Adhyaksh, Rev. Dr. Bage, bei uns und noch einmal Dr. Bayerhaus, der zwischendurch mit dem Ambassador Rourkela besucht hatte. Eine Stunde dauerte dies Erlebnis. Zwei Mal mußten wir durch kleinere Flüsse hindurch; beim Überqueren der Furt bewährt sich der Vierradantrieb. Dann ging's wieder steil hoch, durch kleine Wälder, über weite Ebenen. Einen katholischen indischen Pater hatten wir im letzten Dorfe aufgesammelt, mit viel Gepäck; unterwegs gab es ein gutes Gespräch. Nach einer Stunde waren wir am Ziel und ich hatte zwischendurch immer wieder auf die Uhr geschaut: nach dem Programm sollten wir 9.30 a.m. eintreffen und dann stand dort: Preaching in Sunday service Rev. P. - - Gegen zen Uhr wurden wir empfangen, mit Tee erquickt, auf dem großen mit hohen alten Bäumen bestandenen Compound herumgeführt. Wo Palmen stehen, wirkten deutsche Missionare, so wird immer wieder berichtet. Tabeta-Schule: dies ist das Schmuckstück von Govindpur; lange Zeit arbeiteten hier mit Ausdauer und großer Liebe und Energie zwei Goßnerschwestern. Seit einigen Monaten ist die Leitung in der Hand einer indischen Lehrerin. Etwa 20 junge Mädchen in gleichen Sarees empfingen uns, besprengten uns mit Mangozweigen mit Wasser, tanzten zu einen neu verfaßten Liede rechts und links auf dem schmalen Innenhof, während wir zur kleinen Empfangshalle schritten. Alles war peinlich sauber, die Wände weiß gestrichen, mit Blumen und Inschriften geschmückt - eine andere Welt! - - Es wurde Mittagessen aufgetischt und Dr. Bage erläuterte: Erst müssen wir uns stärken und dann feiern wir den Gottesdienst. Eine halbe Stunde vor Beginn wird das erste Mal geläutet; dann kommt die Gemeinde zusammen. So geschah es auch. Versorgt wurden wir ganz rührend: mit frischem Obst und Salaten aus dem eigenen Garten, mit Reis und würziger Sauße, dann Fleisch und einer Art Kartoffeln, und hernach Sweets und Tee. Wenn der Teller leerer wurde, stand sogleich ein freundlicher Geist zur Seite und gab von neuem auf. Gegen 13 Uhr zogen wir beim zweiten Läuten zur Kirche, über einen weiten schattigen Platz. In dem luftigen offenen großen Kirchenschiff saß die zahlreiche Gemeinde, links im Raum die Frauen und Mädchen, rechts die Männer. In G. ist auch die Schule für die Pracharaks, die Laienprediger der Gemeinden; eine Mannschaft junger und einiger älterer Männer. Die Feier begann: Lieder, Begrüßung, Antwort von Dr. Bayerhaus - und als ich nach einer halben Stunde Dr. Bage leise fragte: kommt nach dem nächsten Liede dann die Predigt, da verneinte er. Gleich ende die Begrüßung, dann würden wir im Chorraum Platz nehmen, der 2. Ortspfarrer halte die Liturgie. So war es dann; nach einer Stunde standen wir beide auf der Kanzel. Ich hatte nach der Ordnung der VELKD als Text Röm. 1, 14-17 (vorher war das Evangelium Mt. 8, 5-13 für den 3. Sonntag nach Epiphanias gelesen). Hierbei knüpfte ich an und brachte die Grüße von der großen, in solchen Ordnungen sichtbar werdenden Gemeinschaft einer Kirche. Wichtiger jedoch als dies sei der gemeinsame Grund unseres Christenstandes und Bekennens.... Nach der Predigt wurde das Dankopfer eingesammelt, zuerst ein großer Korb, halb gefüllt, für einen besonderen Kollektenzweck; dann noch einmal, zwei Körbe, bis über den Rand voll Reis. Und immer kamen noch Kinder und junge Mädchen nach, um ihre Beutelchen in die Körbe zu leeren. Es wurde uns bestätigt: Jeden Tag, wenn die Mutter das Reisgericht für die Familie rüstet, tut sie die erste Hand voll Reis beiseite, für die Gemeinde. Da standen sie nun, drei Körbe voller Reis, zwischendrin einige Münzen und Geldscheine. - Es folgte die Taufe: Erwachsene und Kinder, vom Ortspfarrer gehalten. Und dann übernahm Dr. Bage das

Schlußgebet

Gossner Mission

Schlußgebet und den Segen. Nach drei Uhr war es, als wir zur Schule der Prascharaks zogen: erneut empfangen und dann für eine Stunde beisammen mit den etwa 30 Männern, die nach franziskanischer Art zusammenleben, ähnlich wie in ihren Dörfern, ihr Essen selbst kochen, ihre Räume selbst in Ordnung halten. Was bringen sie an Wissen mit? Wenig Bibelkunde, aber den Kleinen Katechismus von Luther; den kennen sie auswendig, mit ihm predigen und evangelisieren sie. Dr. Bage kam gerade vom einer Reise aus Genf und Berlin zurück, berichtete diesen Männern, daß man dieser Schule helfen wolle. Dann mahnte er: ich bitte euch aber, hütet diese Art des einfachen Lebens. So leben die Adivasis, so sieht es bei euch zu Hause aus; so wollen wir es auch hier halten! Neben der Theologischen Schule in Ranchi dürfte diese Ausbildung das Entscheidende für Evangelisation und Aufbau der Gemeinden sein. Die Pastoren haben alle fünf bis zehn Orte, kommen zum Sakramentsgottesdienst überall hin. Hausbesuche, tägliche Begleitung, Glaubenslehre und vor allem Singen liegt in Händen der Prediger. Dann sangen sie uns vor, alte und neue Lieder, alle mit Trommeln begleitet nach der Art der Ureinwohner des Landes. - Wir hatten viel gesehen und gehört; es war genug. Doch nun folgte der Rundgang durch das größere Gelände, am Wasserteich entlang, dessen hoher breiter Damm von Palmen bestanden ist; einen weiten Blick hat man in das Land. Ziel war noch einmal die Tabeta-Schule. Das Glöckchen am Eingang mußte angeschlagen werden: wir wurden zum Tee erwartet. Bei Sonnenuntergang saßen wir im Andachtsraum zur Schlußandacht und nach nicht endenwollenden Abschiedsgesprächen wurden wir (mit einen Sack Reis) in den Jeep verstaut. Schwankende Scheinwerfer tasteten das Gelände ab, gelegentlich tauchte aus dem Dunkel der Nacht plötzlich ein Tier auf. Ein Bus (!) kam uns auf dem gleichen Wege entgegen und entließ uns in eine Wand von Staub. Endlich war das Dorf erreicht. Vor den Häusern saßen die Menschen um qualmende Feuer, Kinder trudelten über die Straße. Eine Stunde später grüßen uns die Lichter von Hatija, des neben Ranchi erbauten Industriekombinats. - -"Der Tag hat sich geneiget" - und er war reich gewesen.

- - - - - - -

Calcutta, den 27. Januar 1966

Noch einmal mußte ich nach Calcutta wegen der Einreiseerlaubnis nach Assam. Vor meiner Reise nach Indien hatte ich Ranchi gebeten, mir ins Great Eastern Hotel eine Nachricht zu senden, auf welche Zeit der Besuch in Assam geplant sei. Dieser Brief kam nicht, weil das Programm zwar fertig war, aber ..... Zugleich hatte ich mir nur die Aufenthaltserlaubnis für Tezpur und den dortigen Bezirk Silbsagar geben lassen. In Ranchi stellte sich jedoch heraus, daß vier andere Bezirke genannt sein sollten. Da wir von und nach Ranchi aber nur 3 Flugverbindungen pro Woche haben, mußte ich Montag, den 24. fliegen. Weil ohnehin Ruhetag im Programm vorgesehen war, mußten einige andere Pläne gewechselt werden. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß diese Reise in vieler Hinsicht wichtig war. Mit der guten alten Dakota flog ich ab, dem "Grashüpfer", weil sie als leichte zweimotorige Maschine selbst auf Grasflächen landen kann - Ranchi besitzt Zementrollbahnen, da es während des letzten Krieges Sitz des auptquartiers gegen Japan und den Osten war -. Zu gleicher Zeit war der Finanzberater, Herr Montag, auch in Calcutta, so daß wir hier einiges gemeinsam tun konnten. Von der Kühle des Gebirges bin ich wieder in die Schwüle der Ebene gekommen.

Da

Gossner Mission

Da habe ich das Badezimmer im Hotel sehr genossen; so etwas gibt es in Ranchi nicht. Mit Herrn Montag besuchte ich am Dienstag die Welles-ly-Kirche, ein Gebäude, das der Church of Scotland gehörte und vor längerer Zeit aufgegeben wurde. Nun hat ein lutherischer Laie, der bei der Kirche wohnte, eine kleine Gemeinde von Hindus gesammelt; seine Tochter betreibt eine Grundschule mit 90 Kindern. Mühselige Verhandlungen, die juristisch kompliziert liegen, werden gegenwärtig geführt mit dem Ziel, das Grundstück mit der großen Kirche und den Nebengebäuden für die Goßnerkirche zu erwerben. Der Besuch bei dem inzwischen ordinierten Pfarrer Devades hat mich sehr beeindruckt. Mit seiner Frau hat er keine finanziellen Opfer gescheut, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Er ist nebenbei als Geschäftsmann tätig. Seine Frau stammt aus einer höheren Hindukaste; die Eltern wurden Christen. Sie freuten sich sehr, daß wir zu zweit kamen. Wenn ich von Assam am 24. Februar zurückkehre, werde ich dort einen Abendgottesdienst in der Woche halten. Welleslychurch liegt nicht weit vom Lee-Memorial-House, wo ich 1961 wohnte, günstig in der Mitte der Stadt von allen Seiten zu erreichen, in einem Arbeiter- und Geschäftsviertel. Im Assam-House trafen wir zufällig den Leiter der Visaabteilung. Er bedauerte, das Visum nicht gleich ändern lassen zu können. Der nächste Tag, 26. Januar war Feiertag: Indisches Fest zur 16. Wiederkehr der Staatsbildung. So war ich heute dort. Mit großer Geduld mußte ich mit verschiedenen Männern verhandeln, um zum Ziel zu kommen, obgleich ich einen offiziellen Brief der Kirchenleitung von Ranchi vorzuweisen hatte. Für ein Gebiet, die Mikir-Hills, erhielt ich die Erlaubnis nicht, das muß von Tezpur aus versucht werden. Auf meinem Permit-Schein wurden die alten Daten ausradiert, neue eingetragen und die Gebiete ergänzt und auf jede Veränderung ein Stempel gedrückt. Hoffen wir das Beste.....

Da Pfarrer Devadas Mitglied der Home Guards ist, offenbar dort einen Posten hat, besorgte er mir eine Einladung zur Parade am Nationaltag. So zog ich gestern früh mit einer in Hindi gedruckten Einladung zum Block B der reservierten Plätze und konnte die ganze Schau aus der ersten Reihe miterleben. Frau Devadas und Tochter waren bereits vor mir dort und hatten zwischen sich den Platz freigehalten. Uns wurden kleine Zettelchen angesteckt, mit der indischen Flagge, Gandhi, S. Bohse und Nehru. Um 7.30 Uhr saßen wir, um 8.57 kam der Gouverneur von Calcutta, feierlich eskortiert von Polizei, in einem offenen Wagen: eine Frau in weißem Saree. - Um 9 Uhr stieg die Flagge empor, alles erhob sich und hörte stehend die Indische Nationalhymne an, eine sympathische feierliche Melodie, die überraschend auf der Terz endet. Und dann begann das Schauspiel, mit dessen Einzelheiten ich Euch nicht ermüden will. Genau 40 Minuten waren vorgesehen; nach 40 Minuten fuhr als letzte Gruppe die St. John Ambulance vorbei. Besonderen Eindruck machten die prächtigen Kapellen, in denen die Trommler Tigerfelle trugen. Farbenfreudig in rot und blau marschierte nach englischer Weise die Westbengalische Infanterie und die ostbengalischen Grenzjäger. Schneeweiß zogen die Marineeinheiten vorbei. Interessant war, daß jeweils einige Soldaten statt der einheitlichen Mützen Turbane trugen: es sind die Sikhs, die sich nicht das Haar scheeren. Sie haben Sonderrechte. Überraschend waren zwei Einheiten von Mädchen, in Uniform mit langen Hosen; Schritt konnten sie nicht ganz halten, aber schneidig sahen sie aus. Nur einmal wirkte eine etwas wohlbeleibte Kommandeurin komisch, die wie alle anderen Einheitsführer 10 Meter vor der Mannschaft zu marschieren hatte. Den Abschluß bildeten berittene Truppen (wunderschöne Pferde!) und motorisierte Einheiten. Alles war weitaus schlichter als in Delhi, aber immerhin.....

Nachmittags

Gossner Mission

Nachmittags fuhr ich mit dem Vorortzug von der riesigen Howrah-Station nach Serampore, wo sich ein altes theologisches College befindet, das zur Christlichen Universität ausgebaut wurde und mit dem als All-Indian-College alle anderen Theologischen Schulen im Lande in Verbindung stehen, um dort Graduationen und Habilitationen durchführen zu lassen. Ein Student aus Madras führte mich, da der Prinzipal Rev. Stewart, gerade nicht da war. Der große Hauptbau mit riesigen Säulen und und Tympanon wurde vom dänischen König gestiftet, da Serampore damals dänische Handelsniederlassung und Hoheitsgebiet war. Mitten in dem jetzt indisch verkommenen Ort steht die St. Olavs-Kirche und davor ein Gedenkstein, der in englischer Sprache festhält, daß dies Gebiet von 1755 bis 1845 dänisch war und besondere "reputation for his graet charm and clealingness" hatte. In der Tat liegt der Ort wunderschön, an dem breiten Hoggley-River. Als ich nach der Besichtigung durch das große eiserne Eingangstor herausschritt, lag vor mir unmittelbar der Strom, breit wie die Elbe bei Blankenese. Vom anderen Ufer klang der dumpfe Ton von Trommeln, in regelmäßigen Abständen, monoton wiederkehrend. Mitten im Strom lagen flache Boote, offenbar zum Fischen, vor Anker, flache Schalen, in der Mitte ein halbrundes Dach. So sehen sie wohl auch in Saigon aus. Zwischen die Trommeln mischten sich hohe Flöten. Am Uferweg standen kleine Tempel, in denen in der Abenddämmerung kleine Öllampen brannten; ein oder zwei Männer saßen still dabei. Leider werden viele kleine Tempel, auch in Calcutta, jetzt mit Neonröhren ausgestattet; das ist grausam zu sehen. Breite Treppen und schräge Bahnen, offenbar zum Hochziehen von Booten, führten jeweils vom Uferweg zum Wasser. Kinder spielten inständig in ihrer kleinen Welt. Das war so schön; doch umso unerträglicher war der Lärm der engen Straßen, wo am Nachmittag des Feiertages Lautsprecher quäkten, Menschen johlten und viele Neonlampen vor improvisierten Götterzelten blendeten. Ich war froh, den Bahnhof erreicht zu haben. Dort überfiel mich ein anderes Erlebnis: die Menge der Menschen! Wir mußten 20 Minuten warten, der Bahnsteig war gedrängt vom Gewoge. Zwischendurch schlängelten sich Teeverkäufer; drei Mal habe ich eine Tasse schönen heißen und süßen Tees aus einem Tonkrüglein getrunken, das man wegwirft. Endlich kam der Zug, laut pfeifend, von einer großen Diesellokk gezogen. Ein riesiger Scheinwerfer leuchtete oben an der Lok auf und griff einen Kegel blauen Dunstes aus der Dunkelheit. Aus überfüllten Wagen quollen Menschen, andere drängten nach. Wie gut, daß mir in Howrah-Station ein Inder gesagt hatte: dort ist für Sie der Schalter I. Klasse. Auch dies eine Abteil in dem langen Zug war überfüllt, jedoch nur mit Stehenden; Sitzplätze waren vorhanden. Der Zug fehr bereits, als ich mich hereindrängte. Dann raste er pfeifend durch die Nacht, offenbar waren Kühe auf den Gleisen, fuhr mit dem schrillen Ton seines Pfeifens durch Bahnhöfe, auf denen wieder Menschenmassen warteten. Das ist Indien! In den Städten treten die Menschen nur in Scharen auf. Mir gegenüber saßen zwei gepflegt gekleidete Inder; sie unterhielten sich. Vor der Brille des einen stand eine Fliege; ich sah sie und dachte, gleich ist sie fort. Er fuhr mit der Hand über das Gesicht. Das Tier blieb da: und langsam entfernte es sich nach oben. Es war eine Spinne, die sich zu ihrer zahlreichen Familie zurückzog, die ich dann unter den Lampen an der Decke erblickte. Hinzu gehört dann noch eine Beschreibung der Düfte; das bleibe erspart. Manchmal denke ich: wie gut, daß du einen gesunden Magen hast und normale Nerven; zwischendurch wird es unerträglich. - -

Heute

Gossner Mission

Heute war Pujahfest. Die Woche begann mit Neujahr der Moslems, Dienstag feierten die Hindus, Mittwoch Nationalfeiertag, und heut früh fuhr ich vor der auf 11 Uhr angesetzten Verhandlung im Assam-House hinaus nach Kalighat, um noch einmal den Kalitempel zu besuchen, den ich am 5. November 1961 erlebte. In dem alten indischen Stadtkern herrschte Hochspannung. Überall Götterbilder in Zelten, viele Blumengirlanden, viele Menschen festlich gekleidet und Sadhus. Am Tempel vorbei ging ich zu einem kleinen Fluß, wo die Menschen badeten. Mit Hilfe von Bakschisch und Händefalten habe ich Aufnahmen machen können, so eigenartig, wie bisher nie. Hoffentlich sind sie etwas geworden. Im Kalitempelbezirk schnappte mich gleich ein "Priester": Ich bin kein Fremdenführer, ich nehme kein Geld, ich bin ein Priester des Tempels... Und dann leierte er seine Erklärungen her, beschrieb die Opfergaben, erlaubte mir einige Aufnahmen, so von dem Votivbaum, an den Frauen kleine Steine binden und vor dem sie opferten. Nur im Opferbezirk durfte ich nicht fotografieren (hatte aber am Anfang unbemerkt die bekränzten Opferblöcke aufnehmen können). Sie bereiteten dann die Böcklein zum Opfer vor, fütterten sie noch mit grünen Blättern, wuschen sie, so daß sie frierend in der Sonne standen. Dann allerdings wurde es zu spät, ich mußte zurück in die Stadt. Heute Nachmittag wurden ab 16 Uhr die Götterbilder zum Hoogleystrom gebracht. Eben gerade, es ist 22 Uhr, zieht wieder lärmend eine Gruppe am Hotel vorbei. Ich bin dem Strom gefolgt (Menschen und Fahrzeuge). Auf Lastwagen saßen dichgedrängt junge Menschen mit Trommeln und ihrem Götterbild: ein bis zwei Meter hoch ist aus Lehm und Gips die Gestalt gebildet, weiß und farbig bemalt, mit Blumen bekränzt. Auf Rikschas saßen zwei Menschen mit ihrem Bilde; manche trugen einzeln ein kleines Bild auf dem Kopfe. Draschken mit Familien waren dabei, vor allem aber die unzähligen dreirädrigen Tempo-Wagen (vorn steht überall das Schild "Hanseat"), manchmal mit 15 bis 20 Jugendlichen und Kindern beladen. Erst dachte ich, es seien nur Hunderte; doch noch immer geht der Strom zum Fluß, es müssen Tausende sein. Am Wasser war hektisches Leben. Große Überseefrachtschiffe a ankerten, von Dschunken umgeben. Zwischendurch stiegen die Männer durch den Schlick des bei Ebbe ablaufenden Wassers in die Flut, trugen eine zeitlang ihr Götterbild mit erhobenen Armen, um es dann ins Wasser zu stoßen. Eine zeitlang schwammen sie johlend und kreischend herum und trieben es hinaus in den Strom. Währenddessen kamen immer neue Furhwerke. Am Ufer lärmten Trommler. Ich setzte mich zu einigen Indern auf Bretter und trank ein Schälchen Tee. Neben mir war eine neue Gruppe angekommen. Zur Musik ihrer Kapelle tanzten und sprangen sie um ihr Götterbild; doch die Ekstase blieb auf ihre Schar beschränkt. Wir anderen hart daneben, waren Zuschauer.

Die zurückfahrenden Gruppen sangen und warfen mit Blumen, die Autos und Wagen fuhren um die Wette. Motorisierte Polizei regelte den Strom des Verkehrs. Ich war froh, als ich ein Taxi erwischte und zurückfahren konnte in die Stille meines Hotels. Es war ein besonderer Zufall, daß ich in diesen wenigen Tagen das heutige Pujahfest erleben konnte, wie damals 1961 den Geburtstag der Kali. Diese ekstatische Seite Indiens gehört mit zu dem Hintergrund, auf dem die kleine Christenschar hier lebt und Mission treibt. Morgen früh muß ich um 4 Uhr aufstehen, um rechtzeitig das Flugzeug nach Ranchi zu erreichen. Die Kirchenleitung (KSS) wird zwei Tage beraten und ich bin dazu eingeladen. Sonntag werde ich in Ranchi predigen.

Hans-Helmut Peters

Gossner Mission

Gadag-Betgeri (Mysore), den 11. 1. 1966

Liebe Freunde!

Agricoltural training Center, so steht es an dem Tor des Grundstückes, in dem ich nun seit 24 Stunden wohne. Eben tönt ein Gesang durch das Haus: "O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund" - es ist das Tonband, das wir vor drei Stunden aufgenommen haben. In der indischen Kirche der hiesigen Gemeinde der Basler Mission hatte ich Katharina Polster getauft, ein Enkelkind von Helmut Pfeiffer in Reutlingen. Die Großeltern in Deutschland sollten diese Tauffeier miterleben können! Erhard Polster ist mit seiner Frau Dorle, geb. Pfeiffer, als landwirtschaftlicher Leiter dieses Entwicklungszentrums von "Brot für die Welt" seit zwei Jahren hier tätig. Ge[illegible] früh holten sie mich ab mit dem Wagen vom Flugplatz Belgaum, wo [illegible]it einer Dakota von Bombay kommend eintraf. Etwa 450 Kilometer sind wir durch den Staat Mysore gefahren, ein weites leicht hügeliges Land, deren recht gut ausgebaute Straßen bevölkert waren von wandernden Menschengruppen, Trägern, Lastwagen und gelegentlich Autos. Manchmal huschten Affen über den Weg. In Hubli aßen wir in einem indischen Restaurant zu Mittag, südlich gewürzt, nachdem vorher in Belgaum auf dem Markt eingekauft worden war. Viel Gemüse wurde angeboten: Blumenkohl, blaue Zwiebeln, Brunnenkresse, junger Porrée und vieles andere. Die Preise liegen (für Europäer) meist über unserem Niveau; die Inder zahlen etwas weniger, doch ist es für ihr geringes Einkommen eine teure Nahrung. Dicht gedrängt schiebt sich der Strom der Menschen durch die engen Straßem der Orte, zwischen Kinder, Kinder, unendlich viele. Nach dem Mittagessen fuhren wir noch eine Stunde weit in den "Urwald", eine neu angelegte Außenstelle der Landwirtschaft, wo mitten in unwegsamem Gelände, aber auf jungfräulichem Boden Reis, Baumwolle und einige indische Gemüse angebaut werden. Ein treuer Inder fungiert dort verantwortlich; ein Mal in der Woche wird er von Herrn Polster besucht. Wie gut war dort die Baumwolle geworden: dichte Büschel der weißen Frucht. Im gut verschlossenen Vorratsraum lagerte die Reisernte in hohen, runden, geflochtenen Behältern: ein ermutigender Erfolg risikoreicher Mühe. Gegen 17 Uhr trafen wir in Gadag-Betgeri ein; was hatten die acht Stunden dieses Tages an Erlebnissen umschlossen! Abends gingen wir noch durch die Stallungen: sieben Milchkühe, mit einheimischen Tieren gekreuzt, geben 8 bis 12 Liter. Die ersten Kälber wachsen auf. Nahezu 200 Hühner sind in einem vorbildlich sauberen und gelüfteten Stall am Legen. In einem anderen Gebäude wachsen die Küken auf. Glutrot ging die Sonne unter, hernach den Abend in ein gelbes Licht tauchend, das über dem weiten Horizont lag. Nach dem Abendessen - dem ersten seit der Ankunft vor vier Tagen in Indien nach deutscher Weise - saßen wir auf dem flachen Dach des neu errichteten Wohnhauses, während sich über uns der reiche Sternenhimmel der indischen Nacht wölbte und hernach spät noch der Mond über dem Orte aufging.

Nach der Taufe in der Kirche, an der zwei indische Taufzeugen der hiesigen Gemeinde mit dem Pastor teilnahmen, außerdem ein holländischer Arzt des hiesigen Missionshospitals mit Frau und Kindern und eine Patin, Schwester Martha Ehrhardt aus Basel, waren wir zur Tauffeier im Hause zusammen. Wi[illegible] gingen die Gedanken in die Heimat!

Einen tiefen Eindruck machte uns der Gang durch das Hospital. Die Frauenabteilung leitet eine indische Ärztin, die auch mit in der Kirche war; auf der Männerseite wirkt Dr. Wissert. Am Ende des weiten, gut ausgenutzten Geländes liegen die Häuser der Aussätzigen. Die Erinnerung an diese kleinen sauberen Zimmer mit jeweils zwei Kranken läßt mich nicht

wieder

Gossner Mission

wieder los. Meist sind sie ausgestoßen vom Arbeitsplatz und aus der Familie. Hände oder Füße fallen der heimtückischen Krankheit zum Opfer, bevor die modernen Heilung bringenden Mittel den Stillstand erwirken. Ein Hindu tut seinen Mitkranken besonders wohl. In der Frühe versammelt er sie draußen im Garten, liest ihnen aus dem Neuen Testament vor, singt mit ihnen, was sie an Spirituels lernten, und betet mit ihnen. Wir besuchten ihn: ein kräftiger dunkelhariger Mann, etwa 30 Jahre alt, hockte auf seinem Bett. Er strahlte wie so viele, die wir sahen. Neben ihm lag ein Musikinstrument: an einem starken Bambus hatte er eine flache Kürbisschale befestigt und darüber eine einzige Drahtseite gespannt. Er riß sie an, ein heller klingender voller Ton wurde zur Kontinuo-Melodie, welche sein Lied begleitete. Er lebte in seinem Gesang. Dann griff er zu einer kleinen Trommel, die er gebaut, mit Schellen aus Deckeln der Injektionshülsen. Und am Ende nahm er eine kleine Handorgel, mit doppeltem Blasebalg und fünf Tönen, Grundton, Sekunde, Terz, Quinte und Oktave; jedesmal sang er ein neues Lied. Welche Kraft! - - Auf der Frauenseite liegt das Haus der Mütter und Säuglinge. Welch ein Bild, diese kleinen indischen Kinder! Mehrfach sagte Schwester Martha: "Dies Kind ist uns geschenkt! Die Mutter starb; oder: es wurde von der Polizei auf dem Acker gefunden." Eine Welt für sich, der Ärzte und Schwestern ihre ganze Kraft widmen. Mit dem Hospital ist eine Schwesternschule verbunden, wo zahlreiche unge Inderinnen ausgebildet werden, eine Schar zierlicher, fröhlicher Menschenkinder.

Wie oft mußte ich an Khuntitoli (Gossner-Kirche im Staate Bihar) denken. Damals, als ich ihn 1961 besuchte, war Dr. Junghans auch gerade 2 Jahre in seinem Landwirtschaftlichen Entwicklungszentrum. Aus den Gemeinden der südindischen Kirche haben sie hier bisher wenig junge Männer, hingegen meldeten sich zehn junge Hindus, die willig die strenge Schule mit Praxis und Theorie auf sich nehmen. Daß in diesem Jahr der Regen nur spärlich war, läßt sich auch durch die gute Mannesmann-Beregnungsanlage nicht aufholen. Der fast fünfzehn Meter tiefe, etwa vier Meter im Quadrat große Brunnen ist gerade entschlammt; er gibt gutes Wasser, das Wachstum ermöglicht. Doch muß der Leiter mit großer Geduld und unermüdlicher Wachsamkeit zwischen seinen indischen Mitarbeitern ein lebendiges Vorbild geben, damit dem Anfang ein guter Fortgang folge. Man darf sie nicht allein lassen. Khuntitoli und Gadag-Betgeri sind zur Zeit die beiden einzigen landwirtschaftlichen Entwicklungszentren dieser Art.

Hans-Helmut Peters

Gossner Mission

, 28.12.1965
Dr.Bg/Wo.

Herrn
Landesspuerintendent Peters

3loo Celle
Altenhäger Kirchweg 2o/22

Lieber Bruder Peters!

Rasch nähert sich der Tag Ihrer Abreise nach Indien und insbesondere nach Chota Nagpur! Wie sehr begleiten wir hier vom Goßnerhaus Ihre Reise zu den Brüdern und erbitten Ihnen von ganzem Herzen Kraft und Weisheit und gute Aufnahme bei den indischen und deutschen Freunden!

Haben Sie Dank für die Grüße, die mir heute Bruder Seeberg auf Grund Ihres gestrigen Telefonats berichtete. In einem soeben empfangenen Protokoll aus Ranchi über eine Sitzung am 14. Dezember lese ich unter Punkt 2:

> "Pastors' Refresher Course: In diesem Zusammenhang wurde der Brief von Landessuperintendent Peters/ Celle durch den Präsidenten verlesen, der unsere Kirche sehr bald besuchen wird und zu unserer Freude auch auf dem Pastoral-Kolleg sprechen wird. Seine Ankunft in Ranchi ist am 15. oder 17.1. zu erwarten.
>
> Die Daten für das Pastoral-Kolleg wuden folgendermaßen festgesetzt: Ankunft 5.3. abends, der Kursus vom 6. - 15.3., Abreise 16.3. usw."

Daraus mögen Sie entnehmen, lieber Bruder Peters, daß man völlig auf Ihr Kommen eingestellt ist und sich alles über Ihren Besuch freut. Wenn die überlasteten Brüder in Ranchi Ihnen nicht direkt Ihren Brief bestätigt haben, halten Sie ihnen das freundlich zugute.

Eben kam übrigens Ihre freundliche Einladung zur Epiphanias-Zusammenkunft in Celle, zu der Sie zu unserer Freude auch unseren verehrten Alt-Direktor eingeladen haben. Ich selber bin an dem Tage in Rinteln, Bruder Seeberg in Augsburg, so daß wir nur von Ferne Ihrer Zusammenkunft mit den herzlichsten Segenswünschen gedenken können.

Gossner Mission

Die erbetenen Exemplare der alten Goßner-Blätter gehen gleichzeitig an Sie zur Post.

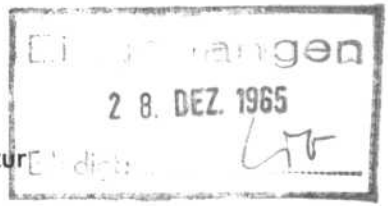
Von Herzen Gottes Geleit für Sie, die Ihren und Ihren großen Amtsbereich im Neuen Jahr, das mit einer so besonderen und schönen Aufgabe in Indien beginnen darf.

Getreulich verbunden
bin ich
Ihr



Gossner Mission

S. 243



Einladung zur

Epiphaniaskonferenz in Celle

am Mittwoch, dem 5. Januar 1966,
vormittags 9 Uhr im großen Saal
der Städt. Union, Celle, Thaerplatz

Gossner Mission

In Indien als Sohn eines Missionars geboren, gehört D. Hans Lokies durch wiederholten längeren Aufenthalt in Indien und als langjähriger Direktor der Goßner-Mission in Berlin zu den hervorragenden Kennern indischer Geistesgeschichte.

Durch seine Tätigkeit als Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes hat Dr. theol. Kurt Schmidt-Clausen einen besonderen Einblick gewonnen in die Probleme, vor denen Junge Kirchen in Asien und Afrika in dem werdenden Staatsbewußtsein ihrer Länder stehen.

Beide Vorträge werden Fragen aufgreifen, die sich in gleicher Weise dem Oekumenischen Rat der Kirche wie dem Konzil in Rom stellten.

Gossner Mission

Beginn der Konferenz: 9 Uhr

Indiens Antwort auf die Christusbotschaft

D. Hans Lokies - Hannover
Missionsdirektor i. R.

Das Mündigwerden Junger Kirchen in Asien und Afrika

Dr. Kurt Schmidt-Clausen - Hannover
Landeskirchenrat

Ende der Konferenz: gegen 12.15 Uhr

Gossner Mission

Über den Bereich einzelner Kirchen hinaus hat ein Gespräch darüber neu begonnen, welche Bedeutung die Botschaft von Jesus Christus heute für uns alle habe. Zu dieser Frage wird die Epiphaniaskonferenz 1966 einen Beitrag geben.

Entscheidend dabei bleibt, wozu die Jahreslosung die Evangelische Christenheit in allen Teilen Deutschlands gemeinsam aufruft:

Lasset uns wahrhaftig sein in der Liebe
und wachsen in allen Stücken zu dem hin,
der das Haupt ist, Christus.
Epheser 4,15

Gott segne uns allen das Christfest und den Weg durch das neue Jahr.

Celle, im Dezember 1965

H.-H. Peters, LS.

Gossner Mission

, 3o.11.1965
Dr.Bg/Wo.

Herrn
Landessuperintendent Peters

3loo Celle
Altenhäger Kirchweg 2o/22

Lieber Bruder Peters!

Geschwind die Antwort auf Ihre Zeilen vom gestrigen Tage, zumal die Wochen ja nun rasch vorrücken.und bald nach Neujahr Ihre wichtige Reise beginnt.

Der Bericht von Herrn Montag ist einstimmig zu unserer großen Freude vom KSS der Goßnerkirche angenommen worden, was uns und ihn wohl überrascht hat. Er hat mir zwar noch einen persönlichen Brief in Aussicht gestellt, aber ich habe zur Stunde keinen Zweifel, daß er über den 31.12.65 hinaus bleiben wird. Sonst hätten wir ja von ihm oder Dr. Bage, da es nur noch knapp 4 1/2 Wochen bis zum Jahresende sind, irgend eine Nachricht oder Andeutung. Schreiben Sie ihm also ruhig Ihre Fragen. Sie werden von ihm am raschesten Antwort bekommen.

Vielen Dank dafür, daß Sie sich wegen des Ingenieurs für Fudi bemüht haben und Bruder Weissinger einen Namennannten. Wir haben jetzt bereits einen jungen Berliner, der aus der Jungen Gemeinde stammt, in Auswahl und hoffen, daß DÜ ihn uns zur Verfügung stellt. Aber es ist ja sehr gut, wenn eine Alternative vorliegt, weil von der Tropenuntersuchung angefangen, durchaus die Möglichkeit besteht, daß eine Ausreise nicht erfolgen kann.

In herzlicher Erwiderumg Ihrer Segenswünsche für dieAdventszeit und herzlichen Grüßen auch an Ihre liebe Frau, bin ich

Ihr

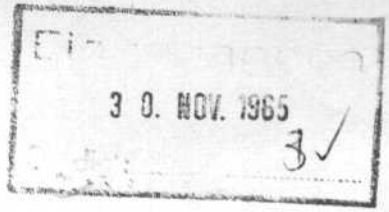
Gossner Mission

Der Landessuperintendent
für den Sprengel Celle

31 Celle, den 29. November 1965

Altenhäger Kirchweg 20/22
Tel.: 6974

Herrn Missionsdirektor
Dr. Christian B e r g
1 Berlin=Friedenau
Handjerystraße 19/20



Lieber Bruder Berg!

Wie mag die Beratung in Ranchi ausgegangen sein im Blick auf Herrn Montag? Ob Sie mich gelegentlich informieren, da ich wissen wollte, ob man mit ihm über den 31.12.65 hinaus noch rechnen kann. Ich hätte ihm einige Fragen wegen der Durchführung meiner Reise zu schreiben.

Haben Sie für Fudi einen Ingenieur gefunden? Mir kam zufällig der Name eines jungen Ingenieurs Wolfgang Goeze vor die Augen, aus einer befreundeten Familie, der bis Ende dieses Jahres noch in London tätig ist, um Erfahrungen zu sammeln. Fritz Weißinger habe ich deswegen geschrieben.

PS. Einen besonderen Gruß an Ihre liebe Frau und herzlichen Dank für den Abend in Ihrem Haus.
D.O.

Mit besten Grüßen und guten Wünschen für die Adventzeit!

H. Hartwig

Gossner Mission

, 2.9.1965
Dr.Bg/Wo.

Herrn
Landessuperintendent H. Peters

3loo Celle
Altenhäger Kirchweg 2o/22

Lieber Bruder Peters!

Wie gut, Ihre Zusage in Händen zu haben, daß Sie an der Sitzung unseres Kuratoriums am 13. Oktober teilnehmen wollen und sich diesen Termin haben freihalten können. So freuen wir uns denn, Sie hier im Goßnerhaus zu sehen und alle Fragen mündlich besprechen zu können.

Nur schon heute die Entlastung Ihrer Sorge, daß ein Touristenvisum nach Indien eine Kleinigkeit ist und nicht schon viele Wochen vorher beantragt werden muß. Sie erhalten es in der Regel innerhalb von zwei oder drei Tagen. Bei Ihnen ist m.W. das Konsulat in Hamburg zuständig. Scheußlich ist nur die erneute Impferei; aber das wissen Sie als "Neu-Dehi-Fahrer 1961" noch gut.

Für einen Jeep wird in Chota Nagpur sicher gesorgt werden können.

Jawohl, machen Sie nur viele gute Dias; auch über die Möglichkeit von Tonbandaufnahmen können wir dann hier Mitte Oktober spredhen.

Ich würde fast vorschlagen, sich so einzurichten, daß Sie bis Ranchi durchfliegen und nicht eine Abholung von Calcutta vorsehen. Daß bei Ihren Besuchsreisen durch das Land dann ein indischer oder deutscher Bruder Sie begleitet, ist eigentlich selbstverständlich. Aber nochmals: Alles Nähere mündlich hier in Berlin. Wir freuen uns jedenfalls sehr, daß die Aussicht Ihres Besuches nun immer mehr in erfreuliche Nähe rückt.

In herzlicher Verbundenheit
bin ich
Ihr

Gossner Mission

Der Landessuperintendent
für den Sprengel Celle

31 Celle, den 26. August 1965
Altenhäger Kirchweg 20/22
Tel.: 6974

Goßner Mission
Herrn Missionsdirektor
Christian B e r g ,
1 Berlin 41
Handjerystraße 19/20

Eingegangen
27. AUG. 1965
Bl. 31

Lieber Bruder Berg!

Bei der Rückkehr aus dem Urlaub fand ich Ihr Schreiben vom Anfang Juli vor und zugleich das Begrüßungsschreiben vom M.Bage, vom 3.7. Es beglückt mich, daß die Goßnerkirche und ihr Präsident sich auf mein Kommen freuen und ich will alles tun, was in meiner Kraft steht, um den Gemeinden dort zu dienen.

Den Termin des 13.Oktober habe ich freigemacht und danke Ihnen für Ihre Einladung zur Kuratoriumssitzung. In der Tat wird es für mich äußerst instruktiv sein, gerade dieser Beratung beizuwohnen. Mit großem Interesse lese ich auch die Sondernummer über die Missions=theologische Diskussion 1964/65.

Was etwaige Wünsche wegen der Reiseroute angeht, so würde ich sie am liebsten erst mit Ihnen besprechen. Ich habe von dem kurzen Aufenthalt Herbst 61 nur einen begrenzten Einblick und könnte mir denken, daß Ihnen daran liegen würde, meine Schritte an bestimmte Orte zu lenken. Damit hängt auch die andere Frage zusammen, wie ich in Indien reisen werde. Seinerzeit holte mich Br.Thiel aus Kalkutta ab und fuhr mich mit dem VW-Bus, hernach in Gesellschaft von Bischof Lilje. Das wird dieses Mal so nicht möglich sein. Doch könnte ich mir denken, daß es für die Visitation gut wäre, wenn ich in ähnlicher Weise, etwa mit einem Jeep, transportiert würde; man kann dann leichter auch abseits liegende Gemeinden besuchen. Ich erinnere mich mit Bewegung eines Empfangs in der Nähe von Khuntitoli, wo der Gemeindeälteste sagte (ich habe es noch schriftlich), zu ihnen in den Djungel komme so selten ein Besuch.

Immer wieder geht mir durch den Sinn, ob ich nicht während dieser Fahrt wieder Dias machen sollte, eventuell auch Tonbandaufnahmen. Meine Dias von damals haben so viel guten Dienst getan; Tonbandaufnahmen von Liedern, Gottesdiensten und bestimmten Gesprächen könnten eine Hilfe sein. Haben Sie damit bereits Erfahrung, eventuell auch ein Aufnahmegerät?

Die letzte Frage ich die nach dem Visum. Man sollte es möglichst bald beantragen, da 3 bis 6 Monate doch darüber hingehen. Wer gibt dazu den Anstoß? Sollte M Bage nicht ein offizielles Einladungsschreiben senden, dessen Wortlaut Sie vorschlügen?

PS.Die Dauer des Aufenthalts in Indien würde doch auf 6 bis 8 Wochen zu bemessen sein?

Mit herzlichem Gruß!

Ihr

D.O.

Gossner Mission

Der Landessuperintendent
für den Sprengel Celle

31 Celle, Altenhäger Kirchweg 20/22
Tel.: 6974

the 26rd July' 65

Eingegangen
27. AUG. 1965
Erledigt: 31

Rev. Dr. M. B a g e
Pramukh Adhyaksh
G.E.L. Church
R A N C H I / BIHAR Indien

Dear and most venerable Pramukh Adhyash Dr.Bage,

I am very glad and deeply mouved, that you on behalf of die Gossner Evangelical Lutheran Church greeted me by your letter of 3rd July and extendet to me a cordial welcome. I remember most vively my short visit during the month of october 1961 and I am mostly interested to visit you and many of your congregations.

I will think it through, what kind of wishes for my trip I could let you know, but I would be very glad if you could give me some indications or suggestions.

May God bless all our preparations and this visit in orde to strengthen the congregations and the pastors by our mutuel love and service.

Yours sincerely

(gez) H.-H.Peters

(Hans=Helmut Peters)

CC: -

Dr.Berg, Berlin.

Gossner Mission

, 8.7.1965
Dr.Bg/Wo.

Herrn
Landessuperintendent Peters

3100 Celle
Altenhäger Kirchweg 2o-22

Lieber Bruder Peters!

Heute habe ich die Freude, Ihnen in der Anlage den offiziellen Einladungsbrief von Präsident Dr. Bage aus Ranchi für Ihren Anfang 1966 geplanten Besuch der Goßnerkirche übersenden zu können. Es ist ganz zweifellos, daß sich die Goßnerkirche und ihr Präsident über die Aussicht Ihres Kommens sehr freuen. In dem angefügten Schreiben an mich selber spricht Dr. Bage die Hoffnung aus, daß Sie ihm persönlich schreiben würden über bestimmte Wünsche während Ihres Besuches; vor allem aber auch, daß Sie an dem Pastorenkolleg im März 1966, welches in der ersten Passionswoche beginnt und in der Regel 14 Tage dauert, mit einigen Vorträgen bzw. Vorlesungen dienen.

Auf unserer gestrigen ganztägigen Kuratoriumssitzung, unter dem Vorsitz von Bruder D. Scharf, haben wir uns deutlich gemacht, daß es für Sie sehr hilfreich sein könnte, wenn Sie an der nächsten Sitzung teilnehmen würden. Sie findet am 13. Oktober statt, und zugleich im Namen von Bruder Scharf darf ich Sie herzlich als Gast zu diesem Tage schon heute einladen. Es wäre schön, wenn Ihr Terminkalender Platz hätte für dieses Kommennach Berlin. Die Sitzung wird besonders interessant werden, weil Vizepräsident Aind von der Goßnerkirche zugegen sein wird und auch die Brüder Montag/Ranchi und Ishida/Genf vom LWB . Ich könnte mir keine bessere Einführung in die aktuellen Fragen der Goßnerkirche denken, und es wird sicher auch noch einige Zeit zu persönlichen Gesprächen und Informationen sein, für die Sie gewiß im Blick auf Ihre Besuchsreise dankbar sein werden.

In der Hoffnung auf eine gute und zusagende Antwort, lieber Bruder Peters, und mit dem Ausdruck nochmaliger Freude darüber, daß dieser Ihr Besuch bevorsteht, bin ich

Ihr

Anlage

Gossner Mission

GOSSNER EVANGELICAL LUTHERAN CHURCH IN CHOTANAGPUR & ASSAM.

Ref. No. 451/65

Eingegangen
- 7. JUL. 1965
Erledigt: loo

From :-

Rev. Dr.M.Bage,
Pramukh Adhyaksh,
G.E.L.Church.

To,

Dr. Ch. Berg, Director,
Gossner Mission Society,
Berlin - Friedenau,
Handjerystr. 19/20,
Germany.

Ranchi, the 3rd. July'65.

Dear Brother Berg,

Excuse me for referring to your letter of April 12 so late. This letter mentions that Landessuperintendent Peters is prepared to visit Chotanagpur and stay with us from Jan. - March 1966. This is a matter of great joy.

Of course, we would welcome if he will be able to take part in our refresher Class for pastors to be held during his stay here. I agree to your suggestion about the subject he could take during the refresher Class.

As this information has not yet been given to the K.S.S., this I shall do during the next meeting of the K.S.S. The K.S.S.Samiti will be meeting sometimes in the middle of August next. I am also writing to Brother Peters so that I could get some more detailed information from him direct which I shall be able to put before our next K.S.S.Samiti meeting.

Hoping for the best.

Yours Sincerely,

M Bage

(M. Bage),
Pramukh Adhyaksh,
G.E.L.Church, Ranchi.

CC :-

Landessuperintendent Peters/Celle.

Gossner Mission

GOSSNER EVANGELICAL LUTHERAN CHURCH IN CHOTANAGPUR & ASSAM.

Ref. No. 451/65

From :-

Rev. Dr.M.Bage,
Pramukh Adhyaksh,
G.E.L.Church.

To,

Dr. Ch. Berg, Director,
Gossner Mission Society,
Berlin - Friedenau,
Handjerystr. 19/20,
Germany.

Ranchi, the 3rd. July'65.

Dear Brother Berg,

Excuse me for referring to your letter of April 12 so late. This letter mentions that Landessuperintendent Peters is prepared to visit Chotanagpur and stay with us from Jan. - March 1966. This is a matter of great joy.

Of course, we would welcome if he will be able to take part to one refresher Class for pastors to be held during his stay here. I agree to your suggestion about the subject he could take during the refresher Class.

As this information has not yet been given to the K.S.S. this I shall do during the next meeting of the K.S.S. The K.S.S.Samiti will be meeting sometimes in the middle of August next. I am also writing to Brother Peters so that I could get some more detailed information from him direct which I shall be able to put before our next K.S.S.Samiti meeting.

Hoping for the best.

Yours Sincerely,

M Bage

(M. Bage),
Pramukh Adhyaksh,
G.E.L.Church, Ranchi.

CC :-

Landessuperintendent Peters/Celle.

Gossner Mission

GOSSNER EVANGELICAL LUTHERAN CHURCH IN CHOTANAGPUR & ASSAM.

Ref. No. 452/65

From :-

Rev. Dr. M. Bage,
Pramukh Adhyaksh,
G.E.L.Church.

To,

The Landessuperintendent Rev. Peters,
Celle, Hannover,
C/O Dr. Ch. Berg, Director,
Gossner Mission Society,
Berlin - Friedenau,
Handjerystr. 19/20,
Germany.

Ranchi, the 3rd. July'65.

Dear respected Landessuperintendent Rev.Peters,

Dr. Ch. Berg, the Director of the Gossner Mission, Berlin has informed us through his letter of April 12, 1965 that you are prepared to visit the Gossner Church and stay with us from January to March 1966. This is a matter of great joy. On behalf of the whole Gossner Church I hereby extend to you a cordial welcome.

As far as the programme of your congregation visits and other such works here are concerned, I shall appreciate if you please let me know if you have some special wishes. I shall report this matter to our Church executive in our next meeting to be held sometimes in the middle of August next.

Wishing the best and with kind regards.

Yours Sincerely,

M Bage

(M. Bage),
Pramukh Adhyaksh,
G.E.L. Church, Ranchi.

CC :-

Dr. Berg, Berlin.

Gossner Mission

, 1.4.1965
Dr.Bg/Wo.

Ev.-Luth. Landeskirche Hannoers
- Das Landeskirchenamt -
Herrn Oberlandeskirchenrat Bunnemann

3000 Hannover
Rote Reihe 6

Betr.: Besuch der GEL Church von Chota Nagpur und Assam durch einen Vertreter der Evang.-Luth.Landeskirche Hannovers

Sehr verehrter, lieber Bruder Bunnemann!

Nach meiner Rückkehr aus Indien vor kurzem habe ich mit herzlicher Freude vernommen, daß Sie sich in Hannover entschlossen haben, dem Beschluß des Kuratoriums der Goßner Mission zu folgen und einen Vertreter Ihrer Kirche für einen Besuch der Goßnerkirche im Winter kommenden Jahres vorzusehen. Ich danke Ihnen auch persönlich für Ihre Mitwirkung an dem Zustandekommen dieses Beschlusses und habe mit herzlicher Freude aufgenommen, daß Ihre Bitte an Herrn Landessuperintendent Peters ergangen ist, diesen wichtigen Besuchsdienst zu übernehmen. Offenbar hat er bereits seine Einwilligung dazu gegeben, und wir werden uns mit ihm demnächst in Verbindung setzen, um einige mit dem Besuch zusammenhängenden Fragen zu klären.
Ich erhielt diese Nachricht von Amtsbruder Seeberg noch während der letzten Tage meiner Anwesenheit in Ranchi und konnte sie bereits Präsident Dr. Bage mitteilen. Auch von ihm und den anderen indischen Brüdern wurde die Nachricht mit großer Freude aufgenommen, zumal Landessuperintendent Peters seit seinem kurzen Besuch vor dem Zusammentritt der Vollversammlung in Neu Delhi in der Goßnerkirche kein Unbekannter ist.

Versprechen wir uns von dieser Entscheidung Ihrer Landeskirche eine segensreiche Vertiefung der Verbundenheit zwischen zwei Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbundes in Europa und Asien.

Mit brüderlichen Grüßen bin ich

Ihr
Ihnen verbundener

Gossner Mission

cc/ Pastor Dohrmann zur Kenntnis/br

9.4.1965

Herrn
Landessuperintendent Peters

3100 C e l l e
Altenhäger Kirchweg 20-22

Lieber Bruder Peters !

Ich bin Ihnen sehr dankbar für das umgehende Echo vom 3. April auf meinen Brief und wünsche Ihnen insbesondere für die nun schon angetretene Kur in Bad Neuenahr, daß diese Zeit Ihre körperlichen Kräfte gründlich erneuert und Ihnen auch einige Wochen innerer Stille bringt, so daß Leib und Seele einmal eine schöpferische Pause haben.

In der Tat war es uns sehr lieb zu wissen - was Sie jetzt noch einmal bestätigen - daß in der an Sie ergangenen Einladung zum Besuch der Gossner Kirche kein Übergehen Ihres und unseres Freundes LS. Siefken geschehen war. Er hat uns auch seinerseits Ende März hier im Gossnerhaus in vollem Umfang bestätigt, wie sehr er sich freue, daß Sie diesen Dienst in Indien im kommenden Winter zu übernehmen bereit sind.

Um Mißverständnissen vorzubeugen darf ich nochmals sagen, daß der etwa gleichzeitig mit Ihnen erfolgende Besuch Bruder Dohrmanns geplant und erwogen wird, aber noch nicht so feststeht wie der Ihre. Unsere Einwirkung darauf ist noch sehr viel geringer als es bei den Besuchen von Vertretern der der Gossnerarbeit verbundenen Landeskirchen in Deutschland ist. Gleichwohl hoffen wir sehr, daß auch Bruder Dohrmann die Reise antreten kann und die Beurlaubung seiner Landeskirche erhält, wenn die Einladung von Genf und Kalkutta her fest ausgesprochen ist. Eine etwaige positive und empfehlende Mitwirkung von Ihrer Seite würde sicherlich sehr willkommen sein.

Die Wünsche, die Sie heute schon im Blick auf Ihren Besuch äußern (Umkreis von Khuntitoli, Besuch eines Stahlwerkes am besten wohl Rourkela) können sicherlich ohne Mühe in das Programm einbezogen werden. Ob die ganzen ersten drei Monate 1966 für Ihren Besuch erforderlich sind, ist mir noch die Frage, aber ich freue mich sehr, daß Sie bereit sind, schon bald nach Neujahr 1966 aufzubrechen und bis Ende März zu bleiben. Ob Sie eine kombinierte Flug - Seereise wählen sollten, wie ich schon heute geneigt bin vorzuschlagen (Hinflug und Rückreise mit dem Schiff) sollten wir nochmals abwägen, wenn wir uns eines Tages ausführlich über Ihre Reise austauschen. Ihre Bereitschaft zum Dienst an der Pastorenschaft während des Refresher-Kurses habe ich mit besonderem Dank vermerkt. In der Anlage finden Sie unseren offiziellen Brief an Bruder Dr. Bage.

Und nun nochmals herzlichste Wünsche für Sie während der kommenden Wochen und das Gedeihen aller Pläne und Vorbereitungen für Ihre Indienreise im kommenden Winter,

dankbar verbunden
bin ich Ihr

Gossner Mission

Der Landessuperintendent
für den Sprengel Celle

31 Celle, den 3. April 1965
Altenhäger Kirchweg 20/22
Tel.: 6974
(bitte die neue Anschrift vermerken)

Herrn Missionsdirektor
Christian B e r g
1 B e r l i n 41 (Friedenau)
Handjerrystraße 19/20

- 5. APR. 1965

Lieber Bruder Berg!

In der Tat ist es für mich eine bewegende Nachricht, daß die Hannoversche Landeskirche dem zustimmte, die ihr von der Gossner Mission zugedachte Aufgabe mir zu übertragen. Landessuperintendent Siefken hat mit herzlichen Worten mir in diesen Tagen in Hannover seine Freude zu diesem Plan ausgedrückt - wobei mein erster Gedanke seinerzeit natürlich war, er solle solchen Dienst übernehmen. Doch er trägt im Augenblick so schwer an dem Tode seiner Toch= ter und sagte selbst, viele andere Erwägungen hielten ihn davon ab, solch eine Reise zu übernehmen.

Nun danke ich Ihnen für das mir vom Kuratorium und Ihnen selbst entgegengebrachte Vertrauen. Grundsätzlich bin ich gerne bereit, für die ersten dreimMonate 1966 die Reise vorzusehen. Ich werde am 5.April für vier Wochen eine Kur in Bad Neuenahr antreten, weil mein Blutdruck zu niedrig ist; deshalb schreibe ich Ihnen jetzt gleich, damit Sie im Rahmen der von Ihnen skizzierten Pläne meine Zusage ha= ben und entsprechend die Gossnerkirche in Indien informie= ren können. Eine Erleichterung ist es für mich, daß ich ein wenig bereits die Situation der Kirche in Indien aus eigener Anschauung kenne. Den genauen Plan würden wir spä= ter festlegen können. Gerne bin ich auch bereit, bei dem Refresher-Kurs mitzuarbeiten; Sie können über mich verfü= gen!

Daß Br.Dohrman-Wolfsburg, der zu meinem Sprengel gehört und dessen Dienst und Eifer ich hoch schätze, voraussicht= lich zur gleichen Zeit vom Weltkirchenrat aus eine Studien= reise machen soll, freut mich sehr. Bei meinem Aufenthalt 1961 traf ich in Kalkutta Herrn Thiel; dieses Mal würde ich vielleicht Br.Dohrmann dort begegnen.

Bruder Dr.Bage werden Sie jetzt informieren. Seine Vor= schläge werden uns wichtig sein. Falls Khuntitoli und in der Nähe "Plathpur" einbezogen werden könnten, würde es mich freuen; gern würde ich auch eines der Stahlwerke be= suchen, was 1961 nicht möglich war.

Mit allen guten Wünschen und herzlichem Gruß, bitte auch an Ihre Mitarbeiter in Friedenau!

Ihr

Hans-Helmut Hahn

Gossner Mission

, 1.4.1965
Dr.Bg/Wo.

Herrn
Landessuperintendent Peters

3100 Celle
Rauhe Gasse 12

Lieber Bruder Peters!

Erst seit kurzem nach siebenwöchigem Besuch wieder von Indien zurück, habe ich mit großer Freude davon gehört, daß die Evang-Luth. Landeskirche Hannovers dem Vorschlag des Kurtoriums der Goßner Mission zugestimmt hat, daß aus den Landeskirchen, in denen die Goßner Mission Heimatrecht hat, möglichst jährlich einer der leitenden Brüder einen Besuch in der Goßnerkirche abstatten möchte. Das sollte der anderen Tatsache entsprechen, daß wir möglichst jährlich aus der Goßnerkirche einen der dort leitenden Männer für einige Monate nach Deutschland einladen. Dieser wechselseitige Besuchsdienst scheint uns außerordentlich verheißungsvoll zu sein für die Vertiefung des gegenseitigen Verhältnisses.

Bruder Bunnemann teilt uns mit, daß an Sie die Bitte gerichtet wurde, Anfang 1966 den Besuch in Chotag Nagpur abzustatten. Offenbar haben Sie dieser Bitte entsprochen und eingewilligt, was uns hier im Goßnerhaus ganz herzlich gefreut hat. Ich brauche Ihnen, lieber Bruder Peters, der Sie kurz vor der Vollversammlung in Neu Delhi einige kurze Besuchstage in der Goßnerkirche machen konnten, nicht zu sagen, wie reich an Erfahrungen ein solcher mehrwöchiger Besuchsdienst sein kann.

Meine Bitte wäre heute, daß, wenn Sie im Laufe dieses Jahres der Weg einmal nach Berlin führt, wir uns doch eine nicht zu kurze Zeit nehmen sollten, um diese Ihre wichtige Reise zu besprechen und etwas ausführlicher die Fragen und Probleme zu erörtern, die Sie dann in und um Ranchi erwarten werden. Denn beides ist ja miteinander da, große Freude der Gemeinden und mancherlei nicht leichte Probleme!
Meine Empfehlung wäre, um das schon heute für die Terminierung zu sagen, daß Sie in etwa 6 Wochen vorsehen sollten, am besten die Zeit von Ende Januar bis Mitte März. Wenn noch zusätzlich Wünsche bei Ihnen vorlägen, in Indien andere Plätze zu besuchen, sollte die Zeit hinzukommen und nicht von den 6 Wochen abgezogen werden, die Sie der Goßnerkirche widmen!

Einen besonderen Wunsch und eine Bitte hätte ich: Gleich nach Beginn der Passionszeit, Anfang März, wird wahrscheinlich das Pastoralkolleg (Refresher-Kurs)des Ministeriums der Goßnerkirche

Gossner Mission

stattfinden, das im vergangenen Jahr von fast loo Pastoren besucht war und sich damals sogar über 14 Tage erstreckte. Ich habe an 4 Vormittagen dakonische Vorlesungen auf Grund einschlägiger Stellen der Hl. Schrift gehalten. Die Dankbarkeit für die in Deutsch gehaltenen und in Hindi übersetzten Morgenstunden war für mich bewegend. So wird es sicher auch Ihnen ergehen, wenn Sie sich für einige Vorlesungen zur Verfügung stellen. Und meine Bitte wäre, daß Sie das Thema der Ökumene wählen, weil das im Augenblick der Goßnerkirche besonders gut und not tut. 3 oder 4 Tage sollten Sie dafür veranschlagen, und das Zusammensein und die lebhafte Anteilnahme unserer indischen Brüder wird, dessen bin ich gewiß, eine große Freude für Sie sein.

Bei meiner nächsten Korrespondenz mit Bruder Dr. Bage darf ich gewiß schon offiziell mitteilen, daß Ihr Kommen im nächsten Winter bevorsteht. Dürfte ich auch schon aussprechen, daß Sie zu einem Dienst in dem eben Genannten grunsätzlich bereit wären, denn das Programm Ihrer sonstigen Reise wird natürlich von der Goßnerkirche vorgeschlagen werden?

Ein Letztes mag für Sie noch wichtig sein, schon heute zu wissen, bevor wir, wie gesagt, über Ihren Besuchals ganzen bei passender Gelegenheit im Laufe dieses Jahres einmal sprechen: Es schwebt eine Einladung der Division for Mission and Evangelism in Genf für Bruder Dohrmann/Wolfsburg, die eigentlich eine Bitte darstellt, der Industrial Mission in Calcutta unter der Leitung des sehr rührigen Methodisten-Pfarrers Dr. Wright mit seinen Erfahrungen hilfreich zur Verfügung zu stehen. Das Zentrum dieser Arbeit wird Durgapur sein. Sie erstreckt sich aber von Calcutta bis in die Industrieplätze der Goßnerkirche (Jamshedpur, Ranchi und Rourkela). Die Freunde in Genf drängen sehr darauf, daß Bruder Dohrmann ab Januar 1966 für etwa 3 Monate von seiner Heimatkirche für diesen Dienst frei gegeben wird. Ob das möglich sein wird, ist natürlich noch offen, aber Sie sollten doch rechtzeitig wissen, daß möglicherweise unser Freund aus Wolfsburg im dortigen Bereich tätig ist, wenn Sie Ihren Besuch bei der Goßnerkirche durchführen. Wenn aus Dohrmanns Reise etwas wird, ist es unser begreiflicher Wunsch im Goßnerhaus und Kuratorium, daß er auch eine befristete Zeit und Gelegenheit erhält, die Goßnerkirche kennenzulernen und etwa auch die günstige Gelegenheit des Zusammenseins mit den vielen Amtsbrüdern in Ranchi im März 1966 benutzt, um sie kennenzulernen. Ich wollte jedenfalls nicht unterlassen, diese schwebende Angelegenheit erwähnt zu haben.

Nochmals: Wir freuen uns von Herzen über den guten Beschluß in Hannover und Ihre Einwilligung, den Dienst zu übernehmen, versprechen ~~wir~~ uns auch nicht wenig davon, daß die Bande zwischen den Kirchen von Hannover und Chota Nagpur erneut dadurch enger geknüpft werden.

Mit herzlichen Grüßen an Sie persönlich
und die Amtsbrüder in Celle

bin ich
Ihr

Gossner Mission

Ev.-luth. Landeskirche Hannovers
Das Landeskirchenamt

Nr. Oberlandeskirchenrat Bunnemann
(Bei Beantwortung bitte angeben)

3 Hannover 1, den 11. Februar 1965
Rote Reihe 6
Anschrift: Landeskirchenamt Hannover, Postfach 3726 u. 3727
Telegrammanschrift: Landeskirchenamt Hannover
Postscheckkonto: Landeskirchenkasse, Hannover Nr. 10100
Niedersächsische Landesbank Konto Nr. 35913
Fernruf: 13851 und 13861

Eingegangen
17. FEB. 1965
Erledigt:

Herrn
Missionsdirektor Dr. Berg
1 B e r l i n 41 (Friedenau)
Handjerystraße 19/20

H. Berg

Verehrter lieber Amtsbruder Berg!

Es tut mir leid, daß ich erst heute Ihren Brief vom 27. November v.J. beantworten kann. Die Beantwortung hat sich u.a. dadurch verzögert, daß ich gern mit unserem Landesbischof über die nach Indien zu entsendende Persönlichkeit sprechen wollte.

Herr Landesbischof hat nach Beratung mit dem Landeskirchenamt Herrn Landessuperintendent Peters für die Visitationsreise nach Indien vorgeschlagen. Herr Landessuperintendent Peters wird gern diesen Auftrag im März 1966 ausführen. Er kennt ja das indische Missionsfeld der Goßner-Mission nicht nur von einem kurzen Besuch anläßlich der Vollversammlung in Neu Delhi 1963, sondern ist mit der Goßner-Mission, wie Sie vielleicht wissen, durch seinen Großvater verbunden, der als Nachfolger von Vater Goßner in Indien auf dem Missionsfeld gearbeitet hat.

In diesem Jahre, nämlich 1965, wird es Herrn Landessuperintendent Peters nicht möglich sein nach Indien zu reisen. Ich hoffe, daß Sie noch eine andere Persönlichkeit aus einer Ihnen ver-

Gossner Mission

bundenen Kirche für die diesjährige Visitationsreise gewinnen können.

P. Hg- Am 18. und 19. März d.J. tagt in Berlin wieder der Missionsausschuß der VELKD. Ich nehme an, daß wir uns bei dieser Gelegenheit sehen oder mindestens telefonisch sprechen können.

Mit herzlichem Gruß bin
ich Ihr sehr ergebener

Bauer

SPECIAL-POST

Gossner Mission

27.11.1964
Dr.Bg/Wo.

An das
Landeskirchenamt
der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers
z.Hd. Herrn Oberlandeskirchenrat Bunnemann

3000 Hannover
Rote Reihe 6

Betr.: Besuch der Evangelisch-Lutherischen Goßnerkirche von Chota Nagpur und Assam aus der Hannoverschen Landeskirche

Sehr verehrter, lieber Bruder Bunnemann!

Mitte Oktober unterrichtete ich Sie über einen Beschluß des Kuratoriums der Goßner Mission bezüglich des Besuches von Kirche zu Kirche, der sicher auf Ihren Schreibtisch gekommen ist, selbst wenn ich ihn nicht an Sie persönlich adressiert habe. Es war darin von uns der Vorschlag gemacht worden, es möchte einer der leitenden Herren und Brüder aus Ihrer Kirche einen Besuch der Goßnerkirche Indiens im Winter 1966 vorsehen, wenn das irgendwie möglich ist.

Nun teilt uns der Herr Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen mit, daß aus seiner Kirche im kommenden Winter 1965 (Ende Januar bis Anfang März) ein solcher Besuch nicht möglich sei. Wir hatten dort zunächst angefragt.

Das gäbe die Möglichkeit, daß bereits im kommenden Jahr aus der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers eine leitende Persönlichkeit gebeten werden könnte, einen solchen Besuchsdienst durchzuführen.

Beurteilen Sie eine solche Möglichkeit positiv? Das würde uns - und sicherlich auch die Goßnerkirche Indiens, die diesen Beschluß gebilligt und begrüßt hat - außerordentlich freuen; um so mehr, als in der zweiten Märzwoche die alle 3 Jahre gemäß der Verfassung der Goßnerkirche stattfindende große Kirchenversammlung mit etwa 2oo Delegierten aus allen Synoden in Ranchi abgehalten wird.

Ich wollte Sie doch auf Grund der Absage Präses Wilms hiervon gleich unterrichten und füge eine Durchschrift dieses Briefes bei, damit Sie gegebenenfalls den Geschäftsführer Ihres Missionsrates, Herrn P. Günther, durch Übersendung dieses Briefes zur Stellungnahme konsultieren können, wie er die Dinge ansieht. Es ist ja nicht mehr allzu viel, aber immerhin noch genug Zeit,

b.w.

Gossner Mission

evtl. an die Verwirklichung dieses, wie wir hoffen, schönen und fruchtbaren Plans zu denken, bei dessen Konzipierung uns ja vor Augen stand, daß von Übersee aus und auch in unseren Landeskirchen dieser direkte Kontakt von Kirche zu Kirche dringlich gewünscht und erbeten wird.

Mit brüderlichen Grüßen und herzlichen Segenswünschen für die festlichen Wochen der bevorstehenden Advents- und Weihnachtszeit

bin ich
Ihr Ihnen verbundener

Gossner Mission

Gossner Mission
1 Berlin 41 (Friedenau)
Handjerystraße 19/20

drbg/br

15.10.1964

3. St.
Landeskirchenamt Hannover

An das
Landeskirchenamt
der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers

3 Hannover
Rote Reihe 6

Betr.: Beschluß des Kuratoriums der Gossner Mission über den Besuch von Kirche zu Kirche

Auf der gestrigen Sitzung des Kuratoriums wurde der anliegende Beschluß gefaßt, den ich hiermit in aller Form zu Ihrer Kenntnis bringen möchte. Ich schicke das Schreiben nebst Anlage in doppelter Ausfertigung, damit Sie es dem Gremium für Weltmission Ihrer Kirche zur Beratung und Stellungnahme zu übersenden vermögen, wie es wahrscheinlich Ihre Absicht sein wird.
Die Gossner Mission wäre sehr erfreut, wenn auf diesen Beschluß eine grundsätzlich positive Antwort erfolgen würde und Sie einen der leitenden Herren in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers um den Dienst des Besuches der "Evangelisch-Lutherischen Gossner Kirche von Chota Nagpur und Assam" zur gegebenen Zeit bitten und entsenden könnten.

Wie Sie aus dem Beschluß ersehen, hat sich das Kuratorium zunächst an die Evangelische Kirche von Westfalen gewandt, um ihre Mitwirkung in dieser wichtigen Angelegenheit des Missionsdienstes zu erbitten. Es stand dem Kuratorium dabei vor Augen, daß Ew. Hochwürden, Herr Landesbischof D. Lilje und Herr Landessuperintendent Peters / Celle im Zusammenhang mit der Vollversammlung des Ökumenischen Rats in Neu-Delhi im Herbst 1961 zu unserer Freude die Gelegenheit genommen haben, die Gossner Kirche mit ihrem Besuch zu ehren, während aus der Evangelischen Kirche von Westfalen bisher keiner der leitenden Brüder einen persönlichen Eindruck vom Leben der Gossner Kirche gewonnen hat. Bei etwa gleichrangiger Bedeutung der Kirchen von Hannover und Westfalen als Heimatgebiete der Gossner Mission schien es dem Kuratorium deshalb richtig, Westfalen um einen Besuch im Jahr 1965 zu bitten. Wir wären deshalb sehr froh, wenn es im Winter 1966 zu einem Besuch aus Hannover in Indien kommen könnte.
Sollten Sie den ganzen Fragenkomplex mündlich zu besprechen wünschen, halten Herr Missionsinspektor P. Seeberg oder ich uns gern bereit, dieserhalb einmal nach Hannover zu kommen. Besonders stehen wir natürlich zur Beratung bereit für denjenigen, der eines Tages ausersehen sein mag, einen so wichtigen Besuch auszuführen.

Wir hoffen sehr hier im Gossnerhaus, daß Sie sich der Bitte dieses Briefes nicht verschließen möchten zur Stärkung einer aus dem Dienst der Mission erwachsenen Kirche in Asien.

In der Verbundenheit des Dienstes

(Missionsdirektor Dr. Berg)

Anlagen

Gossner Mission

Reisebericht von Pastor Addicks/Ostfriesland

über seine Indienreise vom November 1966 - März 1967

veröffentlicht im "Ostfriesischen Sonntagsboten" Nr. 1 - 28/1967

Gossner Mission

Allen, die im Januar
Geburtstag haben, ein Geleitwort
für das neue Lebensjahr:

Gott selbst ist das Ziel aller Seiner Wege.
L. Ihmels

und Raum Erhabene, sich zu uns neigt und die Zusage Seiner Gnade uns täglich umgibt.

Noch eins aber dürfen wir um dieser Zusage willen in der ernsten Stunde des Jahreswechsels nicht vergessen: Gott zu loben und zu preisen für Sein gnädiges Zugewendetsein. Lobgesang hat tragende Kraft. Er macht das Herz dankbar und getrost. Was aber wäre uns allen nötiger als dies, wenn das Tor zu einem neuen Jahr sich auftut?

Lotte Eisfeld

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Euch alle, ihr lieben Kranken und Genesenden, Angefochtenen und Alten, grüße ich zu Beginn des neuen Jahres mit dem Wort, das immer in meinem Arbeitszimmer gehangen hat: JEsus allein! In den Zeiten der Verwundung habe ich es geschnitzt und dann in all den Amtsjahren über meinem Stehpult gehabt. Nun soll es auch so bleiben, bis ich bei JEsus bin. Daß ich in guten und schweren Tagen zu JEsus aufsehen konnte, war nicht mein Verdienst, sondern Seine Gnade. Er rief mich, Er forderte mich auf, getrost und freudig zu bleiben. Er war es, der sich zu mir bekannte, so daß ich nicht zu verzweifeln brauchte. Wenn ich rückblickend auf mein Leben sehe, so kann ich nur sagen: JEsus alleine ist es gewesen, der mich schon in Kindheitstagen, nachher im Kriege und dann weiter mindestens alle 6 bis 7 Jahre so geführt hat, daß ich ernstlich an den Tod denken und Ihm die Meinen und mein Leben anbefehlen mußte und konnte, um dann immer wieder zu erleben: JEsus allein ist es gewesen, der mir neue Kraft, Hoffnung und Freudigkeit auch für das fernere Erdenleben gegeben hat.

Was Er mir gegeben hat, das will Er auch dir schenken. Es ist unter den Lesern dieses Grußes gewiß einer, der daran zweifelt, daß JEsus auch ihm noch so wertvoll, so *wichtig werden* könne, daß er es auch für sich und sein Leben als Wunsch und Glaubensbekenntnis sagen könne: JEsus allein! — Jedenfalls wirst du zugeben, daß der Mensch glücklich zu preisen ist, der das wirklich so sagen kann. Aber ich sage dir, daß auch du dahin kommen kannst, an JEsus allein deine Freude und deinen Frieden und deine Zuversicht zu haben. Bitte den HErrn JEsus darum, daß Er so mit dir umgehen möge, daß du dich Ihm ganz anvertrauen kannst. Niemand anders als nur JEsus allein kann dir dazu verhelfen.

Aber nun seid ihr anderen da, die ihr JEsus schon lange lieb habt. Auch euch rufe ich zu: JEsus allein! Viele von euch dürfen noch in der Ehe leben. Laßt es täglich eure Freude sein, miteinander, oder wenn ihr getrennt sein müßt, zu einer bestimmten Zeit am Tage, euch gegenseitig und eure Angehörigen dem HErrn zu übergeben: JEsu, Dir leb ich, Dir leid ich, Dir sterb ich, Dein bin ich tot und lebendig, mach mich, o JEsu, ewig selig." Durch ein solches oder ähnliches Gebet kommt es in unserem Alltagsleben so weit, „daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine." Unsere Angehörigen müssen es von uns wissen, daß JEsus unser bester Freund ist. Wie gut haben wir Eheleute es noch, daß wir gegenseitig uns auf JEsus hinweisen können. *Wenn der eine* schwach ist im Glauben, ist der andere stark. „Der eine Stab des andern und liebe Last zugleich, gemeinsam Rast und Wandern, und Ziel das Himmelreich."

Aber auch die Witwen und Alleinstehenden sollen es wissen, daß sie nicht allein sind. „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen."

G. Sch.



Von Filsum nach Khuntitoli

Pastor Addicks-Filsum schreibt:

Liebe Sonntagsbotenleser!

Der Herausgeber unseres Ostfriesischen Sonntagsboten bat mich auf dem letzten Gossnertag in Riepe im September nach dem bekannten Motto des Wandsbecker Boten, des guten Matthias Claudius: „Wenn jemand eine Reise tut, dann kann er was erzählen", doch den „Sonntagsboten" und all die Leser im Lande nicht zu vergessen.

Ich komme dem um so lieber nach, wenn ich schon an die vielen Freunde der Gossnermission in Ostfriesland und sonderlich auch in dem Raum zwischen Leer und der oldenburgischen Grenze, in und weit um Filsum, denke, die den Weg unserer Kinder Albrecht und Imke Bruns nach der Missions-Beispielfarm Khuntitoli mit immer wieder ausgesprochenem Interesse und liebevollem Gedenken bis heute nach zwei Jahren ihrer Abreise aus der Heimat begleitet haben, und die auch für unser Unternehmen, sie dort in einem mir freundlich gewährten Vierteljahresurlaub aus der Gemeinde zu besuchen und zugleich auch die Brüder und Schwestern der Gossnerkirche in dem Bezirk um Ranchi zu grüßen und ihr gemeindliches Leben kennenzulernen, so viel Verständnis gezeigt hatten.

Das haben wir bei meinem letzten Predigtdienst am drittletzten Sonntag des Kirchenjahres, am 13. November, und sonderlich an der zum ersten Male innerhalb des Gottesdienstes in so großer Beteiligung gehaltenen Abendmahlsfeier so dankbar empfunden.

Ein ganzer Sack voll Grüße und guter Wünsche wurde uns mitgegeben. Wenn sie alle gewogen werden könnten, würden sie unser schweres Reisegepäck mit all den kleinen Dingen, die sie dort entbehren, weit übertreffen.

Die Vorbereitung lief schon im Frühsommer an. Was mußte alles bedacht werden, um den Visa-Vorschriften zu genügen, in der Familie und besonders in der Gemeinde geordnet werden, in der pfarramtlichen Verwaltung und besonders in der seelsorgerlichen Betreuung während dieser „kleinen Vakanz"!

Dank den Amtsbrüdern, den Kirchenvorstehern wie allen Mitarbeitern außerhalb und innerhalb der Gemeinde! (Die Helfer und Helferinnen im Kindergottesdienst sagten: „Moken Se sük gien Sörg um de Kinnerkark, dat moken wie good alleen"), auch den getreuen Nachbarn, die mir alle versicherten: „Dat sall woll torechtkomen: Hauptsaak, Se komt mit Gottes Hülp heel und gesund weer".

Das letzte noch am Tage unserer Abreise war das Gedenkwort für die Toten der beiden Kriege. — Da wurde noch einmal die Schwere eines Abschiednehmenmüssens deutlich, das immer und in jedem Fall unter der bedrückenden Frage stand: „Ob es das letzte Mal sein wird?" — Heute dürfen wir bis auf die bekannten Fronten des „kalten und heißen Krieges" in Deutschland und im fernen Osten in einer sonst befriedeten Welt reisen — auch in der Missionsarbeit.

Gossner Mission

Es klingt mir noch im Ohr das letzte Lied der Brüder und Schwestern aus der allmonatlichen Bibelstunde: „Zieht im Frieden eure Pfade, mit euch des großen Gottes Gnade und Seiner treuen Engel Wacht..."

Am Abend des 13. November, um 19.30 Uhr, ließen wir unsere Kinder auf dem Bahnsteig in Leer zurück. Noch einmal hart an unserem heimatlichen Dorf vorbei — im vollbesetzten Wochenendzug. Verwundert guckten einige der Mitreisenden auf den großen aus Spanien mitgebrachten breitkrempigen Strohhut, den wir nicht mehr im Gepäck verdrücken konnten. Er sollte uns vor der Sonne des Südens schützen. Für uns fiel ja der Winter im Jahreskalender aus.

In Bremen wurde unsere Bagage noch durch liebevoll überreichte Präsente unserer früheren Hilfe und einer früheren Helferin, jetzt im Diakonissenhaus dort, vermehrt. Noch einmal Händeschütteln und Winken. So viel liebe Last für Indien! Auch an DM-Spenden für die speziellen Aufgaben dort in der Kirche und zur Linderung der großen Not. Einige große Stücke waren schon als Mitgepäck am 1. des Monats zum Einschiffungshafen abgegangen.

In Hannover schaffte ich den „großen Umzug" in den Nacht-D-Zug Hamburg-München. In einem sogenannten Liegewagen konnten wir uns wenigstens ausstrecken. Nur das eintönige, ununterbrochene Geräusch des durch die Nacht rollenden Zuges. Wie ruhig vertrauen wir uns doch den wachen Augen von Menschen und den modern-automatischen Einrichtungen der Bundesbahn an! Wie sollten wir doch vielmehr dem vertrauen lernen, von dem wir singen und zu dem wir beten: „Gib, daß wir heute, HErr, durch Dein Geleite auf unseren Wegen ungehindert gehen und überall in Deiner Gnade stehen."

In der im frühen morgendlichen Licht liegenden Halle des Münchener Sackbahnhofs angekommen, hatten wir die große Nord-Südstrecke Bundesdeutschlands durchmessen — schlafend oder doch wenigstens ausruhend.

Zum Glück gab es in München noch einen freundlichen Gepäckträger. „Roma" stand auf der Hinweistafel des Bahnsteigs, Kurswagen nach Venedig. Dahin sollte es gehen. Freundliche Fügung, daß die zum Teil schweren, durch das Unwetter und die Ueberflutungen verursachten Schäden so weit wieder behoben waren, daß, wenn auch erst am zweiten Tag, die Bahnstrecke nach Venedig wieder befahrbar war.

Die Tiroler-Alpen präsentierten sich im schönsten Herbstschmuck der von der Sonne in leuchtendes Rot und Gold getauchten Laubfärbung, eingebettet in das dunkle Grün der hohen Tannen bis zur Baumgrenze — und gekrönt von dem strahlenden Weiß der sich in den Höhen ausbreitenden Schneefelder.

Die uralte Straße über den Brennerpaß, abzweigend bei Rosenheim, über Kufstein durch die freundliche und vielbesungene Nordtiroler Landeshauptstadt Innsbruck, den Brennerpaß selbst und weiter durch Südtirol mit Brixen und Bozen, immer noch deutschsprachig mit doppelsprachigen Hinweisen in deutsch und italienisch auf den Bahnhöfen, zuletzt durch Trient und Verona, wo die Flüsse an der Südseite des Alpenmassivs, vor allem die uns begleitende, im Deutschlandlied besungene Etsch die großen Wassermassen nicht fassen konnten, — führte zuletzt auf schmaler Landzunge, die nur für Bahn und Straße Raum läßt, in das ehrwürdige Venedig — wie Amsterdam auf Pfählen gebaut —, die einstige Beherrscherin des Mittelmeeres.

Alle wesentlichen Verkehrspunkte sind nur auf Wasserstraßen erreichbar. Schnelle Motorboote regeln wie bei uns Omnibusse und Straßenbahnen die Beförderung zu den Arbeitsstätten und wieder zurück nach Hause. Die alten für Venedig so typischen Gondeln liegen wie einst am Kai oder bringen die Menschen von einem Haus zum andern. Das alles am Abend in tausend Lichter getaucht und in dem bewegten Wasser spiegelnd, war nach langer, zuletzt ermüdender Fahrt von fast 22 Stunden ein alle Sinne wieder belebendes Erlebnis.

Ein alter, ein wenig durch stetes Lastentragen gebeugter venezianischer Gepäckträger band geschickt alle Teile unseres Gepäcks zusammen und trug sie uns voran auf seinem Rücken. Ob ihr es, liebe Leser, versteht, daß ich unwillkürlich an das Zeugnis des Petrus denken mußte — von dem, der alle unsere Last auf das Holz des Fluches getragen hat.

Freundlich mit deutschen Worten in der vorbestellten Pension „La Cabina" aufgenommen, auch direkt am Wasser gelegen, drang zuletzt das helle Abendgeläut einer nahen Kirche in die abendliche Stille unserer „Camera". Bis vor wenigen Tagen noch hatte das Wasser gut einen Meter hoch in den unteren Räumen auf den hier wie überall marmornen Fußböden gestanden.

„Bis hierher", gleichsam an das erste Tor unserer beginnenden Seereise nach dem fernen Indien hatte uns die Hand des himmlischen Vaters „geleitet". Die „Asia", das strahlend weiße, etwas über 11 000 Tonnen große Passagierschiff der italienischen Reederei „Lloyd Triestino" lag schon, von Triest gekommen, auf der Reede — und wartete auf uns... (Fortsetzung folgt).

Wirklich so durch das neue Jahr hindurch?

Ich bin heute morgen mit dem linken Bein aus dem Bett gestiegen. Natürlich habe ich sofort auf Holz geklopft, aber ich glaube, der Tag ist hin. Prompt bin ich dann auch über die Schwelle gestolpert, als ich ins Badezimmer gehen wollte. Damit war der Fall klar. Ich bin natürlich noch einmal zurückgagangen, und beim zweitenmal kam ich glatt hinüber, aber was nützt das? Ich glaube nicht an diese nachträglichen Korrekturen. Im Grunde könnte ich mich wieder ins Bett legen. Ich weiß doch aus der Erfahrung, wie es läuft, wenn mir so etwas am Freitag begegnet. Völlig sinnlos, dann überhaupt erst anzufangen, ich kann schließlich im Büro nicht auf jeden Brief spucken, den ich schreibe, damit er Glück bringt. Die Kollegen würden mich tagelang auslachen, obwohl es tatsächlich das beste wäre, es doch zu tun, denn so kommt nichts heraus bei allem, was ich heute mache. Ueberhaupt sollte ich mich von denen nicht beeinflussen lassen. Die lesen jeden morgen ihr Horoskop, und mich halten sie für abergläubisch. Ich weiß doch, daß die Hohenstein deswegen letzten Dienstag zum Chef gegangen ist und um Gehaltserhöhung gebeten hat, weil ihr am morgen ein Teller kaputtgefallen war. Scherben bringen Glück. Aber hinterher wollen die Leute natürlich nichts davon wissen. Wenn die Mellinger zum Beispiel morgens einen Schornsteinfeger gesehen hat, träumt sie den ganzen Tag aus dem Fenster. An so einem Tag hat sie einmal wie wild aufgeschrien, als plötzlich der Fensterputzer auf der Plattform seines Drahtseilaufzuges vor unserem Fenster an der Fassade hinunterfuhr. — „Mein Gott, habe ich mich erschrocken!" schrie sie. — Komisch, daß die Leute sich immer nur an Gott erinnern, wenn sie einen Schreck bekommen. An anderen Tagen tut es auch das Horoskop. Oder der Tag, an dem Bergmann zum Arzt mußte. Angeblich war sein Herz nicht in Ordnung. Er sollte sich an diesem Tag das Ergebnis der Untersuchung abholen. Abgesehen davon, daß ich den Bergmann sowieso nicht mag, er hat mich immer wieder mit meinem „Aberglauben", wie er das nennt, aufgezogen; — sagt er, als er den Hut aufsetzt: „Mir ist heute morgen schon eine Katze über den Weg gelaufen. Mir ist ganz mulmig zumute!" Ich konnte es mir damals nicht verkneifen, zu sagen: „Wieso bedeutet das etwas für Sie? ich?" Du lieber Himmel, da hatte ich aber ins Wespennest gestochen. Der Barsinghausen, ein Freund von Bergmann, wollte mich fertigmachen wie einen Schuljungen. „Sie mit Ihrer dämlichen Spökenkiekerei", sagte er zu mir. Aber zu Bergmann sagt er, als der losging: „Also, Kopf hoch, Willi, wir drücken dir den Daumen!" — Wie gesagt, ich sollte mich von denen überhaupt nicht beeinflussen lassen. Mich halten sie für abergläubisch, nur weil ich ehrlich genug bin, meine Meinung zu sagen, und sie selber klopfen jeden Tag weiß ich wie oft auf Holz. „Weil man ja nicht wissen kann, ob es nicht doch etwas nützt."

Gossner Mission



Von Filsum nach Khuntitoli

Zweiter Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Am Buß- und Bettag in Venedig

16. November. — Das ist das schon im Mai festgelegte Datum unserer Abfahrt von Venedig nach dem Fahrplan der italienischen Linie, der Tag, auf den in diesem Jahr im Westen und Osten Deutschlands der Buß- und Bettag fällt.

Da gehen die Gedanken ganz natürlich zu den Stätten, wo sich Gottes Gemeinde in der Heimat unter dem so ernsten und doch so frohen Wort von der einzigartigen Chance der Hinkehr und Heimkehr zum Vater sammelt und wir in Filsum nach der noch aus der Erweckungszeit rührenden Ordnung beim Sündenbekenntnis niederknien. So hilfreich zu wissen, daß meine Gemeinde uns in ihr Gebet einschließt: „Für alle, die da reisen zu Lande und in der Luft, für die Seefahrenden ..."

Aber in Venedig müssen wir uns ganz auf die bevorstehende Einschiffung konzentrieren. — Am Dienstag hatten wir nach der Vorsprache bei dem nahe dem berühmten Markusplatz gelegenen Officio Passeggeri, des Passagierbüros, noch ausreichend Zeit, die historischen Gebäude, die dieser einzigartigen See- und Handelsstadt — im Mittelalter eine autonome Republik, die eigentliche Seemacht um das Mittelmeer — das Gesicht geben, zu sehen: Dogenpalast, Markusdom mit dem großen von unzähligen Tauben bedeckten und belebten Platz. Noch liegen überall auf hohen Holzböcken (wie bei uns bei Missions- oder Posaunenfesten) lange Bretter, aber nicht, um zum Sitzen einzuladen, sondern als Notstege über die alle Plätze und Gassen überflutenden Wasser vor gut einer Woche. Daran erinnern noch die großen Wasserlachen vor dem Dom, in denen sich dunkelhaarige Kinder mit hohen Stiefeln vergnügen.

Am Nachmittag und am folgenden Mittwochmorgen werden in den unserer Pension nahegelegenen Abfertigungshallen die unzähligen Gepäckstücke, die sich aus allen Teilen des westlichen Europas hier einfinden, sortiert, etikettiert, Pässe und Fahrscheine und die ebenso nötigen gegen tropische Krankheiten als Nachweis erfolgter Impfungen ausgestellten Bescheinigungen einer genauen Kontrolle unterzogen. Gut, daß ein deutschsprechender Dolmetscher uns dabei behilflich ist. Der italienische Zoll macht es leicht. Wir sind ja nur Durchreisende.

Weiße und braune Menschen in verschiedenen Trachten bis hin zu den Turbanen der indischen Sikhs, den langwallenden, farbenprächtigen Saris indischer Frauen mit ihren lieblichen, zierlich-feingliedrigen, sich an ihr Gewand klammernden Kindern, — dazu das babylonische Stimmengewirr italienischer, englischer, holländischer und deutscher Laute! Hier weht uns schon in all diesem die Einschiffung vorbereitenden Tun und Treiben der Atem der großen weiten Welt an.

Kleine Motorboote bringen ohne Unterlaß die durch alle Engen und Sperren Hindurchgeschleusten auf den Canale grande hinaus, noch einmal vorbei an den repräsentativen Bauwerken im Stadtkern von Venedig. Ein unvergeßlicher Eindruck, diese wie aus verwunschenen, märchenhaften Tiefen aufsteigenden steinernen Zeugen einer so nur hier sichtbaren abendländischen Architektur.

Auf dem Schiff

Rasch sind wir die schmale, am Rumpf der „Asia" heruntergelassenen Schiffstreppe emporgeklettert. Freundliche Stewards weisen den Weg zu den unzähligen, an langen Gängen liegenden Kabinen der ersten und der Touristenklasse. Zu der letzteren natürlich gehören wir. Kabine 180 — an der Bordwand unter einem freilich die ganze Reise geschlossenen Bullauge (es lag der Oberfläche des Meeres zu nahe) — zwei festinstallierte Schlafstätten — natürlich übereinander — und für mich nur durch eine Leiter zu erreichen. Alles nötige — oder besser nötigste — schließt diese unsere Wohnung an Inventar ein. Wenn wir sie im Gewirr der Gänge nur immer schnell wiederfinden! Wir merken uns A-Deck, B-Deck, C-Deck usw. Verlaufen kann man sich hier schon. Seitdem ich vor Jahren einmal, als es noch ausgedehnter und bewachsener war, mich im Filsumer Moor — platt gesagt: „heel und dall verdwolen" hatte, ist mir das so nicht wieder passiert. Aber in dem Labyrinth dieses mächtigen Schiffskörpers gab es wirklich noch manchen „Leerlauf". Repräsentationsräume, Lesezimmer, Spielzimmer, dazu eine ganze saubere ärztliche Station mit Betten auch für Operierte, falls es nötig ist.

Bald laufen die Maschinen an. Die „Asia" bewegt sich, von einer festen Hand in die Adria gesteuert, zunächst südwärts, immer Tag und Nacht mit 30 Kilometern in der Stunde die leichtbewegte See durchschneidend. „Merken Sie, daß es wärmer wird?", spricht uns jemand in Deutsch an. — Bis jetzt kam uns auch in Venedig die wärmere Bekleidung noch gut zustatten. Noch ist der Himmel trüb. Aber bald macht die „Blaue Adria" ihrem Namen Ehre.

In Brindisi

Am Donnerstag, dem 17. November, schon sind wir in Brindisi, dem äußersten Stiefelabsatz des italienischen Festlandes. Manchem bekommt das freilich nur leichte Schwanken des Schiffes nicht. Tabletten sind gefragt und zum Glück auf dem Schiff zu erstehen. Schon schade um die vorzügliche Schiffsverpflegung, um die Fische damit zu füttern.

In Brindisi geht Post an Land. Erste Grüße von Bord. Ueber dem neuen Teil der Stadt erhebt sich auf einer Anhöhe die alte Siedlung mit der römischen Säule auf der Spitze. Alter historischer Boden! Von hier aus, am Ende der „Via Appia", der antiken Straße von Rom nach dem Süden der italienischen Halbinsel, derselben, auf der Paulus, freilich in umgekehrter Richtung, von einer anderen Landungsstelle aus, von Brüdern begleitet als Gefangener nach Rom verbracht wurde, schifften sich die römischen Soldaten nach dem Orient ein, also auch nach Judäa und Galiläa unter Pilatus und seinen Nachfolgern. Hier betrat ihr Fuß nach jahrelangem Dienst in den politisch immer wieder von Aufstandbewegungen beunruhigten Stützpunkten und Vorwerken des Reiches wieder den Boden der Heimat. Brindisi — der Name bedeutet so viel wie: Gesundheit! „Auf Euer Wohl!" Dabei wurden sicher die Würfel gerollt und dem anderen mit römischem Wein gute Wünsche für sein persönliches Wohlergehen auf fernem und gefährlichen Posten zugetrunken. Auch auf diesem Weg — wir erinnern uns, wie oft das Neue Testament von Soldaten erzählt, die unter der Wirkung des Geistes Gottes zum Glauben an JEsus als den Christus, den Kyrios, den HErrn der Welt kamen oder doch von JEsus tiefbeeindruckt wurden wie der Hauptmann von Kapernaum und der andere „unter dem Kreuz", — ist die Botschaft vom Heil der Welt nach Europa und gerade auch nach Rom gekommen. „Jeder Christ", auch im römischen Söldnerrock, „ein Missionar!"

(Fortsetzung folgt)

Gossner Mission

Wir brauchen Leitbilder!



Traugott Hahn

(gest. 14. Januar 1919)

Unter den baltendeutschen Märtyrern, die 1919 ihren Glauben und ihre Treue zu Christus und Seiner Gemeinde mit dem Tode besiegelten, ist Pastor Traugott Hahn wohl der bekannteste. Am 1. Februar 1875 geboren, wuchs er mit vielen Geschwistern auf im Pfarrhaus Rauge in Livland. An der St. Petri-Schule in Petersburg bestand er seine Reifeprüfung mit Auszeichnung. Bei dem Theologiestudium in Dorpat und Göttingen wollten die Professoren ihn der wissenschaftlichen Laufbahn zuführen, aber der durch ein Augenleiden stark behinderte Vater brauchte den Sohn zur Hilfe in seinem Amt. Bis Ende 1901 wirkte Traugott in Reval an der Seite seines Vaters, um dann 1902 als Universitätsprediger und Privatdozent an die Hochschule in Dorpat gerufen zu werden.

Unsichere und gefährliche Zeiten zogen herauf. Um die lutherische Kirche und das baltische Deutschtum zu treffen, hetzte die russische Regierung das lettische und estnische Volk gegen die deutschen Pastoren auf. In der Revolution des Jahres 1909 wurden fünf Pastoren ermordet. Traugott Hahn ahnte damals, daß auch sein Weg in das Martyrium führen würde. Täglich betete er um Kraft für die Stunde der Bewährung. Als ihm eine Professur in Deutschland angeboten wurde, lehnte er ab, um bei seinen Baltendeutschen auszuharren. Anhaltendes Beten und fleißiges Studium der Bibel gaben ihm die nötige Kraft.

Im ersten Weltkrieg taten die Baltendeutschen ihre staatsbürgerliche Pflicht für Rußland, aber ihre Opfer wurden nicht anerkannt. Eine allgemeine Bedrückung der Deutschen begann. Als die Revolution siegte, waren sie ihres Lebens nicht mehr sicher. Die Universität in Dorpat wurde im November 1918 aufgelöst. Viele Deutsche flohen in den Westen. Traugott Hahn wußte, daß er bleiben mußte: „Es kann wohl sein, daß Gott auch in unseren Tagen wieder einmal das größte und schwerste Opfer verlangt, die beste Saat in Seinem Reich, die Hingabe des Lebens."

Am 3. Januar 1919 wurde Hahn verhaftet und in das Gefängnis gebracht. Seine kleine Taschenbibel und sein griechisches Neues Testament durfte er behalten. Er hielt sich an die Zusage Gottes: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig." — Am 14. Januar erstürmten aus Esten, Finnen und Deutschen zusammengestellte Befreiungstruppen die Stadt. Aber bevor sie auch das Gefängnis besetzen konnten, setzte das Morden ein. Ein großer Teil der Gefangenen wurde kurz vor der Befreiung von den Roten im Keller erschossen, unter ihnen auch Traugott Hahn. Seine Hände waren noch nicht erkaltet, als man ihn nach der Erstürmung des Gefängnisses unter einem Hügel von Leichen barg. Am Sarge sang seine Lebensgefährtin mit den vier Kindern das Lieblingslied des Toten: „Kommt und laßt uns Christum ehren." Eine Frau aus der Gemeinde, die ebenfalls ihren Mann verloren hatte, wiederholte am Sarge immer wieder die Worte: „Ströme des Segens, Ströme des Segens!"

Traugott Hahn hatte nicht umsonst gelebt! mbg

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören" — auch ihr, die ihr noch im Elend seid. So wollen wir denn hören, was Er uns zu sagen hat. Zum Hören gehört nicht nur das Hinhören, sondern auch das Verstehen und das Wollen dessen, was uns gesagt wird. Vom Wollen bis zum Vollbringen ist dann noch ein weiter Schritt, aber JEsus sagt uns nur das, was wir auch vollbringen können, wenn wir nur wollen, Er sagt uns: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir." Es gehört also der Wille dazu, JEsu nachzufolgen; es gehört die Absage vom eigenen Willen dazu; es gehört die Annahme des Kreuzes dazu, das dich gerade jetzt bedrückt, und die Nachfolge. Zunächst also die Frage, ob du dem HErrn JEsus nachfolgen willst gerade jetzt in deinen Tagen des Elends. Damit ist gesagt, daß du zunächst noch in deinem Leiden bleiben mußt, einfach um mit JEsus zu leiden. Natürlich kann JEsus dir aus deinem Leiden heraushelfen und Er tut es auch gerne, aber nicht zu deiner Zeit, sondern zu Seiner Zeit. „Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hilf' mit Macht herein." Ich sage dir, daß du nichts Besseres tun kannst, als rücksichtslos dich für JEsus zu entscheiden ohne irgendwelche Bedingungen. Dazu kommt dann von selbst das zweite, daß du dich entscheiden mußt, dich selbst mit allem, was dir lieb ist, zu verleugnen. Dazu gehören die Lüste und Begierden des Fleisches, aber auch die Wollust des Geistes, daß du etwas sein willst und es zu etwas bringen willst nach deinen Gaben und Fähigkeiten; und auch die Begierde der Seele, etwas vor Gott zu sein in eigener Kraft und gutem Willen. „Rein ab und Christo an, so ist die Sache abgetan." Denn „will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich." Nimm auf dich, was dich quält und drückt, was dir zu schaffen macht. „Nimm die Behinderung positiv", daß alles was dich hindert, nicht ohne Gottes Willen auf dich zukommt. Wenn und wie Er alles ändern und wenden wird, ist Seine Sache. Du nur nimm dein Kreuz auf dich und folge JEsu nach. Zur Nachfolge gehört, daß du nicht mehr das Kreuz ändern willst, das der Heiland dir zu tragen gegeben hat, sondern es mutig trägst als dein Kreuz. Es gehört auch die Hoffnung dazu, daß der HErr zu Seiner Zeit und Stunde weiß, wann Er dein Kreuz ändern oder gar dich vom Kreuz abholen muß in Seine Herrlichkeit, wo all Leid vergangen ist. Der selbst alle Leiden dieser Welt auf Sich genommen hat, kann uns wohl zumuten, getrost und freudig Ihm nachzufolgen. G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Dritter Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Griechenland

Inzwischen hat die „Asia" nun auf Südostkurs gedreht in das Mittelmeer hinein, hart an den der griechischen Küste vorgelagerten Felseninseln vorbei und weiter an dem südlichen Ufer Griechenlands, der Peloponnes-Halbinsel entlang.

Besonders als am 2. Tag nach neuerlich bewegter See und trübem Himmel die Sonne sich wieder strahlend durchsetzte und die zu einem großen Teil in ihren Kabinen liegenden unwohlen Passagiere auf Deck lockte, lag die griechische Küste in einem wunderbaren silbernen Glanz vor unseren Augen. Kleine Siedlungen liegen an sanftansteigenden Bergen in Palmenhainen gebettet. Altes Schulwissen kommt wieder in Erinnerung. Klassische Worte aus Goethes „Iphigenie auf Tauris": „Das Land der Griechen mit der Seele suchend", Worte, die einem ganzen Zeitalter vor über 100 Jahren Ausdruck ihrer Sehnsucht und künstlerischen Empfindung waren. Dieses Land, die Wiege abendländischen Geistes, sollte — und davon zeugen die Apostelgeschichte und die apostolischen Briefe — der Boden werden, auf dem die griechische Kultur und Weltweisheit und das biblische Evangelium von der Erlösung durch unseren HErrn JEsus Christus sich begegneten. Irgendwo, nicht weit hinter diesen Bergen liegt Korinth und nördlich Athen, die großen Stationen der Wirksamkeit des Apostels Paulus.

Auf dem Meer

Aber viel kräftiger ist uns auf dem Wasser die Erinnerung an die gefahrenreiche Schiffahrt des Apostels nach Rom. In der Nähe der Küste Kretas, die wir während der Nacht passieren, und in der immer bewegten Weite der sich bis zum Horizont streckenden See, die zeitweise schon unseren modernen Schraubendampfer in ihren nassen Armen spielen, schwanken und schaukeln ließ, sucht die Erinnerung jenen römischen Segler, auf dem der Apostel nach vergeblichem Rat, vor Einbruch der kalten Jahreszeit und ihrer Stürme in einer geschützten Bucht Kretas zu überwintern, die Besatzung vor kopflosem Handeln bewahrte und der HErr, der noch „größer ist als die Wasserwogen im Meer", seinen Boten, wenn auch nur mit dem nackten Leben, auf Malta stranden ließ, um ihn nach Rom zu bringen.

Wenn besonders in den Nächten sich der stampfende Motorenlärm mit den unheimlichen Taktschlägen der sich an der Bugwand brechenden Wellen zu einer grandiosen Symphonie verbindet, wird unwillkürlich Text und Melodie des von unseren Gemeinden mit Inbrunst gesungenen Liedes „In Wassernot" lebendig: „Wie mit grimmgen Unverstand Wellen sich bewegen, nirgends Rettung, nirgends Land vor des Sturmwinds Schlägen..." Wer wollte nicht heute — wie einst — trotz allem Fortschritt der modernen Seeschiffahrt unter dem Eindruck des Preisgegebenseins an die Elemente des Todes die Bitte zu eigen machen: „Christus, Kyrie, komm zu uns auf die See"!

Schiffbruch, übungsweise

Weil das Wasser keine Balken hat und eine verantwortliche Schiffsleitung auch heute mit der Möglichkeit einer unvorhergesehenen Seenot rechnet, stößt nach freilich kurzer Ankündigung durch den Lautsprecher die „Asia" einen anhaltend auf- und abschwellenden Warnton aus, jeder Fahrgast bis zum kleinsten Buben oder Mädelchen muß sich der in den Kojen bereitliegenden roten Rettungsjacken bedienen, sie ordnungsgemäß umschnüren und sich nach fester Regel auf ein bestimmtes Deck begeben, wo die Rettungsboote eben auf die Höhe des Decks mit dem rollenden Geräusch der sie haltenden Taue herabgelassen sind. Man kann sich nicht ganz des thatralischen Eindrucks dieser nach internationalem Seerecht fälligen Maßnahme erwehren, ein possierlicher Anblick, plötzlich würdige Nonnengewänder, dunkle oder weiße Priesterröcke, langwallende Saris und leichte Sommerkleidung von diesen Brust und Hals umringenden Schwimmwesten in bauschiger Fülle bedeckt und umkleidet zu sehen, ein lustiges Verkleidungsspiel, wenn es nicht zuletzt — für den Fall, daß... — so ernst wäre.

Leben an Bord

Aber dann kündet die Sprechanlage schon Entwarnung an. Die roten Jacken verschwinden wieder in den Spinden — und auf Deck hat die ein wenig unheimliche und ein untergründiges Gruseln verursachende Szenerie schon wieder das normale Bild: sich sonnende, andere den Schatten vorziehende, in den Ruhestühlen sich unterhaltende oder schlafende Reisende, andere, die über Bord lehnen oder gar ein erfrischendes Bad im Swimmingpool nehmen, und dazwischen die kleineren, in einem abgegitterten Kindergarten betreuten Kinder, braune und weiße in frohem Spiel. Das große Deck gibt Raum genug zum Herumspringen und Austummeln, zum Gammeln und Träumen, aber auch zum besinnlichen Lesen und Studieren, zu leichtem und ernstem Gespräch. Einfach nicht zu übersehen ist die Parallele zu jenen kühnen Reisen der Boten JEsu in der apostolischen Zeit auf den antiken Schiffahrtswegen des Mittelmeeres.

Allerlei neue Bekannte

Auch dieses Schiff in umgekehrter Richtung wie der römische Segler, der den Apostel trug, von Europa nach Asien fahrend, trägt erstaunlich viele Männer und Frauen, die im Dienste des Evangeliums nach Uebersee und viele von ihnen auch nach Indien ausreisen oder dieses Land auf kürzer befristete Zeit besuchen.

Mit dem von der Gossner-Mission nach Ranchi zum dortigen College (der theologischen Hochschule der Gossner-Kirche) ausgesandten Pastor Dell und seiner Frau mit dem vierteljährigen Söhnlein hatten wir schnell herzliche Verbindung. Die Schwiegereltern des Missionsarztes Dr. Rohwedder im Hospital Amgaon, die gleichfalls ihre Kinder besuchen, freuen sich wie wir auf das Wiedersehen mit den Ihren. Eine junge Pastorenfamilie aus Dortmund im Dienste der rheinischen Mission hat noch einen weiten Weg nach Djakarta und weiter zu ihrem Arbeitsfeld auf Sumatra (Indonesien). Karache (Pakistan) und Hongkong als Zielstation der „Asia" sind weitere Reiseziele. Die meisten, auch katholische Pfarrer, Ordensleute und Schwestern fahren nach Indien. Von Bombay aus werden sie sich über den weiten Kontinent nach Norden, nach Süden und Zentralindien zerstreuen. Die gemeinsame Reise erleichtert den menschlichen Kontakt unter den Gliedern aller christlichen Konfessionen, ob sie nun römische Katholiken, Anglikaner, Freikirchler, Reformierte oder Lutherische sind.

Mancherlei Christen und eine Gemeinde

Ein kleiner Anschlag genügt, um an mehreren Tagen nacheinander eine ganze Reihe protestantischer Christen zur Bibelarbeit über den Jakobusbrief mit Aussprache und Gebetsgemeinschaft (Bible-Study sagen die Angelsachsen) zu versammeln. Wir haben natürlich Mühe, der Einleitung und Aussprache in englischer Sprache zu folgen. Bruder Dell aber ist gleichermaßen im Englischen wie im Deutschen zu Hause und hilft zum Verstehen. Diesmal leitet ein anglikanischer Pfarrer den Kreis. Gebet und Vaterunser spricht jeder in seiner Muttersprache. Ein junger Chinese aus Hongkong, der im Auftrag einer norwegischen Missionsgesellschaft steht und aus dem hohen Norden in seine südostasiatische Heimat zurückkehrt, schlägt vor, das nächste Mal mit Hilfe eines englischen Liederbuches auch gemeinsam zu singen. Einige Texte, zum Teil aus den Reichsliedern, sind auch im Gewande der englischen Sprache bekannt: „Welch ein Freund ist unser JEsus..." Immer wieder klingt es in den Gebeten auf: „we praise thee, our Lord and our Saviour", = „Wir preisen Dich, unsern HErrn und unsern Heiland!" Ja, dazu haben wir täglich Anlaß. Daß es aber auch hier auf dem Schiff wie „aus einem Munde" geschieht, ist ein köstliches und bleibendes Erlebnis (die Angelsachsen sagen: of Christian fellowship) christlicher Bruderschaft über Rassen, Völker und Konfessionsgrenzen hinaus. Leibhaftig gewordene Oekumene!

(Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Frage und Antwort:

Frage: Ich nahm neulich an einer Taufe teil und hörte, daß die Paten das Glaubensbekenntnis laut mitsprachen. — Warum geschieht das?

Antwort: „Frage und Antwort", so heißt es im Sonntagsboten an dieser Stelle. Frage und Antwort, das ist auch ein wesentlicher Teil bei der Taufhandlung in unserer Kirche. Eltern und Paten werden gefragt und sollen antworten.

Mit dem Ja-Wort, mit der Antwort, übernehmen Paten für die christliche Gemeinde und mit den Eltern zusammen die Verpflichtung, für christliche Erziehung zu sorgen. Wie kann man dieser Verpflichtung im Ernst vor Gott und Menschen nachkommen, wenn man nicht selber in diesem Glauben steht und sich müht, in ihm zu leben. Das laut mitgesprochene Glaubensbekenntnis gibt dem Ja der Paten besonderen Nachdruck. Ja, wir sind dazu bereit, und dieser Glaube ist gemeint!

Aber die Hauptsache ist damit noch nicht gesagt. Beim Glaubensbekenntnis geht es hier gar nicht zuerst um die Person der Paten, sondern um den Täufling, den sie zur Taufe tragen. Sie bekennen stellvertretend für das Kind den christlichen Glauben. In der Taufordnung unserer Kirche heißt es einleitend dazu:

> „So bekennet für dieses unmündige Kind den Glauben, saget damit ab dem Satan und all seinem Werk und Wesen und tut Zusage Gott dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geiste. Sprecht mit mir (mit dem Pastor) also: „Ich glaube an Gott den Vater..."

In der heiligen Taufe schenkt uns Gott ja nicht weniger als Seine ganze Liebe, ohne Einschränkung. Er macht uns zu Seinen Kindern und sagt es uns persönlich zu. Dies geschieht aber zu einem Zeitpunkt, in dem ein Kind noch nicht ahnt, was Liebe Gottes und Gotteskindschaft ist, und noch nicht weiß, was Schuld und Teufelswerk und -wesen bedeutet. „Ich rief dich bei deinem Namen und nannte dich, da du mich noch nicht kanntest" (Jes. 45, 4). Doch nun will Gottes Liebe nicht einseitig bleiben. Der Vater im Himmel erwartet, daß Seine Liebe einst vom Täufling erwidert wird. Dafür, daß dies geschehen möge, treten die Paten, die „Gevattern", schon bei der Taufe ein, indem sie stellvertretend für den Täufling den Glauben bekennen.

Wenn man ernsthaft darüber nachdenkt — wir wissen, wie oft es nicht geschieht — dann empfindet man, welches Wagnis darin für den Paten liegt, und wieviel Liebe, Geduld und Treue zu dem unmündigen Kind von ihm erwartet wird. Ihnen, den Paten, ist nun mit den Eltern zusammen nicht weniger als ein Kind Gottes anvertraut. Wo wir anfangen, das Patenamt wieder so zu verstehen, da ist es nur selbstverständlich, wenn Paten das Glaubensbekenntnis am Taufstein nicht so in Gedanken, sondern auch laut mit ihrem Munde mitsprechen. Die Erinnerung daran wird ihnen vielleicht ferner helfen, in der Fürbitte und im rechten christlichen Vorleben für „ihr" Kind nicht müde zu werden. C. Oc.

Gebet eines Paten

HErr Gott, himmlischer Vater,
ich danke Dir, daß Du mein Patenkind
in der Heiligen Taufe angenommen hast
als Dein Kind und Erben des ewigen Lebens.
Bewahre es in dieser Gnade
und gib, daß ich meinen Patendienst
an ihm treulich ausrichte.
Verleihe mir,
daß ich samt diesem Kindlein
durch Deinen Geist erleuchtet
und im rechten Glauben geheiligt
und erhalten werde.
Schenke ihm und mir,
dereinst mit Freuden einzugehen
ins Erbteil der Heiligen im Licht.

Das Radikalmittel

Offener Abend bei Professor Lütgert. Wir saßen bis in die späte Nacht zusammen und schütteten unsere Herzen vor ihm aus. Zweifel, maßlos-schwärmerische Ideen über Gott und Welt, — wir durften ihm alles sagen. Am Ende aber sagte er: „Ihr erliegt gar zu leicht der Versuchung Satans. Schließt euch einmal ein ganzes Semester mit eurer Maßlosigkeit, — eurem Hunger, eurer Sehnsucht nach einem Wunder für euch persönlich, damit ihr glauben könnt, mit eurem Verlangen nach Besitz und Herrschaft über Welt und Menschen ein. Eure stille Studentenbude soll euch mit Gottes Wort allein sehen. Forscht ernst und nüchtern in der Schrift, „was geschrieben steht". Nur das Wort! Einmal ein Semester lang keine Philosophie, meinetwegen auch keine Vorlesungen und Seminare. Dann kommt ihr ab von der eitlen Maßlosigkeit eures Herzens und allen Anfechtungen des Teufels. Dann wollt ihr nur noch dieses eine: „Es steht geschrieben!"

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„Also werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein". Das ist gut und ehrlich vom Heiland gemeint, denn es sind viele Letzte, die erst am Lebensabend sich dem Heiland ergeben und nun darauf warten, daß sie in die Herrlichkeit der Kinder Gottes gehen dürfen. Gewiß ist auch unter den Lesern des Krankengrußes einer, dem es so ergangen ist, daß er jahrelang ohne JEsus gelebt hat und nun endlich sich von Ihm hat nötigen lassen, jedenfalls noch die letzte Zeit seines Erdenlebens dem Heiland zu dienen — und sei es nur noch im gehorsamen Leiden mit Danken dafür, daß der Heiland nicht an ihm vorübergegangen ist. Sollten wir nicht alle uns darüber freuen, daß auch in letzter Stunde noch Menschen gewonnen werden, dem Heiland zu dienen? Gewiß haben die meisten Leser des Krankengrußes dem Heiland schon seit langer Zeit sich anvertraut. Sollten wir deswegen scheel sehen, daß der Heiland so gütig ist? Wir können uns doch nur von Herzen darüber freuen, wenn noch in letzter Stunde Menschen sich für JEsus gewinnen lassen, die ein Leben lang ohne Ihn gelebt haben. Was würde wohl aus diesen Menschen werden, wenn sie nach ihrer Krankheit wieder gesund würden und in ihrer alten Gesellschaft ohne JEsus weiterleben müßten? Ist es nicht besser, daß sie als zuletzt Gewonnene noch vor uns eingehen in die Stadt der goldenen Gassen? Da werden auch sie mit einstimmen in das Lob: „Wonne, Wonne über Wonne, Christus ist die Gnadensonne".

Und wer unter uns von Kindheit an mit JEsus gelebt hat und Ihm sein Leben lang dient, was wollte er wohl anderes erwarten, als daß er zuletzt heimgeholt werde in das Vaterhaus und in die Freude der Kinder Gottes? Und hätte er 60, 70 oder 80 Jahre lang dem Heiland gedient, so kann er nur mit Dank zurückdenken, daß es ihm geschenkt worden ist, jeden Tag mit dem Heiland verbunden gewesen zu sein. Gewiß waren die Tage seines Lebens nicht immer leicht. Es kamen die Tage der Last und der Hitze, der Trübsal und Schmerzen, aber gerade durch die Gemeinschaft mit dem Heilande sind diese schweren Tage überwunden und zu unvergeßlichen Segenstagen geworden. In deiner Gegenwart wird es kein gottloses Reden noch Werke der Bosheit geben. Ueber die Leiden wirst du nicht so sehr klagen, sondern mehr die Kraft rühmen, die dir von JEsus kommt. Jeden Tag nimmst du dankbar vom Heiland an und vertraust dich Ihm für Zeit und Ewigkeit an. Zuletzt wirst du gerne in die Herrlichkeit der Kinder Gottes gehen.

G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Vierter Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Aegypten

Aber ich muß von der Weiterfahrt erzählen. In der Nacht zum Sonntag, 20. November 1966, sind wir im großen Einfahrtshafen zum Suez-Kanal, Port Said. Hier stoßen die beiden zukunftsträchtigen Erdteile Afrika und Asien zusammen. Das Schiff muß jetzt mit 10 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde den Kanal passieren.

Aber die Schiffsleitung macht ein verlockendes Angebot. Wer will, kann von Port Said noch per Bus nach Kairo fahren und in Suez wieder zusteigen. Noch schnell ein paar ägyptische Briefmarken, die an Bord zu erstehen sind, für einen Gruß nach Hause gekauft. Da legt schon früh am Morgen ein Motorboot hart am mächtigen Rumpf der „Asia" an. Wir steigen die Nottreppe herunter und sind nach kurzer Fahrt durch den Hafen am Kai. Wieder ein neues, großartiges Erleben: Aegypten, das alte der Pharaonen, der Römerzeit und das Nassers. Wir können es selbst kaum glauben!

Am Ewigkeitssonntag

Eben legen wir am Kai des Hafens von Port Said an. Es ist 7 Uhr früh. In Filsum ist es freilich erst 5.30 Uhr. Da sind nur die Melker auf den Beinen. Alle paar Tage muß die Uhr vorgestellt werden. Das geht bis Indien so weiter. Die große Uhr am Himmel, die aller Menschen Stund' und Zeiten bestimmt, hat in Indien einen Vorsprung von 5 Stunden.

Durch das Einfahrtstor zum Hafengelände strömen Arbeiter zu ihrer Schicht, auch viele Frauen, schwarz sind Kopftuch und Kleid. Einzelne Männer haben ein lang herabwallendes, schmutziger Arbeit angepaßtes Gewand an.

Unser Omnibus steht schon bereit, von den Vorübergehenden interessiert beäugt. Ein junger ägyptischer Reiseführer, ausnahmsweise blond, postiert sich neben dem dunkelhaarigen Fahrer und nimmt das Mikrofon in die Hand. In englischer Sprache sagt er uns das „Welcome in our country!" — (Willkommen in unserem Land).

Bald haben wir die von größeren Geschäfts- und Handelshäusern flankierte verkehrsreiche Straße am Hafen hinter uns. In abzweigende Nebenstraßen mit viel Trödelwaren, als Auslagen vor den Läden bis auf den Fahrweg ausgebreitet, und von Eselskarren befahren, tun wir einen neugierigen Blick. Ich muß mich bewußt daran erinnern, daß heute Sonntag ist, der letzte des Kirchenjahres, der Ewigkeitssonntag. Da oben in Deutschland, in Ostfriesland, läuten Glocken. Sie rufen von neuen und alten, nahen und fernen Türmen hinein in die Gemeinde, in Gottes Haus. Ewigkeitsernst und Ewigkeitsfreude liegt über diesem Tag.

Hier gibt es keinen Sonntag. Wir sind in dem Land der Moslems. Wir werden das gleich in Kairo noch deutlicher sehen. Vorläufig haftet das Auge an der zur rechten bis an den Horizont sich ausdehnenden überfluteten oder verschlammten Fläche des Nildeltas, links Sand und abermals Sand. Der erste Eindruck der Wüste. Kleine Fischerboote hier und da bergen die Beute der seichten Gewässer. Unwillkürlich denkt man: Was könnten und würden unsere ostfriesischen Wasserwirtschaftler daraus machen! Wieviel fruchtbares Land ließe sich gewinnen, wenn das Wasser reguliert und in eingedämmte Kanäle geleitet würde. Jürn Jakob Swehn, der Amerikafahrer, würde wie beim Anblick der riesigen Wassermassen des Atlantik sagen: „Nee, wat kunn dor'n Rogg' und Hafer wassen!" — Kleine Lehmhütten, oft mit dem Raum des täglichen Lebens und Treibens umschließenden Mauern sind die Behausungen der Fischer. Die Dächer mit Buschwerk, hier und da auch mit häßlichem Wellblech bedeckt. Es bedarf nicht viel mehr, wo Regen Mangelware ist. Meist tummeln sich viele Kinder am Hütteneingang, dunkelhaarig, leichtgebräunt. Frauen tragen ihre Lasten in vornehm gerader Gangart auf dem Kopf.

Auffallend die auf hohen Pfählen stehenden Taubenhäuser. Um die das Geschwirr der ab- und zufliegenden, wahrscheinlich als einzige Fleischnahrung dienenden gefiederten „Haustiere". — „Taubentürme" nennt sie unser Reiseführer. Auf den wenig begrünten Rändern tummeln sich neben hochbeinigen Flamingos doch auch eine ganze Reihe gefiederte Freunde — ja, aus Ostfriesland! Wir hören es am Ruf, der bekannte heimatliche Klang aus dem Hammrich: Unsere Kiebitze, die wie wir den kalten Breiten des Nordens vor Einbruch der winterlichen Jahreszeit ausweichen.

Parallel zu unserer Straße auf der linken Seite begleitet uns noch ein Stück das breite Band des Suez-Kanals. Sonst Sand und nochmals Sand ringsum. Links die erste Abzweigung, eine kleine Hütte, wahrscheinlich eine Grenz- und Zollkontrollstation. Aegyptische Soldaten, die hier patrouillieren, erinnern an die zeitweise heiße Schießerei, die hier auf dem uralten Karawanenweg zum Gazastreifen Israels, immer wieder das unheimliche Schweigen der Wüste, den Frieden bedrohend, zerreißt.

Dann doch noch eine größere Siedlung, mit Palmenhainen, blühenden Oleanderbüschen, riesigen Kakteen und in sie eingebettet freundliche größere Häuser, Villen wohlhabender Bürger, eine Gründung des Großonkels Ex-Königs Faruk, Ismaeli genannt. Dann breitet sich wieder die Welt Ismaels vor uns aus, und wir erinnern uns an die biblische Erzählung von der Hagar, die im Trotz gegen ihre Herrschaft, ihr Söhnlein an der Hand und einen Wasserschlauch über der Schulter, in die Wüste rennt, den kümmerlichen Vorrat an diesem dem Verdursten wehrenden und erquickenden Lebenselement zur Neige gehen sieht und nun verzweifelt seufzt: „Ich kann nicht ansehen des Knaben Sterben".

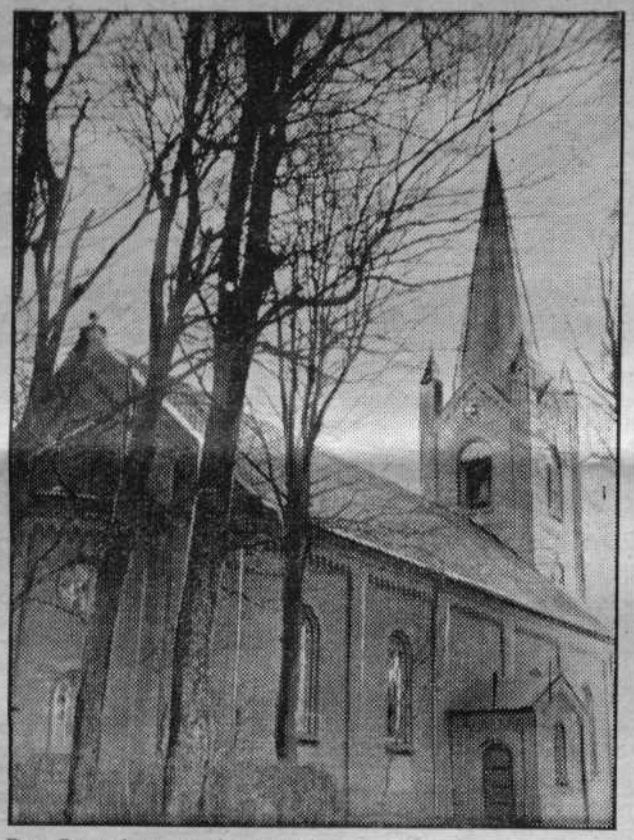
Zeitweilig schweben über der weiten gleißenden Fläche Wolken, zarte, weiße, die kein Wasser versprechen. Sie werfen leichte Schatten auf die gewellten Sanddünen. Am Horizont sieht es so aus, als ob dort die Andeutung eines Waldrandes auftauchte. Aber das ist Illusion. Die Wüste hat scheinbar keine Grenzen. Der größte Teil dieser 250 Kilometer langen Strecke, so weit wie von Ostfriesland nach Hannover, ohne Abgrenzung an beiden Seiten, zur Linken nur in ein paar hundert Meter Entfernung die monotone Reihe der Telegraphenpfähle, deren Drähte Port Said mit Kairo verbinden, bietet immer wieder dasselbe grandiose Bild unheimlicher Weite und Einsamkeit.

In Kairo

Endlich, nach 3 Stunden Fahrt — bald nach dem weiträumigen Flugplatzgelände dieser größten Stadt des vorderen Orients — sind wir mittendrin im lärmenden Verkehr. Für unsere Begriffe ein Bild der Unordnung. Rechts und links wird überholt. Jeder versucht, sich mit der Lautstärke seiner Hupe durchzusetzen. Aus den Seitenstraßen quellen Menschen, Menschen — und Kinder — so viel Kinder. Das Problem dieses Landes, dem im Niltal nur ein schmaler Kulturstreifen für die Ernährung der wachsenden Bevölkerung zugeteilt ist und dem der neue Assuan-Damm die einzige Hoffnung seiner Zukunft ist.

Wir fahren durch moderne breite Straßen mit reicher exotischer Vegetation. Vor manchen Villen die leuchtenden Blüten, die wir Weihnachtssterne nennen, die wir bei uns teuer kaufen müssen. Nach einem Frühstück vor einem kleinen Restaurant unter Palmen, von in langen weißen Gewändern, mit rotem oder gelbem Gürtel um die Lenden gehalten, geradezu märchenhaft bekleideten Kellnern serviert, läuft das reiche Tagesprogramm an. Zwei mächtige Kerle in ebenso langwallenden graublauen Umhängen mit seidenen Schals um den Hals, einen Handstock würdig in der Hand, mit weißem Fez auf dem Kopf und einem breiten wohlwollenden Lächeln auf dem gebräunten Gesicht, stolzieren schon zwischen den Tischen herum. — Sie sind unsere bestellten Führer durch die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt. Sie taten das nicht zum ersten Male und erledigten sich ihrer Aufgabe mit viel Humor und gut einstudierten geschichtlichen Erinnerungen an die jahrhundertealte Tradition ihres Volkes. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission



Das Gotteshaus zu Großefehn

Vor hundert Jahren

auf ostfriesischen Kanzeln gepredigt

Johann Heinrich Leiner,
1853 bis 1868 Pastor in Großefehn
Aus seiner Predigt über Jakobus 1, 16—21.

Wer da glaubet an JEsum Christum, der ist aus Gott geboren. Glaubst du an Ihn von Herzen? Du sagst: Ich kann nicht glauben, und berufst dich darauf, daß das ganz allein Gottes Sache sei. Aber meinst du, Er habe nicht den Willen, auch in dir den Glauben zu wirken? Er will ja, daß allen Menschen geholfen werde, und daß Er auch dir helfen will, des ist deine Taufe Zeugnis, wo Er schon den Anfang gemacht hat.

Aber wo hast du gelassen, was Er dir schon damals gegeben? Hast du das Leben, das da in dich gepflanzt wurde, auch ernährt? Ihr Eltern und Gevattern, nähret und pfleget ihr auch das neue Leben in euren Kindern durch Gottes Wort und euer eigenes geistliches Leben dazu? Das kann von der Luft allein nicht leben, so wenig als das leibliche Leben. Es bedarf Speise und Trank, sonst erstirbt es.

Und ach, in wie manchen ist das neue geistliche Leben von der Taufe her ganz erstorben! Wie gleicht eine Kirche voll Leuten oft einem Kirchhofe mit lauter schön geschmückten Gräbern, darin ein geistlicher Mensch begraben liegt, während nur wenige auferstanden sind.

Wen das nicht schmerzt, daß in ihm das neue Leben eingeschlafen ist, der schläft noch ganz und gar den Todesschlaf. Wer aber darüber Leid trägt und möchte wieder ganz lebendig werden und fragt: Wie fang ich's an, daß Gottes Wort Seine Wirkung bei mir tue, dem gibt der Heilige Geist eine genaue Anweisung in unserm Text.

Gott will uns nicht zwingen, Erstlinge Seiner Kreaturen zu werden. Die also Sein Wort und Sakrament verachten und vernachlässigen, können sicherlich nicht dahinkommen. So wenig Er uns ohne Speise und Trank *sättigen will, so wenig* will Er uns ohne Sein Wort der Wahrheit zeugen zu Erstlingen Seiner Kreaturen.

Darum, „liebe Brüder, ein jeglicher Mensch sei schnell zu hören", — nämlich Gottes Wort. Das bloße Hören allein, das dumpfe, stumpfe, träge Anhören kann es nicht tun, so wenig das bloße Ansehen und Riechen der Speise satt macht; sondern sei schnell, eifrig, fleißig, begierig, zu hören. Dazu lasse dich nicht erst treiben und sei nicht töricht wie die, die zwar eifrig sind, wenn es zum Verdienen geht und zu Lustbarkeiten, aber träge, wenn's zum Worte Gottes geht, und keine Zeit dafür haben.

Mut zu den kleinen Anfängen!

Als am 7. Oktober 1861 vier rheinische Missionare mit dem Zeugendienst auf Sumatra in Sipirok einsetzten, kamen zwei unter ihnen aus einer Stunde, in der Gott die Strategie ihrer Missionsgesellschaft durchkreuzt hatte: Das auf der Nachbarinsel Borneo begonnene Missionswerk war in einem Blutbad erstickt worden. Da hatten sie sich nach Sumatra führen lassen und nahmen nun an der neuen Stätte mit zwei zu ihnen gestoßenen Brüdern ihren Zeugendienst wieder auf. Wie klein waren auch hier die Anfänge! Am Ende des 1. Jahres waren drei Bataker gewonnen, drei Jahre später betrug die Zahl der Getauften erst sechs. Und auch Nommensens in dreijährigem Zeugendienst gesammelte Gemeinde zählte nur acht Erwachsene und fünf Kinder. Hundert Jahre später feierte die Batakkirche in 1000 Gemeinden ihr Jubiläum! — Ach, daß wir doch den Mut zu den kleinen Anfängen hätten!

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„Und bringen Frucht in Geduld". Das wollen viele Kranke nicht hören, daß sie Geduld haben müssen. Es ist ja auch zu selbstverständlich, daß sie sich nach Gesundheit sehnen und nicht nach Geduld. Dazu kommt, daß kein Mensch von sich aus Geduld hat. Obwohl die Schrift sagt, daß ein Geduldiger besser ist denn ein Starker und der Hebräerbrief auffordert: „Geduld ist euch not, daß ihr den Willen Gottes tut", so weiß die Schrift auch, daß Geduld eine Gabe Gottes, eine Gabe des Heiligen Geistes ist. „Die Frucht des Geistes ist Geduld; Trübsal bringt Geduld; wisset, daß euer Glaube, wenn er bewährt wird, Geduld wirkt. Die Geduld aber soll fest bleiben bis ans Ende." So bedenke, daß zu dieser deiner Zeit der Krankheit Gott, der HErr deines Lebens, zunächst dich ausrüsten will mit Geduld. Deswegen muß dein Gebet zunächst täglich eine Bitte um Geduld sein, ehe du um Gesundheit bittest. Denn Geduld ist eine Gabe Gottes, die nur unter Trübsal und Leiden heranwächst.

Dann aber, wenn du ernstlich den Heiland um Geduld bittest, kann Er in dir die Frucht anlegen, die in dir wachsen und reifen soll. Herrliche Früchte des Geistes sind es, die in uns reifen sollen. „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit". Welche von diesen Früchten nun in dir wachsen sollen, ist nicht deine Sache. Das ist das Werk des Heiligen Geistes, der dich kennt und weiß, welche Frucht gerade jetzt, in dieser Zeit, in dir wachsen und reifen kann. Er überfordert keinen von uns, sondern gibt die Kraft täglich zum Wachstum und Gedeihen, wenn wir nur täglich Ihn bitten: „Gib, daß mein Wille und Dein Wille werde ein Wille"! Und wenn demnächst in dir die Frucht des Geistes Gottes wächst, dann kann es sein, daß du körperlich wieder gesund wirst, — aber als ein Geheiligter, als ein mit Gottes Geist erfüllter Mensch wieder in dein Tagewerk gehen kannst.

Und wenn der Heiland dich gebrauchen will, daß du weiter leiden sollst? Dann gibt Er auch immer wieder die neue Geduld und Kraft und die Hoffnung, daß die Frucht, die in uns reifen soll, für viele ein sichtbarer Beweis dafür ist, welche gute Frucht des Geistes unter der Geduld in uns wächst. Der HErr weiß die Zeit, wann Er uns aus allen Uebeln erlösen muß und uns aushelfen zu Seinem ewigen Reich. G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Fünfter Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Was in Kairo, im „ägyptischen Museum", an Schätzen aus der Pharaonenzeit als Ertrag der Ausgrabungen der Aegyptologen zusammengetragen ist, läßt sich nicht schildern. Die weit überlebensgroßen in Stein gehauenen Gestalten der Herrscher der verschiedenen Dynastien der Pharaonenzeit, die Streitwagen und das übrige Zubehör an Verteidigungs- und Angriffswaffen der Pharaonenheere bis hin zu Dingen des kleinen täglichen Bedarfs, zum Beispiel die Sandalen der Prinzessinnen in heute wieder ähnlichen modischen Formen, die zahlreichen Siegel und Siegelringe für die Beglaubigung von Verträgen, die vor der Erfindung und Herstellung von Papier — aus der Papyrosstaude gewonnen — steinernen und mit Hieroglyphen versehenen Schriftsätze, übertreffen für das Auge des Beschauers alles, was er darüber irgendwann gelesen hat. Selbst die Saat an Mais und anderen Kulturpflanzen der Antike liegt nach vier bis fünf Jahrtausenden vor unseren Augen. Alles wurde in den Königsgräbern, die der Sand der Wüste bedeckte und konservierte, aufbewahrt.

Als Christ kann man das alles nur begreifen als den schon 1. Mose 11 (Turmbau zu Babel) beschriebenen grandiosen Versuch, das was groß und gewaltig von Menschenhand geschaffen war, dem Menschen „einen Namen machen" sollte, auf Jahrtausende zu verewigen, in dieser Welt des Todes doch zuletzt nach der Ewigkeit zu greifen, dem Tod und der Vergänglichkeit „tausendjähriger Reiche" zu entfliehen. Daher die Beigaben in den Gräbern, die den Toten zugelegt wurden für die Reise in die andere Welt, jenseits des Todes. Eine Religion, die höchste Schätze der Kunst hervorgebracht hat und doch so erschütternd trostlos ist und gerade, indem sie der Macht der Vergänglichkeit entgehen will, das Ende aller Dinge erst eigentlich demonstriert.

Bei den Pyramiden

Das ist auch ein Teil der Predigt des Ewigkeitssonntages, die uns diese Steine und Denkmäler halten, nicht weniger die ein paar Kilometer westlich vor uns aufstrebenden, aus unzähligen Granitquadern vor uns aufgetürmten Pyramiden. Unvorstellbar diese Quader, die 2000 Kilometer auf Lastkähnen von Assuan den Nil herunterbefördert, vom Fluß zu dieser in der Sonne gleißenden Steinwüste gerollt, ohne Zement und ohne Hilfe von modernen Baumaschinen zusammengefügt und aufgeschichtet.

Mit anderen lasse ich mich dazu ermuntern, durch eine schmale Oeffnung den engen Zugang in das Innere auf unzähligen Stufen mit gekrümmten Rücken zu erklettern, um die königliche Grabkammer in den rechteckigen Ausmaßen des Innenraumes eines hohen Hauses zu sehen — leer und kalt. Der Führer zeigte uns einen sonderlichen Durchbruch der Wand, der Luft von außen in diesen kahlen Raum zuläßt. Auch dahinter die Anschauung dieser Religion derer, „die keine Hoffnung haben", daß diese Luft dem Toten zum Weiterleben, zum Eingang in das Reich der Toten nicht fehlen dürfte.

Drei dieser mächtigen granitenen Zeugen ägyptischer Weltmacht und Kultur sind hier in kurzen Abständen aneinandergereiht. Davor erhebt sich aus dem harten Gestein die uns vielleicht aus Bildern bekannte mächtige Figur der Sphinx, mit dem Gesicht in Richtung nach Kairo: zum Nil.

Der Führer erklärt auf englisch: Der Kopf eines Mannes, die Brust einer Frau, der Körper eines Löwen. — Sie schaut einen fragend an, fast quälend fragend, selbst ein Ausdruck der Resignation: das Leben, die Macht, die irdische Herrlichkeit, ist rätselvoll, unheimlich, undurchsichtig.

In einer ein paar Stufen niedrigeren Tempelruine, in die wir eintreten, hat ein ägyptischer Priester vor Jahrtausenden versucht, die Sphinx, diese rätselvolle Macht zu beschwören, günstig zu stimmen, durch Opfer zu bannen.

Zurück nach Kairo

Die Sonne hat inzwischen ihren höchsten Punkt erreicht. Bald wird sie über der weiten Wüste, als feuriger Ball untergehend, die drei mächtigen wie auf einer riesenhaften Tafel konstruierten geometrischen Figuren in das Spiel ihrer wechselnden Farben und Schattierungen tauchen. Ermüdet treten wir die Rückfahrt zur Stadt an — wieder über den breiten Nilfluß, stärken uns und betrachten staunend die roten und blauen buntbeknöpften Livreejacken des Bedienungspersonals, sonderlich des jüngsten mit rotem Turban bedeckten, aus dem südlichen dunklen Afrika kommenden schwarzen Liftboys.

An der höchsten Stelle der Stadt reizt uns noch die Zitadelle (Festung), der Palast des einstigen Saladins, und vor allem die eindrucksvolle Moschee, von einem dieser islamischen Herrscher vor Jahrhunderten erbaut. Alte bärtige Männer bieten Sandalen an. Hier darf keiner seine Schuhe anbehalten — er muß barfuß oder auf „Hosocken" eintreten. Weiche, kostbare Teppiche bedecken den Boden des weiten Innenraumes. Von der Decke herab hängt eine ganze Anzahl von Kristalleuchtern, die in dem fensterlosen Raum ein dämmriges Licht verbreiten. Zwei Treppen mit reichem Goldschmuck führen zu zwei Türen. Auf der höchsten Plattform wird der Koran, das „Heilige Buch" des Islam, ausgelegt. Eine kleine Gruppe junger Männer murmelt, das Angesicht nach Mekka gewandt, Gebete. Sie fallen auf die Knie, stehen wieder auf und beugen wieder ihr Angesicht zur Erde. Sie lassen sich in ihrer Andachtsübung nicht stören durch uns Touristen. Eine Religion des Gesetzes, der Vorschriften des Koran. (Von hohen und schlanken Türmen, den Minaretten, werden die Gebetszeichen ausgerufen). Ein religiöses Soll ist zu erfüllen, — so hat es Mohammed seinen Gläubigen wie ein Joch auf den Hals gelegt. Keine frohe Botschaft vom Heil der Welt in JEsus! Dennoch können wir nur beschämt lernen von der Unbekümmertheit, mit der sie vor anderen ihren Glauben bekennen.

Noch ein Blick von hier oben auf die unter uns liegende lärmvolle Stadt! In der Ferne südlich am Horizont in den matten Dunst der untergehenden Sonne getaucht und sich doch so klar in ihren geometrischen Formen abhebend, die beiden Pyramiden von Memphis. Lichter über Lichter flammen auf. Kairo bei Nacht. Straßen und Gehsteige quellen geradezu über von Menschen — und von spielenden Kindern. Es gibt keinen Geschäftsschluß. Ein Frisör behandelt seine Kunden bis elf Uhr abends.

Wieder zum Schiff

Noch eine Rundfahrt durch die Stadt. Dann ist auf einsamer 140 Kilometer langer, meist schnurgerader Straße der Scheinwerfer unseres Busses der einzige Lichtfleck in der Einsamkeit der Wüste. Nur Gottes Sterne leuchten über uns. Endlich eine lange Lichterkette am östlichen Himmel: Suez in Sicht! Wir müssen noch lange in dem typisch orientalischen Rasthaus mit den kleinen Läden voller Souvenirs aller Art, offen bis nachts um 3 Uhr, nach der berühmten ägyptischen Königin „Kleopatra" genannt, am Anleger warten. Unsere „Asia" war in der engen Durchfahrt des Kanals und bei dem laufenden Verkehr großer Seeschiffe nur langsam vorangekommen. Mit dem kleinen Zubringerboot fahren wir durch den nächtlichen Hafen. Die leichte Bekleidung macht die nächtliche Kühle fühlbar.

Aber da wird auch der strahlend weiße Schiffskörper der „Asia" sichtbar, er kommt langsam näher und wird verankert. Kräftige Hände halten und werfen die Schiffstaue. Vom Bug der „Asia" ist die Treppe herabgerollt. Endlich sind wir oben. Es ist 4.30 Uhr morgens. Geplant war die Einschiffung um 22.30 Uhr am Abend vorher. Die Schiffsleitung erquickte die übernächtigten Kairofahrer mit wärmendem und erquickendem Tee, der seine belebende Wirkung hat, auch wenn er nicht nach dem heimatlich-ostfriesischen Brauch serviert wird. In Ostfriesland — etwa im Emder Hafen — hätten wir uns diese nächtliche Hafenfahrt nicht leisten dürfen — Ende November — und mit Hemd und Hose und dürftiger Sommerkleidung schon gar nicht. „Wi harrn uns seeker erbarmelk verkollen".

Gossner Mission

Religion ohne Entscheidung

Das ist der Titel eines Buches von Hans Otto Wölber (Vandenhoek & Ruprecht). In diesem Buch wird so etwas wie eine religiöse Bestandsaufnahme versucht, dargelegt am Verhalten der 15- bis 24jährigen Jugend. Ergebnis: Der Mensch duldet es, daß die Kirche da ist, daß in ihr Gottesdienste gehalten werden, daß das Evangelium von Christus gepredigt wird und daß die kirchlichen Handlungen den Menschen begleiten. Das alles ist sogar mit dem Mantel einer gewissen Unantastbarkeit umgeben. Es war immer da. Man will es nicht gerne ändern. Aber man läßt es auch nicht zu nahe an sich herankommen. Man sagt: „Ich weiß ja nicht!" Die Mehrheit verehrt den „Altar des unbekannten Gottes", trotz aller Predigt von Christus und trotz allem Unterricht. Der unbekannte Gott verpflichtet mich zu nichts. Wenn Hans gefragt wird: „Führen mehrere Religionen zu Gott oder nur das Christentum?", so drückt er sich um die Antwort herum. Religion ohne Entscheidung?! Sie ist nutzlos. Aber Christus kann es uns schenken, daß wir sagen: „Ich weiß, woran ich glaube."

Den Menschen entdeckt

Zweifellos ist in Asien der tatsächliche Einfluß der Christenheit wesentlich höher, als die Zahlen zeigen. Die Schicht von Gebildeten weist einen wesentlich höheren Prozentsatz von Christen auf als von Nichtchristen. Bis in die Ministerien hinein stellen die Christen einen erstaunlichen Anteil von führenden Männern und Frauen im öffentlichen Leben. Die Schularbeit der Kirchen, ihre Institute, Hochschulen und Universitäten, ihre Krankenhäuser und Liebeswerke, ihre oft bahnbrechende Arbeit auf sozialem Gebiet verschaffen der Christenheit trotz der zahlenmäßigen Kleinheit einen großen Einfluß. Die Christlichen Kirchen waren es, die gleichsam zuerst „den Menschen entdeckt" haben in Asien, — diese Kreatur, die sonst nur zählt, wenn sie Macht hat durch Reichtum, Adel oder Weisheit, und die millionenfach von Menschenrecht und Menschenwürde kaum etwas weiß und auf Menschlichkeit nur selten rechnen kann. Dieser Mensch sah sich zum ersten Male im Evangelium angesprochen von dem Wort der Liebe.

Lebenserfüllung im Dienen

Eine junge Diakonisse wird von einer Schulkameradin gefragt, was sie denn als Gemeindeschwester zu tun hat. Diese erzählt aus ihrem Dienst und von dem täglich neuen Erleben, von Gesunden und Kranken, von Dankbaren und Undankbaren. Sie erzählt von einer im Sterben liegenden Frau, die sie nun schon seit Monaten betreut. — „Das könnte ich nicht!", war die rasche Entgegnung der Freundin, „das brächte ich nicht fertig!" Und die Antwort der Schwester: „Ich auch nicht! — Ich auch nicht, wenn nicht JEsus in mein Leben getreten wäre! Früher habe ich genauso geredet. Aber heute sehe ich die Menschen mit den Augen JEsu an und finde meine Lebenserfüllung im Dienen und Lieben auch ohne Dank oder Lohn!" — Und du?

Die erste Liebe

In seinem Buch „Ich gedenke der vorigen Zeiten" erzählt der Tübinger Theologieprofessor Karl Heim: „Ein Erlebnis möchte ich erwähnen, weil es für mein inneres Leben von großer Bedeutung war. Ich wurde an Sonntagen nicht bloß in die Kirche mitgenommen, sondern auch in den Kindergottesdienst geschickt und kam dabei in die Gruppe, die von Fräulein Schwarz geleitet wurde. In dieser Sonntagsschullehrerin trat mir zum ersten Male eine noch jugendliche Persönlichkeit entgegen, in der das ganz lebendig war, was Offenbarung Johannes „die erste Liebe" genannt wird, diese heilige Flamme, die tief im Herzen brennt. Wenn diese Lehrerin mitten unter uns saß und an Hand eines Textes vom Heiland erzählte, wie Er dem Aussätzigen, dem alle Menschen aus dem Wege gingen, Seine Heilandshand auflegte oder dem Blinden die Augen öffnete, da strahlte aus ihren Augen eine solche Liebe zu JEsus heraus, daß wir unter ihren einfachen Worten die wärmende und glaubensstärkende Kraft dieser Heilandsliebe persönlich spürten!"

Gott sieht auf das Niedrige!

Abenteuerlich will uns die Geschichte der beiden ersten Missionare der Brüdergemeinde dünken, die Zinzendorf 1732 nach St. Thomas in Westindien entsandte. Bei einem Besuch am königlichen Hof in Kopenhagen lernte er den „Hofneger Anton" kennen und nahm ihn mit nach Herrnhut, damit er dort von der elenden Lage seiner Brüder auf den Plantagen in Westindien berichte. Die Erzählung bewegte die Hörer tief, und man beschloß, Boten des Evangeliums von der Liebe JEsu zu ihnen zu senden. Mit einem winzigen Geldbetrag fuhren sie aus; Zinzendorf war gewiß, sie könnten sich als Handwerker die unentbehrlichen Mittel verdienen. Ueberraschend schnell verstanden die Neger die Heilsbotschaft; den Besitzern der Plantagen mißfiel aber ihr Dienst, und sie warfen sie ins Gefängnis. Erst ein Besuch Zinzendorfs verschaffte ihnen die Freiheit wieder. Die Neger aber wußten, daß Gott auch auf sie sah, die sonst in der Welt nichts galten; und an einer neuen Stelle der Welt wurde nun das Lob Gottes hörbar.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

JEsus, Du Sohn Davids, erbarme Dich mein", so rief der Blinde den Heiland an, als er hörte, daß JEsus vorüberging. So dürfen wir alle, ob krank oder verunglückt, ob in der Genesung oder alt, uns an den Heiland wenden: „Erbarme Dich mein." JEsus hat Zeit für uns und den Willen, dir zu helfen. Zwar wird Er anders dir zurechthelfen, als du es dir denkst. Damals half Er dem Blinden bei Jericho, indem Er ihn wieder sehend machte mit dem Erfolg, daß dieser fortan JEsus nachfolgte. Heute hilft Er manchem blindgeborenen Kinde zur Freude der Eltern, Verwandten und Bekannten, indem Er blinden Kindern den Glauben schenkt, daß JEsus ihnen helfen wird. Und wir, die wir sehen können, müssen uns dann immer wieder wundern, wozu Blinde zu gebrauchen sind. Die einen sind musikalisch sehr begabt, andere sind zuverlässig in der Technik, wieder andere flechten und binden Körbe aller Art. Keiner braucht mehr zu betteln, sondern sie alle können zur Ehre Gottes und zum Erstaunen der Mitmenschen ihr täglich Brot verdienen. Ihr Gebet und das Gebet der Angehörigen ist erhört und wird täglich vielen zur Veranlassung neuen Dankens.

Welche Art von Krankheit oder Elend du hast, halte dich an JEsus, daß Er dir helfen möge. Du wirst es erleben, daß Er deines Angesichtes Hilfe und dein Gott ist. Aber wie Er hilft, wann Er dein Unglück wendet, das mußt du Ihm überlassen. Zunächst muß Er bei dir erreichen, daß du zu der Erkenntnis kommst, weshalb du einen Heiland nötig hast, der für dich gelitten hat und für dich in den Tod gegangen ist, nur damit du nicht möchtest sterben noch ewiglich verderben. Wenn dir dafür das Licht aufgegangen ist, dann kommst du in die Erkenntnis, wozu der Heiland dich in deine Not hat kommen lassen. Du kannst andere Dinge tun als dein alltäglich Werk und kannst dadurch vielen zur Freude werden. Kommt es anders, als wir *gedacht hatten, so* kommt es besser!

Natürlich gibt der Heiland auch zu Seiner Zeit vielen wieder völlige Genesung, aber Er möchte dann auch in gesunden Tagen HErr deines Lebens bleiben, so daß wir täglich bitten: JEsu, Du Sohn Davids, erbarme Dich mein, — daß ich nicht in Anfechtung zu Fall komme, daß ich zunehmen möge an Erkenntnis Deiner Güte und Gnade, daß ich etwas werde zu Lob und Ehre Deines Namens. Das treibt uns zu dem Gebet: „HErr JEsu, Davids Sohn, hilf, daß allhier auf Erden den Menschen weit und breit Dein Reich bekannt mög' werden zur Seelen Seligkeit."

G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Sechster Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Der Blick auf Sinai

Als die müden Kairofahrer aus ihren Kojen auf Deck erscheinen, ist die „Asia" schon ein gutes Stück im Roten Meer. Wieder blauer Himmel und ein paar zerstreute Wolkenfetzen. Das immer gleiche beständige Wetter. Einige jüngere Passagiere genießen auf Deck die Möglichkeit, sich im Swimming-Pool zu tummeln und zu erquicken. Im Schatten der Schiffsaufbauten oder unter Zeltplanen läßt es sich bei leichter erfrischender Brise wohl aushalten.

Ich verbessere meine noch recht mangelhaften Kenntnisse im Englischen und versuche auch — wir sind ja auf einem italienischen Schiff, — mich ein wenig im Italienischen zu üben. Dabei kommt mir mein in der Schweiz erstandenes Vier-Sprachen-Evangelium nach Lukas gut zustatten, das den Text außer in den obengenannten Sprachen noch deutsch und französisch wiedergibt.

Die „stille Zeit" mit täglicher Schriftlesung möchte man doch nicht entbehren. Der Kämmerer aus dem Mohrenlande, der uns hier in der Nähe der Landbrücke zwischen Afrika und Asien noch nähergerückt zu sein scheint, ist dafür das immer wieder wirksame Leitbild.

Die „New English Bible" (die neue autorisierte englische Bibelübersetzung), zunächst in der Ausgabe des Neuen Testamentes, die mir bei einem Englandbesuch einmal ein früherer Konfirmand in London geschenkt hat, gehört auch zu meinen Reisebüchern. Es sind viele Reisende, die außer anderer Literatur die Bibel oder irgend ein anderes zur Meditation anregendes Buch lesen.

Aber da kommt auffallend Bewegung in die Reihe der Ruhenden, auf Liegestühlen ausgestreckten oder in Gruppen beieinander stehenden Gesprächspartner. Sie treten an die Reling und schauen nach Osten. Das verhältnismäßig schmale Meeresbett gibt den Blick frei auf die Küste, auf Berge — hohe und noch höhere. Der Sinai wird sichtbar, einer der Spitzen jenes gewaltigen, wenn auch für das Auge sich nur in zarten Konturen vom Horizont abhebenden Bergmassivs. Durch den anderen Arm des Roten Meeres, durch den die Sinai-Halbinsel gebildet wird, hat der moderne Staat Israel auch zum Süden — zum Indischen Ozean Zugang.

So spannt sich der Bogen der Geschichte Gottes mit Seinem Volk und den Völkern von Moses Tagen, von der Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft bis zu der Sammlung Israels im neuen Staat — nach der Verfolgung der jüngsten Vergangenheit. Und in der Mitte dieser Geschichte steht der Hügel Golgatha — JEsus, der Gekreuzigte und Auferstandene — der Heiland für alle Völker und HErr der Welt und Seiner weltweiten Kirche. Johannes, der Jünger und Evangelist, kommt mir in den Sinn mit seinem Weihnachts- und Epiphaniaswort: „Das Gesetz ist durch Mose gegeben, die Gnade und Wahrheit ist durch JEsum Christum geworden".

Das Rote Meer liegt hinter uns.

Als wir am Morgen des 24. November erwachen, liegt unsere „Asia" im Hafen von Aden. Das Rote Meer liegt hinter uns. Merkwürdige und kahle, gezackte, jeglicher Vegetation bare Felsen geben diesem wichtigen Stützpunkt im gleichnamigen Golf etwas Trostloses, fast unheimlich Gespenstisches. Vor undenklichen Zeiten aus dem Erdinnern geschleuderte glühende, nun erstarrte Lawa-Ablagerungen eines erloschenen Kraters. Eine weite Bucht, ebenfalls mit wie Toteninseln wirkenden mächtigen felsigen Brocken kahler Berge, die gut unter Kontrolle gehalten werden kann, öffnet sich zum Indischen Ozean. Südlich der Seeweg an Afrikas Küste entlang. Hinter dem nahen Somaliland liegt Abessinien, die Heimat des Kämmerers und heute das Arbeitsfeld der Hermannsburger Mission und der jungen äthiopischen lutherischen Kirche.

Bevor die Weiterfahrt jetzt endgültig der Küste des großen Subkontinents Indien zu in östlicher Richtung verläuft, können die Passagiere auf eigene Verantwortung an Land gehen. Zwei junge, blonde und helläugige englische Soldaten in braunen Uniformen und mit geladenem Karabiner bewachen die Eingangshalle zum Landungssteg. Mit dem schnellen Jeep kontrolliert britische Militärpolizei diesen gefährlichen Wetterwinkel Südarabiens. Dahinter liegt der „Jemen" und die weite auf der Karte meist als menschenleeres Wüstengebiet gekennzeichnete arabische Halbinsel. Nicht nur geologisch, sondern auch politisch ist hier vulkanischer Boden. Hier traut einer dem anderen nicht. Und ich traue den Waren und Geld anbietenden und auf mich einredenden arabischen Händlern und Wechslern auch nicht.

Noch eben die malerische Freimarke mit dem Aufdruck South Arabia, die schon auf die baldige Uebergabe auch dieses Stützpunktes des einstigen englischen Weltreiches hinweist, auf die in Richtung Heimat abgehende Post geklebt, dann schnell wieder an Bord. Mit ihren von Wandbehängen, Tüchern und anderen Souvenirs bis obenhin gefüllten kleinen Booten kommen die geschickten Bootsführer unmittelbar an die „Asia" heran und preisen ihre Waren an. In Körben an Stricken hochgezogen, gehen die bunten Erzeugnisse eingeborenen Kunsthandwerks oder auch — schwer zu unterscheiden — kitschigen Machwerks nach oben, und denselben Weg gehen Englische Pfund, vielleicht auch Dollars und italienische Lire oder die harte deutsche DM nach unten. Ich mußte an die scheinbar sehr plausible Antwort denken, die nach einem Gespräch, wie es Wilhelmine Siefkes in einem ihrer köstlichen plattdeutschen Vertellsel aufgeschrieben hat, auf die Frage gegeben wird, was denn eigentlich der Unterschied zwischen Kunst und Kitsch sei: „Dat will ick di beliekteken, min Leew: Kitsch, dat is dat, wat moj is, un Kunst is dat, wat wi Lü nich begriepen."

Kurs Ost!

Die „Asia" hat inzwischen durch eine schwimmende Tankstation B. P. sich neu mit dem nötigen Brennstoff eingedeckt. Die Taue werden von dem an dem Ausfahrtmanöver beteiligten Schleppern gelöst. Die Besatzung der Kleinen grüßt noch einmal mit der Auslösung ihrer Schiffssirene und freundlichen Zurufen an die Passagiere, dann laufen auch die Motoren der „Asia" wieder auf vollen Touren.

Der Kurs ist jetzt Ost. Nächste Landungsstelle ist Karachi (West-Pakistan), wo ein gut Teil der uns nun schon ein wenig bekannten Mitreisenden aussteigen werden. Am Nordrand des Horizonts sieht man zeitweilig noch die Küste Saudi-Arabiens, dann bietet sich dem Auge wieder die ununterbrochene Fläche des Ozeans, nur durch das blaue Himmelsgewölbe begrenzt, bis dann — immer wieder ein erhabener Anblick — gegen fünf bis sechs Uhr die Sonne „das große Rund" mit ihrem scheidenden Licht bemalt, in einzigartig zarten Pastellfarben, die sich in der leichtbewegten Wasserfläche spiegeln, — eine leuchtende Spur der Schöpferherrlichkeit Gottes: „Der Du gemacht hast den Himmel und die Erde und das Meer...", so rühmen es die großen Lobgesänge der Bibel.

Gut drei Tage benötigt die „Asia" für die Strecke nach Karachi, wobei sie — so zeigt es uns auch die täglich ausgehängte Seekarte mit der jeweiligen Position des Schiffes an — den Golf von Omar und den davon nördlich sich ausbreitenden Persischen Golf in direktem Kurs auf Karachi links liegen läßt.

Der 1. Advent an Bord

Vor unserer Ankunft erleben wir noch einen Sonntag — es ist der erste Advent — an Bord. In dem größten Raum der Touristenklasse, der „Lounge", werden Stühle und ein Tisch am Kopfende für den Gottesdienst hergerichtet. Durch die Bullaugen zur Rechten und zur Linken bleibt auch im geschlossenen Raum für unser Bewußtsein das Weltmeer — jetzt in leichter Bewegung den mächtigen Schiffskörper tragend — immer gegenwärtig.

(Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

er weltberühmt, nachdem es ihm gelang, in Dampfmaschinen die Hitze des Dampfes auf 350 Grad zu steigern und diese Erfindung auf Lokomotiven zu übertragen.

In seiner Schulzeit — Wilhelm Schmidt wurde am 18. Februar 1858 in Wegeleben bei Halberstadt geboren — fiel ihm das Lernen keinesfalls leicht, da er nur das behalten konnte, was er wirklich erlebt und innerlich geschaut hatte. Aber gerade diese „innere Schau" der Dinge war das Gebiet, wo Gott ihn segnen wollte. Nach beendeter Schlosserlehre ging Schmidt auf die Wanderschaft und lernte dabei Deutschland kennen. Bald wurde der junge Handwerker von den Fragen nach Sinn und Ziel des Lebens überfallen. In der Herberge zu Dresden verkaufte ein Geselle ihm ein Neues Testament. Das Wort Gottes wurde ihm zum Licht auf seinem Wege. Schmidt stellte sein Leben unter die Führung Gottes.

Durch scheinbar zufällige Begebenheiten kam er bald in enge Freundschaft zu Professoren der Technischen Hochschule, die erstaunt waren über seine großartige technische Begabung. Man wollte ihm ein Studium ermöglichen, aber er lehnte ab. Als freier Erfinder ging Schmidt seinen Weg. An seiner Arbeit kann man ablesen, daß alles, was wir schaffen, letztlich Gabe Gottes ist. Wenn ihn eine Erfindung umtrieb, waren die körperlichen und geistigen Kräfte in höchstem Maße angespannt, bis ihm die Lösung des Problems geschenkt wurde. In merkwürdig direkter Weise lebte er so unmittelbar aus Gottes Hand.

Als Christ sah er sehr deutlich, daß mit der technischen Entwicklung längst nicht alle Probleme des Lebens gelöst sind: „Was nützen alle Erfindungen, wenn die Welt in Blut und Tränen untergeht?" Mit dem klaren Blick eines Propheten sah und durchlitt er im voraus die Katastrophe des Weltkrieges. „Die Not meines Volkes tötet mich!" — so schrieb er in sein Tagebuch. Unermüdlich betete er für die Rückkehr der Völker zu Gott. „Erstirbt die Sonne, so stirbt die Erde; verachtet die Menschheit Gott und Seinen Christus, so geht sie durch die Macht des Bösen zugrunde. Alle unsere Siege und Opfer sind vergebens, wenn wir nicht an unsere Brust schlagen und zu Gott zurückkehren."

Die ungeheure seelische Last, die er stellvertretend für viele trug, brach schließlich seine Kraft. Mitten in der Arbeit an einer besonderen Erfindung — es ging um die Nutzung der in den tropischen Meeren angesammelten Sonnenwärme — brach er zusammen. Die großen Verheißungen der Schrift standen wie Himmelslichter über der Leidensnacht seiner letzten Tage. — Am 16. Febr. 1924 ging Wilhelm Schmidt heim, eine der seltenen, gerade auch in unserer Zeit so notwendigen prophetischen Gestalten.

mbg

Ein Gruß ins Krankenzimmer

JEsus wurde vom Teufel versucht: „Bist Du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden." Obwohl JEsus Hunger hatte, antwortete Er dem Teufel: „Es steht geschrieben: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht." Wer etwa schon 40 Tage im Krankenzimmer gelegen hat, hat wohl gemerkt, daß die Genesung nicht allein am Essen und Trinken liegt. Wenn er mit Danksagung gegen Gott sein täglich Brot gegessen hat, hat er schon eine rechte Haltung eingenommen. Und wenn er dazu noch täglich ein Wort Gottes liest und es sich wiederholt, dann hat er etwas getan in der Nachfolge JEsu, obwohl er nicht zu hungern braucht wie einst JEsus in der Wüste. Kaufe die Zeit deiner Krankheit aus, um wirklich neben dem Essen und Trinken dich zu sättigen mit dem Brot des Lebens, das du in der Bibel, im Gesangbuch, im Wochenspruch des Tages hast. Vielleicht wirst du in gesunden Tagen dann nicht mehr ohne Gottes Wort leben.

JEsus wird dem Geiste nach vom Teufel versucht: „Bist Du Gottes Sohn, so stürze Dich hinab von der Zinne des Tempels." JEsus antwortete: „Es steht geschrieben: Du sollst Gott, Deinen HErrn, nicht versuchen." So versucht mancher Kranke heimlich Gott, indem er tut, was er nicht darf. Ist auch wohl des Arztes Anordnung oder Verbot nicht gerade Gottes Gesetz, so ist es doch für einen Menschen des Glaubens so, daß er für den Arzt Gott um rechte Weisung und Hilfe bittet und dann auch des Arztes Anordnung als von Gott ihm gegeben ansieht. Wie dankbar müssen wir sein, daß wir gläubige Aerzte haben, die auch mit Gott an ihre tägliche Arbeit gehen und sie mit Freudigkeit und Verantwortung tun. Um so mehr sollte ein Kranker täglich sein Gebet für den Arzt tun, damit durch ihn vielen Kranken geholfen und der Name unseres Heilandes geehrt werde.

Der Hauptangriff des Teufels geht auf die Seele des HErrn: „Das alles — die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit — will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest." Wie mancher Kranke hat schon heimlich seinem Glauben an Gott abgesagt, weil Gott ihm nicht so geholfen hat, wie er es sich gedacht hat. Heimlich hat er dem Teufel die Erlaubnis gegeben, ihm zu helfen, damit er wieder gesund werden und zu Ehren kommen könne. JEsus antwortete: „Du sollst anbeten Gott, deinen HErrn, und Ihm allein dienen," dazu gehört, daß du dir immer wieder sagt: „Es kann mir nichts geschehen, als was Er hat vorgesehen und was mir selig ist." Bete Ihn an in deiner Not und Trübsal und danke Ihm, daß du noch zu Ihm aufsehen kannst. „Er kann alles wenden, wie nur heißen mag die Not." Und dienen sollst du Ihm allein in deiner Krankheit. Ja, du kannst große Dinge leisten in deiner Krankheit durch die tägliche Fürbitte für Arzt und Schwester und die vielen Helfer; für deine lieben Angehörigen und daß sie dich immer getrost antreffen möchten. Du kannst dem Heiland dienen, indem du deinen Angehörigen ein Wort des Heilandes sagst, das dir lieb geworden ist. Und wenn du angefochten wirst vom Satan, daß du nicht mehr allein auf den Heiland dich verlassen solltest, dann antworte ihm: „Es steht geschrieben: Hebe dich weg von mir, Satan! — Du sollst anbeten Gott, deinen HErrn, und Ihm allein dienen."

G. Sch.

Bischof Dr. Otto Dibelius †

Im hohen Alter von 86 Jahren ist der frühere Bischof von Berlin-Brandenburg, D. Dr. Otto Dibelius, in Berlin gestorben. Der Heimgegangene gehörte zu den bedeutendsten Kirchenführern der Ev.-luth. Kirche Deutschlands und galt bei den Christen in aller Welt als unerschrockener Prediger und unbeirrbarer Verkünder des Evangeliums. Nach dem politischen Umsturz im Jahre 1933 schloß er sich der Bekenntniskirche an und blieb trotz aller Behinderungen im Amt durch die Machthaber jener Zeit unbeugsam in seiner Glaubensfestigkeit. Nach 1945 wurde Dr. Dibelius zum Bischof von Berlin-Brandenburg gewählt und verwaltete dieses hohe Amt bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand. 1948 wurde er Mitglied des Weltkirchenrates, und 1949 berief ihn die erste Generalsynode zum Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Eine Würdigung des Lebens und Wirkens des Heimgegangenen bringt der „Ostfriesische Sonntagsbote" in der nächsten Ausgabe.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Siebenter Bericht von Pastor Addicks-Filsum.

Die kleine Schiffsgemeinde feiert gemeinsam den ersten Advent. Kräftig ist der Gesang der kleinen Schar aus den für diesen Zweck bereitliegenden englischen Liederbüchern. Ein Psalm wird im Wechsel zwischen Pfarrer und Gemeinde gesprochen. Der auch nach Indien zugleich als Geistlicher wie als Leiter einer Farm, die von der Hilfsorganisation „Freedom from hunger" (Freiheit vom Hunger) unterhalten wird, einreisende irländische Pfarrer, der reformierten Kirche angehörend, hält die Predigt, zu der er das Evangelium vom Sturm auf dem Meer verlesen hat. „Don't be afraid", fürchtet euch nicht, das ist der biblisch nicht nur hier immer wiederholte tröstliche Zuspruch aus dem Munde des HErrn. „Trust to JEsus", Vertrauen zu JEsus. Er ist mit uns im Boot. Das ist die frohe Botschaft.

Auch in dieser aus der Situation heraus gewählten Textstelle hören wir mit dem Kirchenjahr Lebenden den adventlichen Ton heraus, der im Wochenspruch der ersten Adventswoche aufklingt und ein paar Stunden später im heimatlichen Gottesdienst unter dem Adventskranz der Tenor aller Verkündigung und alles Singens ist: „Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer". Die Frau des baptistischen englischen Predigers, der in die Mission in den Norden Pakistans geht, begleitet den Gemeindegesang auf dem Klavier. Ein Geistlicher der anglikanischen Kirche tut den Küsterdienst und übernimmt zugleich die Aufgabe unserer Kirchenvorsteher, er reicht den Kollektenteller herum und überreicht ihn dem Prediger als dem Leiter des Gottesdienstes — auf den „Altartisch". Sieben engl. Pfund (82.— DM) ist das erfreuliche Ergebnis dieses „Schiffsopfers", das den italienischen Unwettergeschädigten zugute kommen soll.

Am Sonntag vorher hatte unser lieber Mitreisender Pastor Dr. Dell, der das Amt eines theologischen Lehrers am College unserer lieben Gossner-Kirche in Ranchi für einige Jahre versehen wird und aus der hessischen Kirche kommt, den Dienst der Verkündigung in vorzüglichem Oxford-Englisch übernommen. Auch eine Freundlichkeit unseres HErrn, daß Sein Wort an keinem Sonntag schwieg und daß solche unter uns sind, die diesen Dienst fröhlich tun und auch wegen der zumeist englisch sprechenden oder verstehenden Zuhörer dazu geschickt sind.

Karachi

Zwischen Halbschlaf und Wachen auf den übereinander an der äußeren Bordwand installierten schmalen Ruhelagern unserer kleinen Kabine bemerken wir schon, daß das monotone Geräusch der Schiffsmotoren sich verändert hat. Das dauernde Vibrieren des Schiffskörpers, an das sich der Reisende normalerweise bald gewöhnt, kommt zur Ruhe. Die Uhr, am Sonntag schon wieder und diesmal um eine Stunde vorgestellt, zeigt vier Uhr früh. Die „Asia" hat am Kai von Karachi festgemacht.

Bei Tagesanbruch bietet sich uns das Bild des Hafens, der große Lagerschuppen, des Baues — direkt gegenüber dem Schiff — der der Zollabfertigung dient, vor allem der Ausschiffung der Reisenden, die hier am vorläufigen Ziel ihrer Reise angelangt sind und in Pakistan verbleiben. Eine junge Aerztin, die im Auftrag von „Brot für die Welt" in einem von einer unserer Freikirche geleiteten Hospital irgendwo im Norden des Landes nahe der Grenze Afghanistan arbeiten will, der Vertreter einer weltbekannten Herstellungsfirma vieler Arzneien und Heilmittel, aus Leverkusen (Rheinland), die hier eine ihrer Filialen in Uebersee hat, eine freundliche ältere Reisegefährtin, auch aus Leverkusen, die sich auf das Wiedersehen mit ihrem Sohn und seiner Familie freut, der hier in Karachi als Kaufmann in einer deutschen Außenhandelsfirma tätig ist.

Eine kuriose Stadtfahrt.

Bis abends bleibt das Schiff hier liegen. Es ist Gelegenheit, diese erste Stadt des indischen Subkontinents, die Hauptstadt dieses 1947 nach Beendigung der englischen Kolonialherrschaft von dem übrigen Indien abgetrennten Moslem-Staates Pakistan zu besuchen. Ein dunkelhäutiger Pakistani macht sich an uns heran. Er gibt es nicht auf, uns seine Pferdedroschke für eine Rundfahrt durch die Stadt anzubieten. Ein holländischer Missionsmann, der sich in Hindi mit ihm verständigen kann, wird mit ihm um ein engl. Pfund einig. Wer zu Hause das Handelsgeschäft nicht versteht, hier kommt er nicht drum herum. Die Hälfte muß er gleich abhandeln. Dann zuckelt der nicht gerade wohlgenährte, an seinen Herrn und an das klapprige, auf unzähligen Stadtfahrten abgenutzte Gefährt hinter ihm gewöhnte Gaul die sechs Kilometer lange baumlose Straße vom Hafengelände bis zur Innenstadt herunter. Ein etwas kurioses Bild, zugleich für uns im völlig bis aufs abgelegenste Dorf motorisierte Bundesdeutschland „historisch" geworden, unwiederbringlich der Vergangenheit angehörig — und doch: Aus dem offenen Wagen genießt man bessere Rundsicht, als es die lukrativsten Limousinen anbieten können. Immerhin hat Jimmy's Droschke für sechs Touristen Platz und hält erstaunlicherweise auch der Belastung der nicht gerade „Leichtgewichtler" stand. Oben auf dem hohen Bock Jimmy selbst, hinten, mehr anhängend als stehend, sein jüngerer ihn begleitender „Kollege". Es scheinen sich hier wie in Indien immer gleich zwei in den bescheidenen Verdienst zu teilen. So sind wir acht. Ein italienischer Mönch in seiner braunen Ordenstracht mit sorgfältig gestutztem Vollbart oben neben Jimmy auf dem Bock. Im Rücksitz ein deutscher Regierungsdirektor (bei der Nato in Beamtenstellung) und seine Frau, zwei holländische Missionspriester, der eine zugleich Arzt, und ich auf dem zweiten Sitz.

Eine ebenso kuriose Gesellschaft, die sich vermittels des gerade für diesen Zweck genügenden bescheidenen englischen Wortvorrats unseres eingeborenen Führers auf die Hauptsehenswürdigkeiten dieser ersten Stadt, die wir im asiatischen Raum besuchen, hinweisen läßt: Das bunte Getriebe der Innenstadt, der eigentlichen Altstadt mit ihren zur Straße offenen Shops (Läden) jedes möglichen Gewerbes und Handels —, wie auf die Neubauten, meist Regierungsgebäude, wie auch auf einige im Stadtbild außer den Moscheen auffallenden englischen (anglikanisch und methodistisch) und römisch-katholischen Kirchen in einem Land, in dem der Islam Staatsreligion und Christen gleich welcher Konfession keine Regierungs- oder Beamtenstellung bekleiden können.

Um uns herum, besonders auf jeder Kreuzung, das Gewimmel der kleinen lustig-bunten dreirädrigen Motortaxen, der Eselskarren und — zum ersten Male von uns gesehen — ein von einem Kamel gezogener und im Verkehr schwer zu lenkender vierrädriger Wagen und, sich zwischen all diesen Verkehrsteilnehmern zusätzlich Fußgängern und Radfahrern geschickt rechts und links hindurchwindend, Autos jeden Alters und Typs.

Zum Stadtbild gehören die völlig verhüllten, schwarzgekleideten Moslemfrauen wie die Männer mit dem typischen Moslem-Käppi. Vor einer Bank präsentieren sich in bunten Uniformen, mit respektablen Karabinern und Patronengürteln bewaffnet, Polizisten, Hüter in- und ausländischen Geldes. Vielleicht überlegen sich unsere Bankinstitute in Deutschland auch noch, ob dieser bewehrte Schutz nicht nachahmenswert in unserem Wirtschaftswunderland ist, wo zumal auch kleine ländliche Sparkassen Ziele räuberischer Einbrüche geworden sind, bei uns so nötig wie hier in einer Welt, wo die Armut sich gierig, bettelnd, aber auch gewalttätig nach dem aufgehäuften Mammon ausstreckt.

Unvergeßlich diese Droschkenfahrt, die uns diesen großartigen und doch auch verwirrenden und bedrückenden Blick tun läßt in dieses echt orientalische Gewimmel und Gedränge bis hinein in die hintergründigen Ecken und Winkel der unzähligen Shops und ebenso zahlreichen Tee- und Kaffeestuben, die für die an ostfriesische und holländische Sauberkeit gewöhnten Augen nicht gerade — selbst bei Teedurst — einladend sind.

Zwei Stunden dieser Fülle von Eindrücken genügen, um — zumal in der merklich heißer werdenden mittäglichen Sonne dieses in Deutschland sicher grauen oder regnerischen Novembertages — müde, unlustig zu weiterem und schnell bereit zur Rückfahrt zu machen.

(Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

dest wären vonnöten. Aber dann heißt es sogleich: Wie kann ein Gott, der angeblich uns Menschen so sehr lieb hat, uns so sehr strafen? Daß uns der HErr nicht züchtige, können wir getrost in unsere Gebete einschließen, andererseits können wir etwa als Betroffene am allerwenigsten das rechte Maß erkennen. Nicht einmal der Hinweis auf die Leidensgeschichte Christi fruchtet in solchen Augenblicken etwas. Aber manches Mal erkennen wir später...

HErr, dann verzeihe unseren Unglauben. Wir waren blind, aber Du hast uns die Augen geöffnet. Doch nun, sehend im Glauben, wollen wir unbequeme Rufer sein — zum Lobe und Preise Gottes. Dieter Struck

Ernst Moritz Arndt († 29. 1. 1860),

erwies sich als ein Großer dadurch, daß er nicht in Verbitterung fiel, obgleich er seines Amtes enthoben wurde und zwanzig Jahre auf die Wiederherstellung seiner Ehre warten mußte. Damals schrieb er an seine Schwester Dorothea: „Diese Zeit, die Könige, Fürsten und Herren umhergetrieben hat, kann auch einen Professor einmal zu einem Bettler machen und ihn auf die Probe stellen, ob er den linnenen Kittel und Kartoffeln mit Salz ertragen kann. Die Frage ergeht dann, ob der Glaube standhält."

Zwanzig Jahre später ist er noch derselben Ueberzeugung: „Ich habe diese Demütigungen, nachdem ich mich über die ersten Plagen besonnen und gefaßt hatte, wirklich so hingenommen als ein Verhängnis des ausgleichenden und gerechten Gottes, der mich für manche trotzige und kühne Worte hat bezahlen lassen wollen, und dies hat mich, wofür ich Gott noch mehr danke, vor jener Erbitterung und Verfinsterung behütet, wodurch die meisten in solche Geschichten verflochtenen Männer traurig untergehen."

Frage und Antwort:

Frage: Wir kennen doch alle die Leidensgeschichte JEsu. Warum finden dann jedes Jahr die Passionsgottesdienste statt, wo die Leidensgeschichte immer vorgelesen wird?

Antwort: Zunächst möchte ich die Gegenfrage stellen: Kennen wir denn die Geschichte vom Leiden und Sterben unseres HErrn wirklich? Von mir muß ich jedenfalls sagen, daß ich noch jedes Jahr etwas mir bisher Unbekanntes daraus kennenlerne und Einzelheiten entdecke, über die ich sonst hinweghörte oder hinweggelesen habe. Es ist bei dieser Geschichte so wie beim Betrachten der alten Passionsaltäre, z. B. in Arle, Aurich oder Loquard. Immer wieder, wenn man sie betrachtet und genau hinsieht, fällt einem noch etwas Neues auf. Also, um die Geschichte wirklich „zu sehen, die da geschehen ist", hören wir sie wieder und wieder.

Aber die Sache liegt noch tiefer. Wir müssen nach dem Sinn der Passionsgottesdienste fragen. „Die Geschichte sehen", das ist, wie zu Weihnachten, so auch beim Leidensweg des HErrn, nicht nur äußerlich zu verstehen, wir blieben sonst Zuschauer bei den Ereignissen von damals. Es genügt auch nicht, wenn wir uns wieder einmal entrüsten über so viel Ungerechtigkeit und Bosheit, wie sie sich beim Prozeß und bei der Kreuzigung des HErrn zusammenballten und austobten. Wir sammeln uns immer aufs neue um diese Geschichte, um sie andächtig zu betrachten, damit es zu einem Sehen mit dem eigenen Herzen komme. „Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem" (Luk. 18, 31), sagt der HErr. Und wir antworten im Liede: „Lasset uns mit JEsu ziehen... (EKG 252) Damit schließen wir uns selber mit ein in das „Wir" des HErrn. Jahr für Jahr sind wir gerufen, mitzugehen auf dem Kreuzweg unseres HErrn. Jeder von uns hat seinen Platz in dieser Geschichte. Unsere ureigene Sache wird hier verhandelt. Für uns und unsere Sünde ging Er ans Kreuz, für uns hat Er den Sieg errungen. Wer von uns will sagen, daß er das immer wüßte und ohne Zweifel immer daran glaubte? Deshalb kommt das alle Jahre neu, daß wir gerufen werden, uns in diese einzigartige Geschichte mit all' ihren Stationen von Gethsemane bis Golgatha und dann bis zum Ostermorgen zu versenken!

Das haben die Christen schon in alter Zeit getan. Gewiß sind schon die Christen der Urgemeinde in Jerusalem in andächtiger Erinnerung den Weg immer wieder einmal gegangen, den JEsus damals hatte gehen müssen, und vor ihrem inneren Auge wurde neu lebendig, was sich auf diesem Wege, an jener Straßenkreuzung, am Stadttor und auf Golgatha zugetragen hatte. Später sind daraus die „Stationen" entstanden, 7 oder 12 oder 14 Stationen, wie wir sie bei den katholischen Mitchristen finden.

Nur wenn ich meinen Platz in dieser Geschichte finde, wird diese Zeit im Jahr der Kirche für mich nicht umsonst sein. Dann verstehe ich auch, daß der Kreuzweg des HErrn seine Spuren in mein Leben einprägen will. Und dabei läßt sich, besonders in der „Fastenzeit", das geistliche Leben von der äußeren Lebenshaltung auch bei den evangelischen Christen nicht trennen. C. Oe.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Das Sonntagsevangelium schildert uns, wie eine Mutter den Heiland um Erbarmen anruft, weil ihre Tochter von einem bösen Geist befallen ist und übel geplagt wird. Die Mutter läßt sich weder durch den Heiland noch durch die Jünger davon abbringen, daß der Heiland ihr helfen kann und will, bis sie das erlösende Wort hören darf: „Dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst." Die Mutter war richtig krank von der Macht des bösen Feindes an ihrer Tochter. Darum bittet sie auch: „Erbarme Dich mein". Sie konnte nicht eher wieder gesund und arbeitsfreudig werden, als bis ihre Tochter von dem bösen Geist befreit wurde. Nun wurden beide wieder gesund, die Tochter und die Mutter.

Wieviele Mütter sind heute deswegen krank, seelisch krank und nicht mehr fröhlich in ihrem Tagewerk, weil ihre Tochter oder ihr Sohn dem bösen Feind anheimgefallen ist. So manche Ehe geht wieder auseinander, weil beide Eheleute nicht den Heiland als ihren HErrn anerkennen. Und nach der Ehescheidung sind beide doch nicht glücklich. Ein böser Geist hat sie auseinander geführt und läßt sie trotzdem nicht in Ruhe. Vielleicht kennst du in deiner Familie oder größeren Verwandtschaft einen Menschen, der von einem bösen Feind übel geplagt wird. Bete für ihn, bitte den Heiland, daß Er sich erbarmen möge. Solch Gebet kann nicht auf einmal erhört werden. Vielleicht mußt du sogar dir manches abweisende Wort von Menschen gefallen lassen und auch vom Heiland, wie die Mutter von JEsus es sich gefallen lassen mußte, daß sie sich mit einem Hündlein vergleichen läßt. Halte an am Gebet, bis du erkennst, daß der HErr dem bösen Feind gebietet, zu weichen von dem Menschen, den Er dir anvertraut hat. Ob seine Ehe wieder zusammenkommt, ist nicht deine Sache. Aber daß der Mensch, für den du bittest, wieder ein Gottesmensch werde, der mit dir sogar sagen kann: Uns hat der HErr geholfen!, das ist auch in deiner Krankheit eine schöne Aufgabe. Vielleicht gebraucht der Heiland dich dazu, daß du eines Tages diesem geschiedenen Menschen als Seelsorger dienlich sein kannst, um ihn wieder an den Heiland zu binden.

So ist es mit vielen Menschen deiner Verwandtschaft und Bekanntschaft, daß sie innerlich vom bösen Geist geplagt werden. Bitte für solch einen Menschen, daß er als den eigentlichen Nothelfer den Heiland erkennen möge, bis du eines Tages zu ihm sagen kannst: Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre! G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Achter Bericht von Pastor Addicks-Filsum.

Endlich dem Zielhafen entgegen

Als das volle glänzende Antlitz des Mondes sich von Osten her abends über das faszinierende Spiel von Licht und Schatten im Hafen von Karachi erhebt und eine wundervolle Atmosphäre der Ruhe über die Mannigfaltigkeit alles Erlebten breitet, schauen wir, gemächlich über die Reling gebeugt, zu, wie die „Asia" sich langsam wieder vom Kai abdrehend in Bewegung setzt, der Ausfahrt aus dem Hafenbecken zu ins offene Meer hinein. Nur gelegentlich leuchtet in Gestalt von einzelnen oder kettengleich aneinander gereihten Lichtern oder auch Leuchttürmen an der Küste der Küstenstreifen des nicht mehr fernen Indiens auf. Letzte Mahlzeit an Bord!

Am späten Abend schon sollen wir in Bombay sein. Die sich verstärkenden Lichterketten am östlichen Horizont künden es schon an. Leuchtbojen markieren die Fahrwasserrinne in der Bucht. Ein kleines Boot stößt hart an die jetzt stehende „Asia" an. Ein Lotse steigt die herabgelassene Strickleiter empor und kommt an Bord. Auch der tüchtigste Kapitän „auf großer Fahrt" kann und darf ihn nicht entbehren.

Irgendwie ist mir dieser so selbstverständliche Vorgang immer für etwas anderes — für unsere letzte und tiefste Existenz vor Gott — transparent gewesen. Gerade auch an diesem Abend muß ich dem nachdenken — nicht zuletzt im Blick auf meine lieben Konfirmanden in Filsum. Sicher hinkt auch dieser Vergleich. Wir sollen uns sicher nicht erst an den Grenzen unseres Lebens daran erinnern, daß unser Lebensschiff einen Lotsen braucht, einen Heiland und HErrn, der es mit starker Hand in den Untiefen hält und uns davor bewahrt, vor dem Ziel zu stranden. Aber trotzdem ist mir und sicher vielen mit mir dieses nächtliche Erlebnis wie ein Anruf aus einer anderen Welt. Matthias Claudius hat es in der Zeit der sogenannten Aufklärung, der Vorläuferin eines rationalistischen Verstehenwollens allerletzter Menschheitsfragen, so ausgedrückt: „Wir brauchen einen, der uns hebe und halte, dieweil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf hält, wenn wir sterben müssen." Treffend steht es als Umschrift eines mächtigen Steuerrades an der linken Stirnmauer der Kirche in Ostrhauderfehn, einer alten Schifferkolonie und Schiffergemeinde: „Heiland JEsu, steure Du sicher mich dem Hafen zu."

Als wir am Morgen erwachen, hat der Lotse sein Werk getan. Die „Asia" ist in diese großartige, von der Natur so begünstigte schützende Bucht, deren Ufer zur Anlegung eines Hafens englischer Kaufmanns- und Kolonistengeist einmal für sage und schreibe zehn Pfund (120.— DM) Rente jährlich von irgendeinem indischen Maharadja gepachtet hat, eingefahren und ist am Kai neben anderen großen Frachtern vertäut worden.

Das erste altbekannte Gesicht

Morgens, nach dem letzten Frühstück an Bord, ruft der Lautsprecher alle Fahrgäste (es sollen 150 sein), deren Reiseziel Indien ist, (die „Asia" läuft noch auf ihrer weiteren Ostasienfahrt Djakarta, Singapur und als Endhafen Hongkong an), wieder in italienischer und englischer Sprache zur Kontrolle der Pässe durch die inzwischen an Bord gekommenen indischen Grenzpolizisten.

Da taucht plötzlich, während meine Frau auf dem Ausgangsdeck unser Gepäck im Auge hält und ich in der Schlange der auf die Abfertigung der Papiere Wartenden stehe, unter all den Mitreisenden und Fremden ein bekanntes, freilich sehnlich erwartetes Gesicht auf. Dem Augenblick des Betretens indischen Bodens hatten wir doch mit ein wenig banger Spannung entgegengesehen; das soll ruhig eingestanden werden. Unser Schwiegersohn Albrecht Bruns ist schon an Bord gekommen. Er hat den Auftrag erhalten, uns, vor allem auch Pastor Dr. Dell und seine Familie, zu empfangen und sonderlich letzteren, der mit großen Kisten und sogar einem VW-Bus für den Dienst der Mission auf 5 Jahre einreist, bei den Zollangelegenheiten behilflich zu sein, Hotelunterkunft und die Fahrausweise für die Weiterreise zu besorgen.

Wir atmen doch ein wenig auf. Das Fremde und Unbekannte hat etwas von seiner Macht verloren, werden wir nun doch durch Bombay, ja durch Indien bis nach Ranchi, und wir Filsumer auch durch den Dschungel indischer Urlandschaft bis nach Khuntitoli von einem, der sich hier auskennt, durchgelotst! Das stimmt uns zu fröhlicher und geheimnisumwitterter Erwartung und löst eine tiefe Empfindung der Dankbarkeit aus.

Wir stehen nach genau vierzehntägiger Seefahrt am ersehnten Ufer. Bombay, diese große 3-Millionenstadt am „Gate of Indien", am Tor Indiens, liegt nur noch durch die Zollschranken von uns getrennt vor uns, und dahinter irgendwo im Nordosten nach 32stündiger Eisenbahnfahrt und zwei Autostunden: K h u n t i t o l i !

Beim Zoll in Bombay

30. November. — Inzwischen sind wir mit allem Sack und Pack in dem weiträumigen Zollgebäude. Auf einem quadratischen Feld — eins neben dem anderen — mit einer Nummer gezeichnet, werden die Traglasten aufgeschichtet. Mit roten Turbanen bedeckte Gepäckträger — ihr zarter brauner Körper ist nur mit einem Hemd und einem kunstvoll um die Lenden geschlungenen und knapp bis zu den Knien reichenden Schurz bekleidet — hieven sich die schweren Koffer auf den Kopf, zwei bis drei übereinander. Sie leisten eine „Kopfarbeit", die ihnen keiner nachmacht.

Obwohl es nicht gerade übermäßig warm ist, surren von Zeit zu Zeit die Ventilatoren. Wie riesige Propeller hängen sie von der Decke herab. Die Halle ist überfüllt von Kisten, Koffern, Paketen, Taschen. Sie häufen sich zu Bergen. Um sie herum die wartenden Reisenden, die hin- und herlaufenden Kulis, solche, die — mit Stemmeisen und Hammer und Stahlbändern bewaffnet — Kisten öffnen und schließen. Hinter einem Gitter an Tischen die Zöllner. Sie lassen sich Zeit. Schließlich sind w i r dran. Ob alle Koffer durchsucht und das Verpackte durchgeschüttelt und zuunterst und -oberst gekehrt wird? Auf moderne technische Apparate haben sie ein besonderes Auge und notieren auf großem Bogen die Aufschläge, in Rupies zu zahlen. Leider spielt auch die Laune des Zöllners eine Rolle mit. Mit Touristen scheinen sie zudem gnädiger umzugehen. Ein freundliches Wort — in englisch gestottert: „We like to visit our children and grandchildren and are glad, to see India" (Wir möchten unsere Kinder und Enkelkinder besuchen und freuen uns, Indien zu sehen) verändert den bis dahin gleichgültigen und undurchsichtigen Blick zu einem freundlichen Lächeln. Wir haben keine dem Zoll unterliegenden Waren eingeführt.

Mit der Taxe durch die Stadt

Um ein Uhr sind wir durch, und um drei Uhr auch, ohne sein Portemonnaie erleichtern zu müssen, Pastor Dr. Dell mit seinen für den längeren Aufenthalt in Indien bestimmten kostbaren „Mitbringseln". — Ein Driver (Taxifahrer) hatte schon die ganze Zeit durch die Fensterscheibe von der Straße her auf sich mit Gesten und Gebärden aufmerksam gemacht. Er ist auch mit den auf die Hälfte der zunächst geforderten Taxe herabgehandelten 5 Rupies zufrieden. Diese Driver, meist Angehörige eines besonderen Volksstammes, der Sikhs, von kriegerischer Tradition, aus dem sich zu einem guten Teil auch das indische Heer rekrutiert, sind im Zivilberuf mit Vorliebe Taxifahrer. Sie haben — im Besitz eines Wagens — schon eine gehobene Position. Erstaunlich geschickt — immer mit einem Beifahrer — lenken sie ihr Fahrzeug durch den hier freilich auf breiteren Straßen als etwa in Karachi flutenden Großstadtverkehr.

Bombay macht einen großartigen, weiträumigen Eindruck, irgendwie mit westlichem Einschlag. Ganz anders als etwa Kalkutta. Man sieht auch keine herumstreunenden Kühe auf den Straßen und an den Rändern. Hohe Palmen und Laubbäume am Rande der Straßen und auch die Vorgärten mit reicher exotischer Vegetation geben der Millionenstadt — wie auch eine von uns besuchte Parkanlage mit grünen Büschen und Ziersträuchern, ein aufgelockertes, freundliches Gepräge. Dazu trägt auch die einzigartige Lage an der Bucht bei, die nach verschiedenen Seiten immer wieder Ausblicke auf das gewiß auch die Tagestemperatur milderne blaugraugefärbte Meereswasser zuläßt. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Im Gehorsam des Glaubens

Vor 70 Jahren wurden die Zöcklerschen Anstalten in der Stadt Stanislau (Galizien) gegründet. 1891 wurde Theodor Zöckler als Judenmissionar nach Stanislau entsandt, aber er fand dort ein verlassenes Häuflein evangelischer Deutscher vor. Am Tage seines Dienstantritts hatte er eine arme Witwe zu begraben. Das Häuflein der verlassenen Kinder, die im Schneesturm das offene Grab umstanden, erbarmte ihn. Niemand nahm sich ihrer an. Zöcklers nahmen die Kinder zu sich. Als Frau Zöckler ein größeres Erbteil zugefallen war, erwarben die Ehegatten ein Wirtshaus und richteten es als Kinderheim ein. Im Sommer 1896 konnten weitere Waisenkinder aufgenommen werden. Die Kunde von dieser Zufluchtsstätte verbreitete sich schnell, die Bitten um Aufnahme armer und verlassener Kinder nahmen kein Ende mehr. Im Gehorsam des Glaubens hatte er sein Werk begonnen, und im Wagnis des Glaubens nahm er immer neue Aufgaben auf sich.

Adel verpflichtet

Das französische Sprichwort „Adel verpflichtet" hat im Alltag wie in Stunden der Gefahr und der Bewährung manchen Edelmann vor Zeiten angespornt, sich zusammenzunehmen. Dasselbe meint die Redeweise vom „christlichen Soldaten" (miles christianus). Der Christ ist auf Posten. So wünschte der Kirchenvater Augustin stets entweder betend oder predigend gefunden zu werden, entweder vor Gott für die Menschen wachend oder vor den Menschen für Gott zeugend. Er wollte damit sagen, daß die Kinder Gottes einem heiligen Dienst verpflichtet sind und sich deshalb nicht auf lauter Belanglosigkeiten einlassen sollten. Nichts sollten sie tun, was dem adeligen Beruf eines Christen und dem, der sie gerufen hat, Schande machen kann, denn gerade der Adel der Gotteskindschaft verpflichtet.

Vor hundert Jahren

auf ostfriesischen Kanzeln gepredigt

Eggo Ulricus Hafermann,

1850— 1875 Pastor in Backemoor.

Aus einer Predigt über Matthäus 20, 25—28:

Rührend ist es zu lesen, daß alljährlich am grünen Donnerstage das Oberhaupt der katholischen Christenheit die Stufen seines Thrones herabsteigt, um an zwölf greisen Priestern Knechtsdienste zu verrichten und ihnen die Füße zu waschen.

Aber was ist das gegen den Dienst, den des Menschen Sohn an uns allen verrichtet hat, nicht bloß an einem Tage, sondern Sein ganzes Leben hindurch!

Der hat Seinen Himmelsthron verlassen, hat Seine Krone, die höchste Königskrone drangegeben, hat Seinen Königsmantel abgetan, Seine Herrlichkeit und Majestät dahinten gelassen und ist herniedergestiegen, nicht etwa vom Throne der Majestät im Himmel auf einen Thron der Erde hernieder, nein, hinab in die tiefste Tiefe der Armut, des Elends und der Niedrigkeit.

Ja, von Dem gilt's im ganzen, vollen Sinn des Wortes: Er ist arm geworden und hat als ein Knecht gedient. Seht Ihn geboren werden in Armut und Niedrigkeit! Seht Ihn als hilfloses Kind in einer harten Krippe liegen! Seht Ihn die Zeit Seiner Jugend hindurch in der Werkstatt Josephs die niedrigsten Knechtsdienste verrichten! Seht Ihn, als Er Sein Mittleramt antrat, unermüdet wirken, solange es Tag war! Seht Ihn segnen und wohltun, lehren und predigen, retten und heilen, trauern und zagen, kämpfen und klagen, leiden und sterben! Alles für uns!

Er denkt keinen Gedanken, Er redet kein Wort, Er vollbringt keine Tat, keine einzige, Sich dienen zu lassen, sondern daß Er diene.

Allen, die im März Geburtstag haben, ein Geleitwort für das neue Lebensjahr:

Freude fehlt nie, wo Arbeit, Ordnung und Treue ist. Lavater 1801

Ja, das nenne ich ein Dienen, vor dem man anbeten und in die Knie sinken muß. Das nenne ich ein Geringwerden, vor dem man in Ehrfurcht muß stille stehen und voll Verwunderung ausrufen:

Du Fürst und Herrscher dieser Welt,
Du Friedenswiederbringer,
Du kluger Rat und tapfrer Held,
Du starker Höllenzwinger!
Wie ist es möglich, daß Du Dich
erniedrigest so jämmerlich,
als wärest Du im Orden
der Bettler Mensch geworden!

Ein Gruß ins Krankenzimmer

JEsus ist einem jeden Kranken in Ostfriesland bekannt. Es mag sein, daß mancher seit seiner Konfirmation nicht mehr an JEsus gedacht hat. Aber jetzt, in den Tagen seines Unvermögens hat jeder schon daran gedacht, daß JEsus viele Kranke und auch die gesund gemacht hat, die von einem bösen Geist geplagt waren. Schon kranke Kinder haben an JEsus gedacht, ob Er sie nicht wieder gesund machen könne. So sind fast alle unsere Kranken und ihre Angehörigen in diesen Tagen mit JEsus verbunden. Ob sie aber ganz mit JEsus weiterleben oder Ihn nur als gelegentlichen Helfer haben wollen, ist noch nicht entschieden. JEsus sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut." Wer also nur Hilfe von JEsus erwartet wie ein Kranker vom Arzt, der ist nicht mit JEsus und sammelt nicht mit JEsus, sondern er zerstreut. So machen es viele, die sich an JEsus gewandt haben, ob Er ihnen helfen wolle. Dann aber, wenn sie keine schnelle Hilfe bekommen haben, wenden sie sich von Ihm ab, sind nicht mehr mit Ihm, sammeln auch nicht mehr mit Ihm, sondern zerstreuen. Sie zerstreuen ihre eigenen Sinne und werden anfällig für die bösen Geister. Sie zerstreuen auch andere Kranke und ihre Angehörigen, indem sie von JEsus so reden, als könne man heute von Ihm nichts mehr erwarten. Arzt, Schwester und der eigene Wille zur Genesung seien heute die Hilfe, die ein Kranker zu erwarten habe. Das ist das Gefährliche unserer Krankheitszeit, daß sie zu einer Entscheidungszeit für oder gegen JEsus wird, und wer sich nicht für JEsus entscheidet, der wird, ob es es will oder nicht, doch ein Mensch gegen JEsus, ein Mensch, der im Auftrage des Widersachers zerstreut. Er zerstreut seine Angehörigen durch teuflische Reden, daß er nichts mehr von JEsus hält. Ohne daß er es gemerkt hat, ist seine Krankheitszeit ihm zur Entscheidung geworden gegen JEsus.

Dagegen gibt es gegenwärtig viele, die gerade in ihrer Arbeitsunfähigkeit und Schwachheit sich an JEsus aufrichten und Ihn um Hilfe, Rat und Trost bitten und so gerade jetzt mit Ihm sind und auch andere auf Ihn hinweisen. Sie lernen es, mit JEsus zu leiden und es Ihm zu überlassen, wann Er ihnen sagen wird „Stehe auf und wandle!" Wir wissen es ja, daß JEsus nie zu spät kommt. Er wartet darauf, daß wir uns Ihm ganz mit Leib, Seele und Geist anvertrauen, und daß auch in uns böse Geister keinen Raum mehr haben. So bleiben wir im Frieden mit unserem HErrn JEsus. G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Neunter Bericht von Pastor Addicks-Filsum.

„Gate of India"

Nahe dem im englischen Stil erbauten vier- bis fünfstöckigen, für die Kolonialzeit repräsentativen und luxuriösen Hotel, nach dem weltberühmten Grabmal bei Agra in der Nähe Delhis, „Taj Mahal" genannt, in dem wir im Blick auf unser gutes Geld zum Glück nur eine Nacht zu verbringen brauchen, steht hart am Ufer der Bucht tatsächlich das „Gate of India". Ein mächtiges steinernes Tor, wie ein Triumphbogen etwa in Paris oder in Rom, nach dem Geschmack der Zeit der Königin Viktoria im letzten Jahrhundert erbaut. Hier betraten gekrönte und regierende Häupter der englischen Kolonialmacht den Boden ihrer Kronkolonie. Symbol längst vergangener englischer See- und Geldmacht. Beide, das Hotel und das „Gate" — blicken mit ihrer Front auf die weite Bucht, aus der sich unter dem strahlenden blauen Himmel, nur von einigen hellen Wolken zärtlich wie von einem Pinselstrich betupft, kleine Inselgruppen, bergig und bewaldet, herausheben, ein wenig an Schweizer Seen erinnernd, nur alles größer und weiter.

Ein Hindu-Tempel

Eine davon, „Elefantia", ist am folgenden Morgen das Ziel einer einstündigen Motorbootfahrt, die meine Frau und ich allein mit einer vierköpfigen Besatzung unternehmen. Einen steilen Anmarschweg von 160 Stufen hinauf liegt das aus dem Felsen gehauene Hindu-Heiligtum. Die überlebensgroßen Figuren zweier Menschen, eines Mannes und einer Frau, des Gottes Schiwa und seines Weibes, mit zum Teil für uns nicht gleich zu begreifenden Symbolen, verkörpern die Götterwelt des Hinduismus mit seinem Fruchtbarkeitskultus, eine uns unheimlich fremde und in den Zeichen seiner Selbstdarstellung geradezu abstoßende Religiösität. Wer muß da nicht denken an das, was Paulus im ersten Kapitel seines Römerbriefes von der bis zur Perversität verkehrten und verderbten Religiosität sagt, die das Geschöpf verherrlicht, anbetet und ehrt, statt den Schöpfer in Seiner Majestät zu preisen und Ihm zu danken.

Aber etwas, woran wir in unserer Erinnerung nur mit vergnügtem Lächeln als an etwas zum ersten und vielleicht zum letzten Male Erlebten zurückdenken können, hatte dieser Anmarschweg zu den Götterbildern oben in den Felsen auch: Ein paar junge Leute, die schon am Steg unten auf die anscheinend heute geringe „Kundschaft" warteten, haben schnell die Gelegenheit erspäht. Sie bieten uns beiden je einen der am Wege bereitliegenden Tragestühle, auf zwei Bambusstangen ruhend, an. Einfache Rohrstühle. Während ich auf das Angebot verzichte, mache ich gerne davon für meine Frau Gebrauch. Für fünf Rupies gehen die jungen braunen Kerle mutig und fröhlich ans Werk und nehmen, ihrer vier, Tragstäbe mit der gewichtigen Last auf ihre jungen bloßen Schultern, von Stufe zu Stufe schreitend, auf der Hälfte zu einer kurzen Pause innehaltend und den sauer erworbenen Schweiß von der Stirne wischend. Dabei versuchen sie mit englischen Sprachbrocken uns schmunzelnd zu erklären, daß es auf ihrer von etwa 150 Menschen bewohnten Insel wohl kaum eine Frau von solchem europäischen Gewicht gäbe, was ich ihnen gerne abnehme, dabei den versteckten Hinweis auf einen entsprechenden Lohn wohl verstehend. So sanft ist meine Frau noch nie getragen und befördert worden wie auf dieser — das Wort sagt es schon — Sänfte. Feierlicher und zugleich angenehmer kann auch kein Papst in Rom getragen werden. Und wir haben zugleich das befriedigende Gefühl, einigen armen Insulanern mit den verabredeten Rupies und einem dazu für „außerordentliche Bemühungen" geholfen zu haben. Sie haben es sich — die Sonne meint es an diesem 1. Dezember besonders um die Mittagszeit noch recht gut — auch rechtens verdient.

Der Turm des Schweigens

Den Nachmittag nützen wir noch zu einer Stadtrundfahrt. Eine kilometerlange Uferstraße mit Ausblick auf das offene Meer führt uns eine Anhöhe hinan, an der schon vorhin erwähnten Parkanlage vorbei. Rechts haben wir einen Rundblick über das Stadtzentrum, aus dem einige moderne Hochhäuser emporragen. Links weist der Fahrer auf das Gelände eines großen mit allen möglichen einheimischen Pflanzen, vor allem aber mit mächtigen hohen Bäumen bestandenen Gartens. In dessen Mitte ein breiter, bis an die Spitze der Bäume hinaufreichender Turm, dauernd umflattert von Geiern, deren heiseres Krächzen und Schreien die Geräusche der Straße hörbar übertönt. Der oben offene Turm hat eine Plattform, auf der die Geier ihr Futter finden. Wahrscheinlich ist der Mann, der in diesem eingezäunten Garten wohnt, der, der dafür Sorge zu tragen hat, daß sie mit Fleisch, meist mit Tierkadavern gefüttert werden. So fliegen sie nie davon und können ihre eigentliche unheimliche Aufgabe erfüllen, „Totengräberarbeit" an Menschen zu tun. So will es das Gesetz der Parser, wohlhabender und einflußreicher Familien, die in dieser Stadt sich aus ihrem Stammland Persien auf indischem Boden durch Jahrhunderte hindurch eigene religiöse Riten bewahrt haben, die sie von dem persischen Religionsstifter Zarathustra ableiten. Der Erde und dem Feuer wie auch dem Wasser geben sie ihre Toten nicht, weil die „Elemente" ihnen heilig sind. Jedesmal wenn ein Parser stirbt, wird er auf die Plattform oben auf dem „Turm des Schweigens" gebracht und den immer hungrigen Raubvögeln zum schauerlichen „Totenschmaus" dargegeben. In einer halben Stunde haben sie ihr trauriges Werk vollendet. Ich muß an das Wort JEsu denken: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier." Für Ihn sind sie —, die Leichenfledderer nach der Schlacht, ja, nach dem Gericht Gottes über Länder, Städte und Menschen, — warnender Hinweis auf das letzte Gericht, das ganze Arbeit macht, das gründlich aufräumt mit allem Bösen und Gottwidrigen.

Die Gerippe — so lassen wir uns erzählen — werden in einem tiefen Schacht versenkt und mit Kalk überschüttet, um das Werk der Vernichtung schnell zu vollenden. Ob wir wohl einmal daran gedacht haben, worauf uns der „stille Sonnabend" vor Ostern auch mit seinem kaum gesungenen Lied in unserem Gesangbuch hinweist, wie auch die inhaltstiefen, in ihrer Kürze prägnanten Sätze unserers Bekenntnisses: „gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt — und begraben", daß unser HErr auch mit Seinem Begrabenwerden diese Erde geweiht hat — zu dem Totenacker, über den die Verheißung des Auferstandenen wie ein helles Licht von Ostern leuchtet — „Erde zu Erde, Staub zum Staube", aber auch das andere: „Es wird gesäet verweslich — und es wird auferstehen unverweslich — in Kraft — in Herrlichkeit".

Aber wir sind in Indien, mit seiner Vielfalt religiösen Lebens. Auch diese von Mohamedanern aus Persien verdrängten späten Anhänger Zarathustras haben da ihren Platz. Und mitten unter allen — wie an einem unheimlichen, zwielichtigen, dunklen Ort — hat JEsus Sein Volk in diesem Land — und auch gerade in dieser Stadt. Schon von den Zeiten der ersten Thomas-Christen her, die sich von dem Missionsdienst des Apostels Thomas herleiten. Ich werde auch in dieser Stadt an das Wort des lebendigen HErrn an den Apostel Paulus in der anderen großen Hafenstadt im europäischen Raum erinnert, in Korinth: „Fürchte dich nicht, du hast ein großes Volk in dieser Stadt."

Der „Turm des Schweigens" könnte das Symbol aller Religiösen und aller Atheisten und aller Skeptiker sein. Unheimlich, dieses Schweigen! Wir aber bezeugen: Gott hat das Schweigen gebrochen — „Gott hat geredet". — Ja, „das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns." Es ist doch Advent — und bald Weihnachten — auch in Indien.

Auf dem Bahnhof in Bombay

Der Driver kann uns gleich zum Bahnhof fahren. In ein paar Stunden schon geht unser Zug. Es ist ein seltenes Glück, daß wir alle drei noch eine Karte für ein Abteil bekommen, in dem man sich nachts auch ausstrecken kann. Fahren wir doch zwei Nächte und einen Tag durch. Ich schaue mich, während wir in einem Warteraum noch warten müssen, in der Bahnhofshalle schon ein wenig um. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Wahrscheinlich hat der Evangelist bei der Erzählung von der wunderbaren Speisung die Verbindungslinie zum Abendmahl nicht gezogen. Das legt sich von der Gesamtgedankenwelt des Evangelisten her nahe. Wir stehen aber unter der Einwirkung der Gesamtüberlieferung des Evangeliums und der Bibel und sollten das Angebot des Lebensbrotes im Abendmahl nicht vergessen.

Dort kommt Christus beim Essen und Trinken von Brot und Wein zu uns und gibt uns die Kraft Seines Lebens aus Gott mit auf den Weg. Vor allem in den Gottesdiensten unserer Ortskirchen können wir in dieser doppelten Weise mit demselben Christus in Berührung kommen.

2. Aber jeder wirkliche Empfänger unter uns — wo immer und wer immer er auch sei — wird auch mit zur Austeilung des Lebensbrotes an andere beitragen. Gerade darin besteht unser Dank für die empfangene Gabe. An der Bronzetür des Domes zu Benevent in Spanien ist das Speisungswunder unserer Geschichte bildlich dargestellt. Da stehen scheinbar zwei Jünger Rücken an Rücken. Der eine empfängt die Speise aus JEsu Hand, der andere gibt sie weiter. Die beiden Jünger sind nur einer. Er zeigt uns die „christliche Kehrtwendung" zum anderen Menschen. Das Brot des ewigen, echten Lebens, das wir in Christus durch den Dienst anderer erhalten haben, ist kein „Stapelgut". Aber darum ist das Brot für den Magen auch nicht nur für unsere Vorratskammer. Auf dieses Brot warten z. B. hungernde Inder.

Der kommende Kirchentag hat den schönen und schwierigen Leitgedanken: „Der Frieden ist unter uns". Wir denken dabei auf jeden Fall auch an den äußeren Völkerfrieden, der Menschenleben schützt. Noch gibt es keine „Brotrevolution" leerer Mägen. Aber nur durch ein vielfältiges Angebot von Antihungermitteln kann der äußere „Brotfriede" auch bleiben!

Ein indischer Denker unserer Tage hat über die Christen etwa so geurteilt: Gewöhnliche Leute mit ungewöhnlichen Ansprüchen!

Sicherlich sind und bleiben Christen „gewöhnliche Menschen". Aber wo „gewöhnliche Leute" die für leiblich Hungernde ungewöhnliche Brotgabe austeilen, da wird das christliche Erscheinungsbild etwas ungewöhnlicher. Da ist der Anspruch, in Christus das Brot des wahren Lebens zu haben, nicht mehr ganz so ungewöhnlich. Ja, da erwacht auch für dieses Lebensbrot Interesse, da wollen Menschen sich von Christus erzählen lassen. Und wo erzählt, verkündigt wird, da wird ausgeteilt und empfangen. Wo aber dieses Brot empfangen wird, ist dem ganzen Menschen erst wirklich geholfen. —

Freilich: Bei all den guten Wirkungen dieses Heilsbrotes werden wir Menschen nicht protzig-satt, sondern wir wissen uns am „Abgrund" geborgen. Und aus diesem Abgrund dringen in bestimmten Abständen immer wieder die schneidenden Stöße der „Lärmtrompeten des Nichts" (Fr. Kafka) an unser Ohr. Jedoch dürfen wir auch immer wieder mitten in diesem „Lärm des Nichts" die wohltuende Stimme des „Guten Hirten" vernehmen, der uns zum Tisch Seines Heilsbrotes einlädt. Dort dürfen wir alle uns neu stärken zu der Gewißheit: Der „Lärm des Nichts" ist ein „Lärm um nichts". Denn Christus hat das „Nichts" zunichte gemacht und das Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht gebracht.

Amen. P. Edzard Aden, Nesse

Christus, das Brot des Lebens

Gibt es ein Mittel gegen den Tod? Ist das Lebenselixier gefunden, das unseren Lebenswert hebt, unsere Tage bereichert? Ist das Leben nicht ein sinnloser Kreislauf? Diese Frage tritt uns auch in Hermann Kasacks „Die Stadt hinter dem Strom" entgegen. Sie ist eine Ruinenstadt im Zwischenreich, diese Stadt hinter dem Strom, die Durchgangsstation der Menschen aus dem Land der Lebendigen in die „Höhlen des Nichts". „Das Leben der Gestorbenen in dieser Stadt wird zu einem unheimlichen Spiegelbild des Lebens in unserer Welt. Die Toten wiederholen in sinnlosem Spiel, was sie auf Erden trieben. — In der Kantine wird endlos und gierig gegessen, und keiner wird satt. Auf dem Markt wird bis zum Einbruch der Nacht gehandelt, getauscht, aber so, daß am Ende alle Dinge wieder zum ursprünglichen Besitzer zurückfinden. Die Geizigen hüten ihre Schätze: Blechdosen und Tonscherben ... Frauen nehmen Wäschestücke aus den Schränken, glätten sie und bergen sie wieder sorgfältig in Kommoden. Während sie Stück um Stück zählen, halten sie ein Nichts in Händen — denn sie ahmen nur die Geste des Ordnens nach. In der Kaserne sind die gefallenen Soldaten in den Monturen aller Völker; sie streiten sich um den Ausgang der Kriege, die sie ja miterlebten bis zu dem Augenblick, in dem sie fielen. Zwei Riesenfabriken arbeiten in Schichten. Die eine macht aus Staub Kunststeine. Woher bezieht sie ihr Rohmaterial? Von der zweiten Fabrik, die Kunststeine zu Staub zermahlt! Ein gigantischer Arbeitsprozeß und dabei ein vollkommener Leerlauf. Menschen stehen in der Tretmühle dieses unsinnigen Kreislaufs. Schweiß wird vergossen, Kraft ausgegeben — für nichts." — Unwillkürlich denkt man hier an die Worte JEsu: „Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben". „Ich bin das Brot des Lebens", sagt JEsus. „Das bedeutet, daß wir auf einmal das Angebot echten, wahren Lebens erhalten. Wer in der Lebensgemeinschaft mit JEsus steht, hat Anteil an Seinem Leben, der wird aus dem sinnlosen Kreislauf des Lebens herausgeholt. Das Leben ist dann wert, gelebt zu werden."

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„JEsus entwich abermals auf den Berg", nachdem Er merkte, daß die Leute Ihn zum König machen wollten, weil sie von Ihm auf wunderbare Weise gestärkt waren. Aber JEsus wollte zunächst den Weg ins Leiden und Sterben gehen und König und HErr aller Herren und Völker werden, aber nicht um eines Wunders willen, sondern durch Sein Leiden, Sterben und Auferstehen.

Daraus erkennen wir, daß JEsus uns nicht nur äußerlich ernähren will, sondern daß es Ihm wichtiger ist, daß wir Ihn als den rechten Heiland anerkennen und gebrauchen, von dem wir im Glaubensbekenntnis sagen, daß Er sei mein HErr!

Viele Menschen hat Er gesättigt, auch viele Kranke gesund gemacht. Sie alle hätten Ihn gerne zum König gemacht und würden es auch heute gerne tun, wenn Er sich daran genügen ließe. Aber Er wäre nicht Heiland, auch nicht unser HErr, wenn Er nur äußerlich an uns wirken könnte. Es geht Ihm gerade um unser innerstes Leben. Da will Er HErr werden. Dann muß alles Verstecken und Heucheln aufhören. Gelobt sei Gott, daß unser Heiland nicht mit unserem Versagen und Verzagen, mit unserer Schuld und Sünde und Schande uns vor anderen Menschen schlecht macht, sondern daß Er uns „verlorene und verdammte Menschen von allen unseren Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels erlöst", durch Sein Vergeben um uns wirbt, bis Er uns gewinnt zu Seinem Eigentum. Und erst, wenn Er uns innerlich gewonnen hat, daß wir innerlich erneuert, geheiligt sind, kann Er uns auch äußerlich gebrauchen, auch, daß wir in Seinem Reiche unter Ihm leben und Ihm dienen.

Aber wie? Zunächst so, daß du deinen eigenen Willen in Seinen Willen ergibst: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! Willst Du, daß ich krank und unfähig sein soll, so geschehe Dein Wille. Sodann, daß du um ein gehorsames Herz bittest an jedem Tage mehrmals, und des Abends und des Morgens, so daß du dich hineinschicken kannst auch in das, was Menschen, die dich pflegen, dir zu sagen haben. Sodann, daß du Ihm dankst für jeden Tag, den du unter Seinem Aufsehen erleben darfst. Ihm dienst du, indem du deinen Angehörigen und Bekannten ein Wort von JEsus sagst, daß auch sie erkennen, daß du zu Ihm gehörst. Ob du nun bald wieder gesund sein kannst und Ihm im Alltag dienst, oder ob du noch länger krank sein mußt, um Ihm zu dienen, oder ob du bald aus allen Uebeln erlöst wirst, um Ihm zu dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, immer wirst du Ihm danken, daß Er sich nicht vor dir verborgen, sondern dich angenommen hat. G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Zehnter Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Bombay hat — wie etwa München, Kassel, Frankfurt — einen Sackbahnhof. Alle gelegten Gleise enden auf einem zu diesen querverlaufenden breiten Raum, von dem aus man zu den einzelnen Zügen kommen kann. 20.10 Uhr: „Howrah-Expreß" — lese ich. Das ist der nach einem Vorort von Calkutta genannte quer durch den indischen Kontinent fahrende Zug.

Bis dahin mag alles europäischen Vorstellungen entsprechen. Aber diese Fülle der Menschen in ihren Trachten, die Frauen in ihren Saris — je nach Rang und Stand — hier sagt man „Kaste", ärmlicher oder besser gekleidet, andere wieder mehr nach westlicher Weise, bietet ein unvergleichbar buntes Bild. In dieser großen Halle hocken, liegen, laufen und rennen Menschen, die — es ist dunkel geworden und sicher wie überall in der Welt sind die Büros eben geschlossen — auf ihre Anschlüsse warten. Mütter säugen ihre Kinder. Einige — ein immer wiederkehrendes Bild, auch auf jedem kleinen Bahnhof, den wir gleich passieren — haben sich ganz ausgestreckt und schlafen. Manche haben sich ihr sogenanntes „bedding" gleich mitgebracht, eine Art Schlafsack, den sie überall unangefochten durch irgendeine bahnpolizeiliche Vorschrift ausrollen und sich darin einrollen können wie „atmende Mumien", schreibt meine Frau nach Hause. Man muß schon etwas Acht geben und vor die Füße sehen, daß man niemand unsanft aufstört.

Mit dem Zug quer durch Indien

Endlich ist der ersehnte Augenblick gekommen. Es geht weiter zu dem zweitletzten Teil unserer großen Fahrt. Der Zug gleitet, pünktlich abfahrend, langsam aus der großen Halle in das nächtliche Dunkel. Die Lichter, die draußen menschliche Siedlungen anzeigen, geben noch lange einen nächtlichen Eindruck von der Ausdehnung der großen Stadt. An jeder größeren Station wird Frühstück, Mittag- und Abendessen vorbereitet und freundlich in den Abteilen serviert. Immer gut. Wagen rollen von einem Ende des Zuges zum anderen, auf denen Tee, nach indischer Manier bereitet, heiß und wohlschmeckend auf jeder Station angeboten wird. Wirklich einmalig und nicht zu schildern — diese die ganze Nacht an jeder Haltestelle sich wiederholenden, mit Einsatz aller Lautstärke, deren die menschliche Stimme fähig ist, und aller-melodischen und sprachlichen (wieviel Sprachen mögen von einem Ende des Kontinents zum anderen gesprochen werden?) Variationen von kreischenden, schreienden und singenden Tönen — harmonisch in Disharmonien, gleichsam die nächtliche Ruhe zerreißenden Anpreisungen von Waren, alles Eßbaren und Trinkbaren. Im fremden Land und von unbekannter Sprache ausgerufen und ausgeschrien, kann man manchmal den Eindruck haben, als ob es sich um Angstschreie gequälter Kreaturen handle. Ebenso befremdend ist es aber auch, daß plötzlich vor dem Abteilfenster das Gesicht einer Bettlerin auftaucht, die in sterotyper Wiederholung „Backschis, Backschis" ruft, um von den Reisenden ein Almosen zu bekommen, um gleich wieder beim nächsten dasselbe zu versuchen — auch ein Symptom orientalischen Lebens und nicht immer wirklicher Not.

Am Tage sieht unser Auge eine ziemlich gleichförmige Landschaft, durch einige nur wenig Wasser führende Flüsse unterbrochen, die in südlicher Richtung und weiter östlich dem Bengalischen Meer zufließen. Hin und wieder auf den etwas feucht-dunstigen Feldern (es muß hier in den letzten Tagen ein leichter Regen gefallen sein, den wir, solange wir reisen, noch nicht erlebt haben) sieht man Bauern, die zu ihren Feldern aufbrechen oder ihrer Arbeit nachgehen. Es sind hauptsächlich Hirse-, Mais- und auch Baumwollfelder, in den Senken die eingewallten Reisflächen, zumeist schon abgeerntet. Niedrige Hütten, unter hohen, im vollen Laub stehenden Bäumen versteckt, bilden kleine Haufendorfsiedlungen. Das russische Stahlwerk in Bilai, südlich des Bahnstrangs, ist auch am Abend durch stattliche Lichterketten erkennbar, die einzige Unterbrechung im gleichförmigen Dunkel, in dem nur die Stationslichter die Nähe einer menschlichen Siedlung verraten.

Ankunft in Rourkela

Kurz bevor der östliche Himmel zu dämmern anfängt und den zweiten Morgen unserer Eisenbahnfahrt anzeigt, sind wir endlich am Ziel. Der Zug braucht noch einen ganzen Tag und wird am Abend erst in Calkutta sein. Wir sind in Rourkela — bis 1951 ein unbekanntes indisches Dorf im Dschungel, jetzt mit dem von Krupp-Demag aufgebauten Stahlwerk, schon von weitem an seinen hohen Schornsteinen zu erkennen, Zentrum deutscher Entwicklungshilfe mit einem Heer von kürzer oder länger vertraglich dort arbeitenden Ingenieuren und Monteuren. Breite Straßen, weiße Häuserreihen und in Gartensiedlungen eingestreute Bungalows geben den deutschen Familien Heim und Wohnung. Eine deutsche Schule mit zwei Lehrkräften, eine Kirche, von beiden Konfessionen in ökonomischer Weite für ihre Gottesdienste und auch gemeinsam durchgeführte kirchliche Vortragsveranstaltungen benutzt, mit je einem Auslandspfarramt am Ort, dazu ein großes Klubhaus für gesellige und kulturelle Zwecke bilden die repräsentative Mitte dieser modernen Industriesiedlung, die einmal ganz in indische Hände übergehen soll.

Es ist hier nicht der Ort, die ganze in immer neuen Diskussionen aufgerührte Problematik dieses eine jahrhundertelange abendländische Entwicklung überspringenden Unternehmens unter wirtschaftlichen, technischen und sozialen Gesichtspunkten zu erörtern, ganz abgesehen davon, was das für den dem Hinduismus als Religion und Lebensform seit Jahrtausenden verhafteten indischen Menschen für Auswirkungen hat. Ich denke dabei an das tief in seiner Geschichte wurzelnde Kastenwesen, das nach allem Gehörten einem industriell-wirtschaftlichen Aufschwung, der wiederum die Voraussetzung für die Existenz des jährlich um 10 Millionen zunehmenden indischen Volkes ist, als hemmendes Moment entgegensteht. Eine Frage auch an die Christen in Indien, ob sie der Gefahr des Nihilismus (Standpunkt der Verneinung) — ob nun östlicher (sowjetischer) oder westlicher Prägung — wirksam und glaubwürdig mit der Botschaft von JEsus Christus als dem den Menschen zugleich bindenden und freimachenden und darum den Menschen als Menschen rettenden Evangelium begegnet.

Ich muß mich dabei dankbar der auf Gossner-Tagen und in persönlichen Gesprächen wie in Predigten aus seiner umfassenden Kentnis der indischen Religions- und Geisteswelt und aus seiner Liebe zu diesem Volk so eindrucksvoll vorgetragenen Aeußerungen unseres verehrten Alt-Direktors der Gossner Mission, Dr. Lokies, erinnern.

Eine deutsche Tasse Tee

3. Dezember. Auf dem Bahnhof dieser nun berühmt gewordenen und wachsenden Stahlwerk-Stadt ist es um diese frühe Morgenstunde bei anbrechendem Tageslicht noch grau und öde. Einige „Kulis" aber stehen bereit, unser Gepäck schnell auf den Kopf zu wuchten, wobei einer dem anderen hilft. Da lacht uns auch schon — der mit dem Mercedes der Farm zum Abholen bereitstehende junge Driver Salan entgegen.

Alt- und Neu-Rourkela hatten wir bald passiert. Durch ein die Wohngegenden und den Industrieteil trennenden und nur von einem Taleinschnitt durchbrochenen bewaldeten Bergrücken, der der umliegenden einförmigen, nun veränderten Industrielandschaft einem dem Auge angenehmen natürlichen Hintergrund gibt, gelangen wir schnell zu der unseren Kindern befreundeten deutschen Arztfamilie.

Der indische Gärtner, der zu dieser Stunde schon Blumen und Büsche wässert und uns völlig unbekannte Exemplare indischer Vegetation in ihren reichen Formen und Farben liebevoll pflegt, hat schon unsere Ankunft zu dieser frühen Stunde angezeigt. Eine so freundlich angebotene Tasse Tee ist nach dieser langen und ermüdenden Fahrt eine Wohltat. Wir dürfen uns waschen und brausen und uns für die letzte und schönste Begegnung zurüsten, nämlich mit den sehnlich in Khuntitoli auf unsere Ankunft Wartenden. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Dennoch

Einem Hochbetagten starben beide hoffnungsvollen Söhne und seine um Jahre jüngere Frau. Sein Glaube war darüber sehr angefochten, so daß er einige Zeit den Gottesdienst mied. Doch eines Tages kam er wieder und sagte seinem Seelsorger: „Ich habe einen Irrtum überwunden. Früher meinte ich im Stillen, mit Gott einen Vertrag zu haben: Ich diene Ihm, und Er segnet mich. Jetzt aber weiß ich, daß in der Schule des Glaubens gelernt sein will das „Dennoch bleibe ich stets an Dir!" — Um des Reiches Gottes willen lohnt es sich, weiterzuleben und weiterzuglauben!

Zufluß aus den Quellen

„Das Leben des Menschen gleicht oft stillstehendem Wasser — das überzieht sich leicht mit Schlamm und Algen. Je frischer und lebensvoller aber ein Fluß durch solch ein Wasser hindurcheilt, je reiner bleibt es. Und die aus der Erde brechenden Quellen sind auch nur deshalb rein, weil in ihnen Leben ist. — Genauso ist es mit dem Menschenleben, das seinen Ursprung in den Quellen des ewigen Lebens, in Gott, hat. Soll es rein bleiben, so braucht es ununterbrochen diesen göttlichen und lebendigen Zufluß, sonst stockt auch das Christenleben."

Missionar Lars Olsen Skrefsrud

Der Grund alles Unglücks

Der große schwedische Dichter August Strindberg (geb. 22. Januar 1849) hat eine „Selbstschau" über sein Leben hinterlassen. Da heißt es: „Rein herausgesagt: Ich schreibe mein ganzes Unglück der einen Ursache zu, daß ich gottlos gewesen bin. Ein Mensch, der die Verbindung mit Gott abgebrochen hat, kann keinen Segen empfangen. Alles Gerede davon, daß ein jeder seines eigenen Glückes Schmied sei, ist Spreu. Daß auch ein gläubiger Mensch vom Unglück getroffen werden kann, das wissen wir. Aber er fühlt es ganz anders: es ist eine Prüfung, die über ihn kommt, wieder verschwindet und Frieden und Glück zurückläßt... Ich könnte ja zwar zu meiner Entschuldigung die ungläubigen Lehrer meiner Jugend, die Leugner der Lehre von der Hölle und anderes aufführen. Aber ich will die Schuld auf mich allein nehmen; so finde ich vielleicht jemanden, der sie für mich tragen will."

Wir brauchen Leitbilder!

Liudger

(gestorben am 26. März 809)

Die Christenheit in Ostfriesland verdankt ihm viel, und deshalb sollten wir das Wenige, was uns aus seinem Leben und Werk überhaupt bekannt ist, gegenwärtig haben. Liudger ist ein Sohn unserer engeren Heimat. Im Jahre 742 wurde er in oder bei Dokkum geboren, ebendort, wo zwölf Jahre später Bonifatius den Märtyrertod starb. In seiner noch weithin heidnischen Umgebung wuchs er als Sohn christlicher Eltern heran. Ob das Zeugnis des sterbenden Bonifatius bestimmend für seinen weiteren Weg war? Auf alle Fälle kam der junge Friese in immer engere Verbindung zum Evangelium. In Utrecht besuchte er die Schule des berühmten Abtes Gregor, der nach dem Tode des Bonifatius die Friesenmission leitete. In England vollendete er sein Studium, um dann nach seiner Rückkehr in Utrecht zum Priester geweiht zu werden.

Sein Weg führte ihn 777 nach Dokkum zurück, das ihm für sieben Jahre Ausgangspunkt einer gesegneten Missionsarbeit unter seinen Landsleuten wurde. Weil er nicht als Fremdling, sondern als einer aus ihrer Mitte ihnen Christus bezeugte, fand er offene Türen bei den Friesen. Eine hoffnungsvolle Ernte reifte heran. Dann fielen 784 die heidnischen Sachsen in das Land ein, nur mit knapper Not konnte Liudger sein Leben retten, indem er in Rom und in dem berühmten Benediktinerkloster auf dem Monte Cassino Zuflucht fand. Zwei Jahre lebte er hier nach den Ordensregeln des Benedikt, ohne aber selbst ein Mönch zu werden. Der Wunsch seines Herzens ging zurück in die Missionsarbeit.

Nach der Taufe des Sachsenherzogs Widukind wurde der Weg wieder frei. Voller Pläne ging Liudger über die Alpen wieder gen Norden. 786 vertraute ihm Kaiser Karl die fünf friesischen Gaue als Arbeitsfeld an. Der unerschrockene Prediger im Dienste JEsu Christi drang bis nach Helgoland vor. Um 800 gründete er in Leer die älteste christliche Kirche östlich der Ems. Als der Kaiser im südlichen Westfalen ein Bistum errichtete mit dem Sitz in Mimigardeford, dem heutigen Münster, wurde 802 Liudger hier der erste Bischof. Auch die friesischen Gaue gehörten zu seinem Bezirk.

Doch bei den immer neu aufflackernden Aufständen und Kriegen war Münster zu gefährdet. Als sicherer Stützpunkt entstand das Kloster Werden an der Ruhr, heute ein Vorort von Essen. Es war Liudgers Lieblingsgründung. Er selber übernahm die Pflichten und Sorgen des Abtes. Aber sein Friesland vergaß er nicht. Und seine Landsleute haben ihn bis heute nicht vergessen.

mbg

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Wie tröstlich ist das für uns, die wir durch Krankheit und Schwachheit an das Sterben erinnert werden, daß wir von dem HErrn JEsus hören dürfen: „So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich." Und doch müssen wir alle sterben. Aber der Tod wird für diejenigen ein Eingang in das ewige Leben sein, die des HErrn Wort gehalten, Ihm sich anvertraut haben. Wie ernst es dem HErrn JEsus mit dieser Zusage ist, können wir daraus erkennen, daß Er Sein Wort zweimal bekräftigt mit der Versicherung: „Wahrlich, wahrlich". Und wir können für uns hinzufügen: „Wenn ich dieses Wort bewahre, halt ich eine Himmelfahrt". — „JEsus lebt, nun ist der Tod mir ein Eingang in das Leben. Welchen Trost in Todesnot wird es meiner Seele geben, wenn sie gläubig zu Ihm spricht: HErr, HErr, meine Zuversicht."

Aber wie geschieht das, daß wir JEsu Wort halten? Zunächst so, daß wir täglich um Sein Wort beten, daß wir Sein Wort recht hören und behalten möchten. Nur demjenigen wird es gegeben, der darum von Herzen bittet. Zum anderen so, daß wir uns die Zeit nehmen, Sein Wort wirklich zu uns reden zu lassen. Es umgeben uns viele Worte am Tage, und manches Wort wirkt noch in der Nacht auf uns ein. Aber für JEsu Wort mußt du dir Zeit nehmen und Ruhe haben. Am besten ist die Zeit des Morgens beim Aufwachen oder nach dem Frühstück, damit das Wort dich durch den Tag begleiten kann. Dazu gehört ein fester Entschluß. Nimm dazu die „Waffen des Lichts für jeden Tag" oder die Lesung für jeden Morgen oder die Losungen für den Tag, den Kalenderabschnitt oder ein Andachtsbuch. Wichtig ist, daß du am besten mit deinen Angehörigen zusammen dir die Zeit nimmst, täglich ein Wort von unserem HErrn dir sagen zu lassen. Die fünf bis sieben Minuten Zeit kann ein jeder sich nehmen, und wäre es um die Zeit der täglichen Morgenandachten durch das Radio. Wir haben heute keine Entschuldigungen mehr, wenn wir Gottes Wort nicht mehr hören. Und wenn der Sonntag kommt, kannst du durch den Dienst des Radios den Gottesdienst mit erleben und mit der Gemeinde hören und beten, loben und danken. Dann kannst du den Sonntag beschließen mit der Bitte, die der HErr gewißlich erhören wird: „Dein Wort, o HErr, laß allweg sein die Leuchte unsren Füßen, erhalt es bei uns klar und rein, daß wir daraus genießen Kraft, Rat und Trost in aller Not, daß wir im Leben und im Tod beständig darauf trauen."

G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Elfter Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Mit dem Auto dem Ziel entgegen

Noch 50 englische Meilen — das sind etwa 80 Kilometer — auf erträglicher, aus dem Bundesstaat Orissa in das nördlichere Bihar in Richtung nach Ranchi als Mainroad (Bundesstraße) rangierender Straße, über zwei breite Flußtäler mit felsigem wasserarmen Bett. Eine lange Strecke windet sie sich durch bergige, romantische Landschaft. Die Behausungen der Einwohner — einzeln oder wie auch in den Dörfern — dicht aneinander gedrängt. Vor den Türen auf jeden motorisierten Verkehrsteilnehmer neugierig blickende Gesichter, vor allem von Kindern. Die kleinen Shops in den Dörfern oder Kreisorten, in denen nur Platz für den darin hockenden Krämer und die um ihn und vor ihm ausgebreiteten Waren ist. Blechschmiede, Schuster, Schneider mit altmodischen Nähmaschinen draußen am Fahrweg. Friseure, die ihre Kunden vor oder hinter ihnen sitzend auf einer ausgebreiteten Matte bedienen. Es gibt so viel zu sehen schon auf dieser ersten Fahrt durch indisches Land, ihm jetzt näher als im Zuge von Bombay. Frauen mit erstaunlichen Kopflasten an Körben oder Krügen in typisch indischer vornehmer und gerader Gangart. Auf dem Rücken festgebündelt und manchmal — aber nicht immer — das kleine Gesichtchen freilassend, tragen sie ihre Jüngsten. Die Straßen, besonders in den Marktflecken, überfüllt von Menschen — abgesehen von vierrädrigen Ochsenwagen — und Fahrrädern, die schon einen Vermögenswert darstellen und Leuten zugehören, die schon einen besonderen Job, etwa in einem Office (Büro) haben.

Hier wechseln die herumstreifenden Kühe von rechts nach links und umgekehrt über den Fahrweg, von zierlichem Körperbau und weißer und schwarzer Farbe. Sträucher, das noch stehende Stoppelstroh auf den abgeernteten Feldern, hier und da einmal einen grünen Halm, aber auch das herumliegende Papier nicht verachtend — zugleich eine Art „städtische Straßenreiniger" — fressen sie alles, was irgendwie ein Kuhmagen noch verträgt. Nur mit lautem, unsereinen fast nervös machenden Hupen kann sich der Fahrer eines Personenwagens oder eines der regelmäßig fahrenden Busse oder der öffentlichen Lastwagen einen Weg durch das bunte Durcheinander bahnen.

Gespannte Erwartung

Voll Erwartung auf das immer näher kommende Ziel — immer die Augen und alle Sinne ausgerichtet auf das vor unserem Blick auf dieser ersten Fahrt mit immer wieder neuen Einblendungen laufende Filmband indischer Landschaft und indischen Lebens, und in munterem Austausch unserer Eindrücke, Gedanken und Fragen, ist die Zeit wie im Flug vergangen. Simdega, vier Kilometer vor Khuntitoli, gleichsam der „Kreisort", wo die Behörden ihre festen, soliden, weißen, flachgedeckten Steinhäuser haben, das eigentliche Geschäftsleben und das Straßenbild aber wie überall in Indien dasselbe ist, ist die letzte größere Siedlung, durch die wir uns wiederum mit lautem Hupen einen Weg bahnen.

Ueber eine kleine Brücke führt die Straße. Der Bach, hier schmal, ist derselbe, der westlich Khuntitoli wie ein breiter Fluß erscheint und für die Bewässerung in einem großen Becken gestaut ist. Hier am Rande der Straße einige erste, von der rotbraunen, dürr und tot aussehenden steinigen Erde sich in hellem saftigen Grün wie hingeworfene Teppiche abhebende Felder von Kartoffeln auf Grundstücken, die den umwohnenden Bauern gehören, eine erste Frucht der erst seit einem Jahr anlaufenden Genossenschaftsarbeit.

Willkommensgruß in Khuntitoli

Ein einfaches Straßenschild weist einige hundert Meter weiter auf die Farm hin, die wir auf den links von der Straße abbiegenden Weg gleich erreichen: „Agricultural Training and Centre Khuntitoli of the Gossner evangelical-lutheran Church".

Ueberrascht weist unser Schwiegersohn auf das Tor des von einer Mauer eingezäunten Compounds hin: „Sie haben auch ein „Welcome" gemacht, wie es sonst nur offiziellen Gästen und Vertretern von Mission und Kirche beim Empfang bereitet wird. Davon war in keiner Weise auch nur andeutend die Rede. Mitarbeiter der Farm, wie Lehrer und Schüler der Landwirtschaftsschule wollen euch mit freudigem Willkommen begrüßen." Ich brauche nicht zu sagen, daß wir wirklich gerührt und beschämt sind. Seit dem Morgen ist alles auf den Empfang vorbereitet. Als er sich verzögert, sind „Torwächter" zurückgeblieben, die, sobald der Mercedes auf der staubigen Straße sichtbar wird, Meldung geben.

Mit großen Buchstaben ist ein zwischen zwei Torpfosten flatterndes Tuch beschriftet. Darauf steht unmißverständlich nur das eine englische Wort: „Welcome" (Willkommen!). Wir müssen noch eben Geduld haben, damit die feierliche Begrüßungszeremonie anlaufen kann. Vor uns ein mit altem vollblättrigen Baumbestand und von scharfen, Lanzenbündeln gleichenden, zwei Meter hohen Kakteen eingefaßter Weg, der in das Zentrum des Compounds führt, rechts und links Landwirtschaftsschule und die „High School" mit den Unterkunftsräumen für die Schüler und mit den Gärten, die zum Teil von ihnen selbst gepflegt werden. Alle Gebäude sind sauber weiß gestrichen. Auf dieser angenehm beschatteten Allee sollen wir eingeholt werden.

Feierliche Begrüßung

Da erscheinen auch schon in ihren Feiertags-Saris, fein und farbenprächtig gekleidet, drei junge Mädchen. Eine trägt eine Messingschale, die andere eine mit klarem Wasser gefüllte Kanne, die dritte hält ein Handtuch bereit. Ueber der Schale dürfen wir Gäste unsere Hände hinhalten. Sie werden besprengt und begossen mit dem kühlenden Naß und wieder getrocknet. Nach sicher uralten Brauch werden uns dann bunte, kunstvoll gewundene Blumenkränze über Schulter und Brust gelegt. Zwei Schüler haben die typischen Trommeln der Adivasi umgehängt. Ihre Taktschläge geben den Rhythmus zu der nun beginnenden feierlichen Prozession der Mädchen, Frauen und der männlichen Mitarbeiter und Schüler.



Der schmucke Bungalow der Familie Bruns

Auch jetzt müssen wir es lernen, Zeit zu haben, noch warten zu können — auf den spannungsvollen Augenblick, wo wir am Ende der Allee vor der Veranda des neuen Bungalow unsere Lieben, uns erwartend, sehen werden. Nach dem ersten, bewegten Grüßen in der Freude des Wiedersehens wiederholt sich noch einmal dieselbe Empfangszeremonie, jetzt vor dem Eintritt in das schöne Heim mit dem lieblichen Kranz seiner blühenden Blumen und jungen Anpflanzungen.

Jetzt sind es die drei indischen „Ajas" (Hausgehilfinnen), die älteste, selbst Mutter von drei Kindern, Margret, die, für den normalen Austausch genügend, ein einfaches Englisch spricht, die zwei jüngeren Jasmani und Mary, die uns mit den von ihnen gebundenen Blumenkränzen dekorieren. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

(Schwäne sollen vor dem Tode noch singen) das läßt sich nicht sicher sagen. Tatsache ist jedenfalls, daß die Geschichte (Legende?) später weithin bekannt war. In einem Gedicht von 1609 (also etwa 200 Jahre später) heißt es über den Prager Gottesmann Johann Huss (vgl. „Luther" 1965 Heft 3):

„Ein Gans brat' ihr...
Ueber 100 Jahr nehmet wohl wahr,
Wird kommen ein schneeweißer Schwan,
denselben werdet ihr ungebraten lan".

Und an der Kanzeltür in Westeraccum bei Dornum vom Jahre 1694 sieht man Huss mit der Gans und Luther mit dem Schwan (vgl. unser Bild). An der Altarschranke in Esens und an der Kanzeltreppe in Norden findet man Luther mit dem Schwan.



Kanzeltür in Westeraccum
Links: Joh. Huß mit Gans; rechts: Martin Luther mit Schwan

Was bedeutet der Schwan? Dazu läßt sich noch etwas sagen, wenn man an Aeußerungen denkt, die Luther selber (ohne an Huss zu denken) gemacht hat. Er spricht vom „Schwan als Zeichen der echten Kirche" (vgl. O. Schliesske S. 21). Und ferner sagt er: „Die *Kirche gleicht* darin dem Schwan, daß sie wie er breitfüßig ist, das heißt, auf einer festen und starken Grundlage ruht, die nicht einmal von den Pforten der Hölle zerstört werden kann. Sie lebt außerdem wie er an Seen und Sümpfen, das heißt, sie trachtet nicht nach Weltherrschaft noch nach dem Zugang zu stolzen Königen, sondern hat ohne Aufhören harte Schicksalsschläge zu erdulden." — So wird der Schwan zum Zeichen der *lutherischen Kirche auch* außerhalb Ostfrieslands (vgl. Lutherbild in St. Petri in Hamburg von 1603). Als Wetterfahne findet man ihn wohl nur bei uns. Vielleicht war auch ein wenig Stolz dabei, wenn die Lutheraner in Ostfriesland mit ihrem Schwan hoch oben auf der Kirche den andern Konfessionen zeigen wollten: Seht, wir sind die echte Kirche.

Nicht ganz ausgeschlossen wäre es endlich, daß es sich beim Schwan um eine schon frühe Verwechselung mit einem anderen ähnlich ausschenden Tier handelt, nämlich dem Pelikan. Der Pelikan, der sich selbst mit dem Schnabel seine Brust aufreißt, um mit seinem Blute die Jungen zu nähren, auch wenn er dabei sein Leben hingeben muß, ist eines der frühesten Symbole für Christus. — So verstanden würden uns die Schwäne auf den Kirchen mahnen und fragen: Wißt ihr eigentlich, warum ihr euch lutherisch nennt? Nicht, weil Luther ein so großer Mann war, sondern weil er so intensiv auf den hingewiesen hat, der Sein Blut gab und Ihn allein als Haupt der Kirche gelten ließ, die die Pforten der Hölle nicht zerstören werden. — Aber beweisen kann ich das nicht. C. Oe.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt's allein; wenn es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte". Im Blick auf Sein eigenes Leiden und Sterben und Auferstehen hat JEsus Christus dieses Wort gesagt, und wir Menschen, die wir über 1900 Jahre nach JEsus leben, erfahren heute noch die Früchte, die aus Seinem Leiden, Sterben und Auferstehen hervorgehen. Je weiter wir von Seinem Sterben und Auferstehen entfernt sind, um so größer wird seine Auswirkung. Als JEsus dieses Wort sagte, dachte Er zwar schon an die ganze Menschheit, nicht nur an Sein Volk. Heute, nach 1935 Jahren, wird Sein Wort in allen Erdteilen und auf allen Inseln verkündigt, und bald wird es so sein, daß E in jedem Volk und in jeder Stadt um Seines Sterbens und Auferstehens willen angebetet und gepriesen wird.

In dieser Woche denken wir insbesondere an Sein Leiden und Sterben für uns. Denn was Er sagte von dem Ersterben des Weizenkorns, das hat Er für uns getan. Er hat Sich hineingebettet in den Willen Gottes, zu leiden und zu sterben. Das wäre für uns alle gut, wenn wir in dieser Woche täglich uns hineinbeten würden in den Willen Gottes über unserem Leiden. Ob wir uns selbst schuldig sprechen müssen, oder ob andere an deinem Leiden schuldig sind, oder ob wir leiden müssen, damit unsere Angehörigen lernen sollen zu vergessen, was dahinten ist, — immer leiden wir nach Gottes Willen. Die Vergangenheit, mit allem, was sie uns gebracht hat an Leid, Ungerechtigkeit, übler Nachrede, aber auch an Bitterkeit bei uns selbst und dem Versuch, die eigene Ehre zu verteidigen, anstatt wirklich zu sagen: meine Ehre steht bei Gott, — das alles hat viel Herzeleid gebracht und wird bei manchem zu dem Erleben gehören, wovon wir sagen müssen, wir wissen nicht: Warum?! Aber dazu ist dein Leiden gut, „daß nicht vergessen werde, was man so gern vergißt, daß diese arme Erde nicht unsere Heimat ist". Wenn du aber mit JEsus leidest um anderer Ungerechtigkeit willen, dann bist du auf dem rechten Kreuzweg. Leide mit JEsus unter beständiger Vergebung denen gegenüber, die sich an dir versündigt haben, und bete mit JEsus: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

„Es ist vollbracht!" Sein Leiden und Sterben für uns, damit wir mit Ihm leiden und sterben können und der Auferstehung entgegengehen. Und wie der Heiland Sein Leiden beschließt: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist", so dürfen auch wir uns dem Vater im Himmel anvertrauen und hoffen, daß durch unser Sterben auch Früchte kommen werden. „Wahrlich, wahrlich", sagt JEsus; du darfst es wahrlich glauben, daß dein Leiden und Sterben mit JEsus zu einem seligen Auferstehen in Seiner Herrlichkeit werden wird. G. Sch.

Ostfriesische Mission

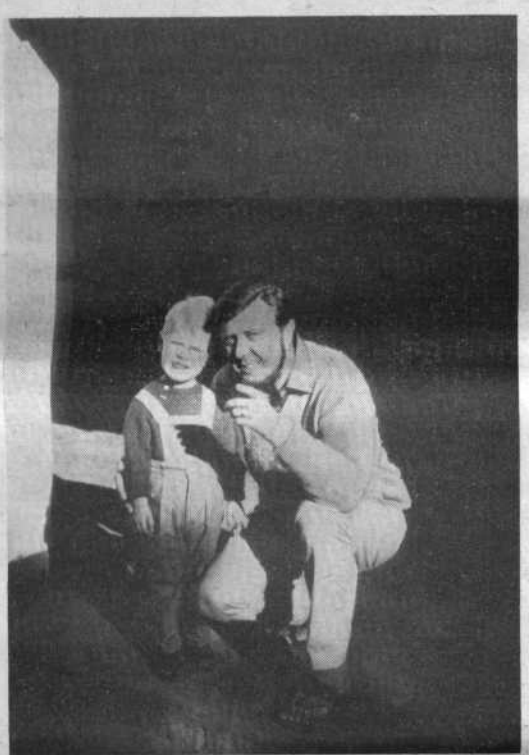
Von Filsum nach Khuntitoli

Zwölfter Bericht von Pastor Addicks-Filsum.

Endlich im Hause

Nach einem festlichen Mittagsmahl — halb europäisch, halb indisch — bei dem es in der ersten Freude des Wiedersehens so viel zu erzählen gibt und so viel Grüße aus der Familie, der Freundschaft und aus der Gemeinde Filsum auszurichten sind, kommt es anschließend noch zu einem Ständchen, das uns Lehrer, Schüler und Schülerinnen bringen. Die bunte und so andersartige Szenerie zwischen den hohen Mangobäumen, den schlanken Dattelpalmen, den die Autogarage verdeckenden grünen Bananenstauden und der mit hängenden Blumentöpfen gezierten offenen Veranda des Hauses läßt sich unmöglich so beschreiben, daß ihr lieben Leser euch das vorstellen könnt.

Und dann werden die Trommeln noch einmal gerührt, und zwar zum Singen und festlichen Reigen der jungen Mädchen und Frauen, die in erstaunlicher Eleganz mit ihren zarten, feingliedrigen Körpern in rhythmischen Vor- und Rückwärtsbewegungen, die irgendwie dem biblischen „Tanzen und Springen" als Ausdruck der Freude entsprechen mögen, uns ihr Willkommen darbringen. Die englische Ansprache des Headmasters (Hauptlehrer, Leiter) der „High-School" versuche ich mit einigen englischen Dankesworten zu beantworten, um wenigstens die englisch Verstehenden anzusprechen. Der unvergeßliche Sonnabendnachmittag klingt aus mit dem in Hindu und Deutsch gesungenen „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen."



Albrecht Bruns mit seinem ältesten Jungen

Bei den Kindern

Währenddessen schauen uns unsere blonden Enkelkinder mit ihren munteren, aber noch zurückhaltend fragenden Augen an. Besonders der Aelteste, der seinerzeit mit zehn Monaten nach Indien geflogen und nun bald drei Jahre alt ist, sieht uns — bei aller Vorbereitung auf den Besuch seitens seiner Mutter — mit seinen großen Augen an. Was hat er sich wohl unter „Opa und Oma Germany" vorgestellt! Mit ostfriesischer „Sturheit" bleibt er erstmal vierzehn Tage bei der ihm gemäßer scheinenden Anrede „Onkel und Tante".

Als der Abend anbricht und wir um das offene Feuer Platz genommen haben und dann spät im „Guestroom" (Gästezimmer) uns zur Nachtruhe schicken, wird es uns erst richtig bewußt: Das war der Tag, der uns während der ganzen weiten Reise und schon bei ihrer Vorbereitung als Erfüllung beiderseitigen Wünschens vor Augen stand, — auch dieses Bild und Gleichnis eines größeren und letzten Ziels.

Wir sind im fernen Land — und doch zu H a u s e — bei den U n s e r n — und auch in der christlichen Gemeinde der Brüdern und Schwestern der lieben Gossner Kirche in K h u n t i t o l i. „Lobe den HErrn, der uns so freundlich geleitet."

Die erste Nacht

Nach dem unvergeßlichen, von so vielen neuen Eindrücken und von der Freude des Wiedersehens bis zur Neige erfüllten Tag unserer Ankunft in Khuntitoli tut uns die nächtliche Ruhe wohl. Vorsorglich sind auch über die Bettstellen — bisher kannte ich das nur aus Reiseberichten oder Erzählungen von Afrika — zarte weiße Moskito-Netze gespannt, die uns vor diesen „Quälgeistern" schützen sollen, die sich mit dem erregenden Fluggeräusch und der Angriffslust von Mücken, ihren nördlichen Verwandten, auf ihre süße Beute stürzen. Es sind jedoch höchstens eine oder zwei, die sich in dieser kühleren Jahreszeit aus ihren Schlupfwinkeln hervorwagen. Sie lassen sich aber bald darauf nicht mehr hören, so daß wir auf die abendliche Zurichtung unserer „Himmelbetten" verzichten können.

Allerlei fremde Tiere

Daß an einem der ersten Morgen eine flinke und feingliedrige Eidechse die Wand zu meinen Füßen wie ein geübter Mauerkletterer mit erstaunlicher Behendigkeit emporstrebt, um durch eine kleine Ritze auf das Dach zu verschwinden, ficht uns nicht sonderlich an und verursacht uns nicht das bekannte „Gruseln", da wir inzwischen durch die Briefe unserer Tochter auf die mancherlei Nachtgeräusche, die ihr in den ersten Tagen ihres Hierseins den Aufenthalt, besonders wenn sie einmal allein war, doch etwas unheimlich machten, schon vorbereitet sind. Sind doch diese harmlosen Reptilien im Gegensatz zu den Schlangen freundliche „Haustiere", die hierzulande Fliegenfänger und Mückenspray als geschickte Insektenfänger ersetzen.

Vor den Schlangen aber — so beruhigt man den unerfahrenen Touristen — braucht man in diesen Monaten keine Sorgen zu haben. Wir haben gerade die Zeit getroffen, wo sie in ihren Erdhöhlen den Winter verschlafen, um gegen Ende der heißen Zeit aus allen Löchern zu kriechen und in der Regenzeit auch in bedrohliche Nähe der menschlichen Behausungen zu kommen, wobei ihnen die stachligen, hier zwei bis drei Meter hohen Kakteen einen unangreifbaren Schlupfwinkel bieten.

Auch muß sich unser Ohr erst daran gewöhnen, daß — beim erstmaligen Aufmerken geradezu unheimlich — das heisere Bellen und das „alberne" Heulen der Schakale, dieser aasfressenden Wüstenhunde, zu später Abendstunde oder in der Nacht sich vernehmen läßt. Die auf den Gräbern des nahen Friedhofs zur Abdeckung und Sicherung benutzten Steine und Felsplatten zeigen an, daß auch die Toten in der Erde nicht vor ihrer Beutegier sicher sind.

Aber damit, was die Geräusche der indischen Nacht betrifft, zunächst genug. Von dem Trommeln, das zu besonderen Zeiten und Gelegenheiten wie ein fernes Donnergrollen oder, wenn näher, in erregenden Rhythmen aus den Dörfern zu uns herüberdringt, mag noch in anderem Zusammenhang die Rede sein.

Sonntagmorgen

Als an diesem 4. Dezember die morgendliche Sonne über den östlichen Bergen und Wäldern aufsteigt, bricht der helle Glanz eines Sonntags an, der uns jetzt im Dezember, da es in Deutschland regnet und stürmt und das Wasser, wie meine Mutter schreibt, am Fuße des Weserdeiches steht, unwillkürlich an das köstliche Morgenlied Paul Gerhardts erinnert: „Die güldne Sonne voll Freud' und Wonne". Sie „bringt unsern Grenzen mit ihrem Glänzen ein herzerquickendes" und jetzt an diesem zweiten Adventssonntag ein wohltuend wärmendes „liebliches Licht". (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

serem nur diesseitig gerichteten Dasein gar nicht mehr erkennen. Es wird uns nicht nur der Unterschied zwischen wichtigen und unwichtigen Dingen klar, der sich für manche Menschen völlig verwischt hat. Sondern uns wird erst im Licht des Glaubens an den Auferstandenen erkennbar, wo die eigentlichen und großen Aufgaben unseres Lebens liegen. Welch eine großartige Umwertung aller Werte! So hat der Ostersieg Christi wesentliche Auswirkungen auf unsere gesamte Existenz.

Mit Ostern erscheint eine neue Wirklichkeit im Bereich unserer Welt. Ihre Gesetze sind an einer entscheidenden Stelle durchbrochen und haben einer wunderbaren Freiheit Platz gemacht. Wer im Glauben an den auferstandenen Christus diese Freiheit gewonnen hat, nämlich die Freiheit von Todesangst und Lebensfurcht, der erlebt eine unerhörte Freude und Zuversicht, einen tröstenden Sinn und eine frohe Hoffnung in seinem Leben. Das war damals so und gilt heute erst recht.

Sup. D. Blessin, Wittmund

Vor hundert Jahren

auf ostfriesischen Kanzeln gepredigt

Johann Heinrich Leiner
1853—1868 Pastor in Großefehn.
Aus einer Predigt am Osterfest.
Text: Markus 16, 1—8.

Laß dich nicht von denen verführen, die dir sagen wollen, du dürfest dem Wort nicht eher glauben, als bis es dir in wunderbarer Weise bezeugt sei. Torheit das und seelenverderblicher Irrtum!

Siehe her, als die Engel einmal ihre Botschaft ausgerichtet, da sagen sie nicht: nun wollen wir hingehen und sagen es den andern, sondern sie sagen den Weibern: gehet ihr hin und sagt es!

Also jeder, der diese Botschaft weiß, der ist dazu im Stande, sie weiter zu bringen. Und es soll dir ganz einerlei sein, wer dir diese Freudenkunde „JEsus ist erstanden, die Sünde ist vergeben, der Tod überwunden", bringt. Ob es auch ein Kind wäre oder ein Weib, es kommt nur auf das Wort an.

Aber um sicher für Seine Gemeinde zu sorgen, hat der HErr das Predigtamt eingesetzt, wodurch Seinen Christen diese Botschaft gepredigt werden soll. Die Prediger sollen Seine Engel, d. h. Seine Boten sein.

Und auch da kommt es nicht auf höhere oder niedere Stellung an, nicht auf ärmere oder reichere Begabung. Es hanget nicht an der Person. Es hanget am Wort.

Darum, willst du teilhaftig werden der Auferstehungskraft Christi, so halte dich zum Wort, lies, bete, suche darin, höre es auch aus der Kinder Mund. Höre es insonderheit aus der Prediger Mund.

Und wo sie taufen, absolvieren, predigen, das Abendmahl austeilen, da wisse, daß die Kraft der Auferstehung ausgeteilt wird. Seine Kirche ist unser Galiläa. Mit leiblichen Augen sehen wir Ihn da freilich nicht. Aber in unserm Herzen werden wir Seiner so gewiß, als hätten wir Ihn leibhaftig gesehen. Das verspricht Er uns.

So wartet denn nicht auf andere Zeiten und Zeichen, sondern greift jetzt zu, da euch die Osterbotschaft in die Ohren klingt! Läßt du sie nur weiterklingen in dein Herz, so wird Er es schon weiterführen und sich einen Freudenweg in deine traurige Seele bahnen. Ist die Freudenbotschaft nur da, so wird es auch an der Freude nicht fehlen, wenn sie sich auch noch nicht sogleich offenbart.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Nachdem der Engel den Frauen gesagt hatte, daß JEsus auferstanden sei, sagte er ihnen: „Gehet hin und sagt es Seinen Jüngern und Petrus, daß Er vor euch hingehen wird". Seit der Auferstehung des HErrn wird es in der Kirche Christi verkündigt, daß Frauen die ersten sind, denen die Botschaft von der Auferstehung JEsu gesagt wird. Wie zu Adams und Evas Zeiten der Teufel sich zunächst an Eva wandte und sie verführte, so geht der Gruß des Auferstandenen zunächst an die Frauen, daß sie den Männern sagen sollen, daß Er lebe. Nicht alle Frauen sagen es ihren Männern, aber viele Frauen gerade von denen, die mit JEsus leiden müssen, sagen es mit Freude und Dank, daß Er lebt und vor uns hergeht.

Seit Ostern ist es so in der Kirche Christi, daß mehr Frauen dem Heilande die Treue halten als die Männer. Aber den Frauen ist auch die Aufgabe gegeben, nicht nur den Jüngern die Osterbotschaft zu sagen, sondern auch dem Petrus, eben denen, die wie Petrus dreimal geleugnet haben, daß sie den HErrn kennen. Gerade denen den Gruß des Heilands zu bringen, ist der Frauen echte und besondere Aufgabe: JEsus lebt, auch für dich, der du ohne Ihn verloren und verdammt bist.

Saget es den Jüngern und Petrus, daß Er vor euch hingehen wird, — auch vor uns. Nicht deswegen ist Er auferstanden, damit Er endlich Ruhe von uns Menschen habe, sondern deswegen, damit Er vor uns hingehen kann, um uns unsre Wege zu zeigen und zu ebnen, die wir gehen sollen.

Nicht geht JEsus uns auf allen unsern Wegen voran, sondern auf den Wegen, die wir nach Seinem Willen und Seiner Weisheit gehen sollen. Darum ist es schon recht, wenn wir beten: „JEsu, geh voran auf der Lebensbahn..." Es ist gewiß nicht immer leicht, die Wege zu erkennen, die wir gehen sollen. Oft läßt Er uns einen gutgemeinten Weg gehen und tritt uns dann eines Tages in den Weg, um uns Seinen Weg zu zeigen. In unserer Krankheit wissen wir, daß wir zunächst um Geduld und Gehorsam zu bitten haben, aber auch um ein getrostes Herz. Gerade um JEsu Auferstehung willen sollten wir getröstet und solche Christen sein, von denen Freude ausgeht. Du mußt nicht darauf warten, daß deine Angehörigen dir Freude machen, sondern du mußt schon in der Frühe des morgens den Heiland bitten, dir ein getrostes und freudiges Herz zu geben! „Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seist. Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht; denn der HErr, dein Gott, ist mit dir in allem, was du tun wirst." G. Sch.

Aufruf zum Diakonischen Jahr!

In den letzten neun Jahren haben in unserer hannoverschen Landeskirche 519 junge Mädchen und Männer im Diakonischen Jahr in Altersheimen, Krankenhäusern und Kinderheimen mitgearbeitet.

Sie haben im Rahmen des Diakonischen Jahres sechs oder zwölf Monate lang ihre Zeit und ihre Kraft eingesetzt, um hilfsbedürftigen jungen und alten Menschen Freude zu schenken. Dabei haben sie selbst viel Freude erlebt. Sie sind reifer geworden, sie haben die Menschen neu sehen gelernt, sie sind sicherer im Umgang mit Menschen geworden. Sie haben gemerkt: Wir werden gebraucht.

Viele werden gebraucht! Darum geben wir an die jungen Gemeindeglieder die Bitte von Landesbischof D. Lilje weiter:

> „Ihr jungen Mädchen und Männer von 17 bis zu 35 Jahren, gebt ein Jahr für den Dienst an Menschen, die auf Eure Hilfe angewiesen sind! Aus welchen Berufen Ihr auch kommt, welche Zukunftspläne Ihr auch habt, es sind Menschen da, die jetzt nach Euch rufen!"

Und wir bitten die erwachsenen Gemeindeglieder, machen Sie jungen Menschen Mut zu dieser Entscheidung, anderen zu helfen. Es gibt Jungen und Mädchen, die diesen Weg gehen wollen und die von den Erwachsenen zurückgehalten werden. Helfen Sie da bitte mit einem guten Wort.

Denken Sie als Erwachsene und junge Gemeindeglieder bitte alle daran: Durch die Notleidenden und Hilfsbedürftigen fragt Christus uns, ob wir bereit sind, Ihm wirklich zu dienen.

Nähere Information über das Diakonische Jahr gibt eine Broschüre, die in jedem Pfarramt zu haben ist.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Dreizehnter Bericht von Pastor Addicks-Filsum.

2. Advent

Statt des so harten und so schrillen Schepperns, das allmorgendlich auf der Farm den Beginn der Arbeitszeit anzeigt, ist es jetzt ein anscheinend feines Glöckchen einer kleinen Kapelle, das zu schwingen und zu klingen anfängt. In Wirklichkeit ist es die Küsterin, die an diesem wie jeden Sonntagmorgen mit einem Hammer zwei Messingschalen nahe am „Kirchlein" anschlägt, dreimal zur Bereitung mahnend, um 9.00 Uhr dann zum „Zusammenläuten", zum Beginn des Gottesdienstes der weitverstreuten Gemeinde, nicht nur für die auf dem „Compound" Wohnenden.

Gegenüber dem bei den Hindus weitergehenden lärmvollen Geschäftsbetrieb etwa in Simdega mit dem „Marktgeschrei" um die Verkaufsstände wird so wohltuend deutlich, daß der Sonntag für die Gemeinde der Christen der „Tag des HErrn" ist.

Es ist der Gottesdienst, der diesem Tag seine Mitte gibt und seinen eigentlichen Glanz verleiht. Hier zugleich der Sonntag, der als erster völlig im Zeichen des Advent steht, da erst am letzten Sonntag, dem 1. Advent, die Gemeinde ihr Erntedankfest gefeiert hat, an dem allerdings noch längst nicht die letzte Fuhre Reis eingebracht ist, wie schon ein erster Blick auf die zum Flußbett abfallenden „Paddyfelder„ zeigt. „Paddy" wird das Korn vor Entschalung des eigentlichen Reiskorns genannt.

Die Kirche

Das Kirchlein ist eins der am Weg zum Zentrum des Compounds liegenden Gebäude, niedrig, mit weißgetünchten Wänden und ziemlich flachem, mit rotbraunen Ziegeln gedecktem Dach. Es fällt nach außen kaum als Gotteshaus auf. Was Wunder, daß sich die Gemeinde nach einem größeren, ansehnlicheren Bau sehnt, auch schon das Grundstück dafür nahe der „Main-road", der Bundesstraße, erworben hat. Im letzten Frühjahr hat man auf dem vorgesehenen Platz bereits ein Kreuz errichtet und den Grundstein gelegt. Der gegebene Anlaß dazu war der Besuch des Landessuperintendenten Peters aus Celle, der als Vertreter unserer hannoverschen Landeskirche die Gemeinden der Gossner Kirche bereiste.

Den Spendern, die mir harte deutsche Währung in verschiedenen Werten mitgegeben haben, darf ich gleich an dieser Stelle sagen, wie dankbar dieselben quittiert worden sind als besondere Weihnachtsfreude für die indischen Mitarbeiter auf dem Compound als auch als „Bausteine" für das Gotteshaus, mit dessen Bau in ein paar Monaten begonnen werden soll. Besonderen Dank auch der Gemeinde Hollen, die einen höheren Betrag für diese schöne Aufgabe bereitgestellt hat, wie allen, die die Spalten des „Gotteskastens" in unserem Sonntagsboten sonntäglich mit Liebesgaben für die Missionsarbeit und für „Brot für die Welt" füllen, ein Zeichen, daß Vater Gossners Wort, das „seinen Ostfriesen" besonders den Missionsdienst an den Menschen in Bihar und Orissa anvertraut, bei uns seine Frucht trägt.

Aber noch sammelt sich die Gemeinde innerhalb dieser schlichten vier Lehmwände, unter diesem Dach, das von rohbearbeiteten Ständern und ebensolchen Querbalken getragen wird. Die Ziegel, rund vom Töpfer auf der Scheibe gedreht und geformt, und dann halbiert, ein Ziegel in den anderen fassend, auf die Dachlatten verlegt. Fenster mit rechteckigen Holzstäben gedichtet, daß kein Einstieg oder Einflug irgendeiner Kreatur möglich ist, zugleich den Raum in der heißen Zeit durchlüftend, wozu Scheiben hinderlich wären. Der Boden eine feste, ebene und saubere Lehmdiele, da Holz von den Scharen der Termiten bald zerfressen sein würde. Der Altartisch in einer kleinen Apsis an der Ostseite, die Kanzel wie auch der Taufstein in bescheidener Ausführung, aber mit freundlichen, farbenfrohen Paramenten behängt und mit sauberen weißen Decken belegt, auf denen wir biblische Worte in Hindu-Schriftzeichen lesen (bzw. nicht lesen können und uns übersetzen lassen müssen): „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden". — Der Kirchenraum ist nur zum Teil mit Bänken versehen. Wo sie fehlen, hockt besonders die Jugend und die an diesem Sonntag den Raum nächst dem Altar Kopf an Kopf füllende bunte Kinderschar von Buben zur Rechten und Mädchen zur Linken mit untergeschlagenen Beinen auf dem Lehmboden, den einige Matten bedecken. Um einen Tisch zur Linken versammeln sich die verantwortlichen Männer der Gemeinde samt denen, die im Gottesdienst eine liturgische Funktion haben und mit dem Pastor zusammen aktiv an dem Ablauf beteiligt sind.

Meine Frau und ich sind heute sonderlich geladen und nehmen mit an diesem Tisch Platz, auf dem die Bücher liegen, die im Augenblick nicht am Altar gebraucht werden und deren Inhalt etwa zu Abkündigungen dient wie auch zur ordnungsmäßigen Niederschrift der gottesdienstlichen Spenden.

Der erste Gottesdienst

Ich brauche nicht eigens zu betonen, wie tief beeindruckend für uns dieser erste Gottesdienst in Khuntitoli gewesen ist. Es geht nicht gerade so pünktlich zu, wie wir westlichen Leute das gewohnt sind. Während die Gemeinde mit ihrem frischen und kräftigen Gesang, in den wir soweit wie es möglich war, mit deutscher Zunge einzustimmen versuchen, den Raum des Kirchleins mit dem Rühmen des kommenden HErrn erfüllt, treten immer noch Männer und Frauen, junge Mütter mit Säuglingen durch die immer offene Tür herein. Kinder hindern sie nicht, unter Gottes Wort zu kommen, weder die größeren noch die kleineren. Beim Singen und Beten, wie beim Hören empfanden wir es nicht als Störung, wenn eins der Kleinen Töne einer kindlichen Unruhe von sich gibt. Geht die Phonstärke dieses „Lobes aus dem Munde der Säuglinge und der Kinder" über ein gewisses Maß hinaus, so verläßt die Mutter still den Raum, um draußem dem Kinde beruhigend zuzusprechen und zu gegebener Zeit wieder ihren Platz einzunehmen. Niemand achtet merklich darauf.

Wenn wir es, liebe Sonntagsbotengemeinde, doch lernen würden, familiärer, natürlicher, eigentlich müßten wir sagen: brüderlicher und schwesterlicher in unseren Gottesdiensten miteinander umzugehen, und aus der falschen Feierlichkeit und Steifheit herauskämen, die unseren Gottesdiensten mehr oder weniger anhaftet. Die Würde der „schönen Gottesdienste des HErrn" würde deshalb keine geringere sein.

Mancherlei Gaben — ein Geist

Das Fehlen der Orgel gibt, auch wenn wir sie nicht missen möchten, andererseits dem unmittelbaren, wie „aus einem Munde" kommenden Rufen, Bitten, Danken, Loben und zugleich Bezeugen und Bekennen Raum und Freiheit. Daß sich in den Abkündigungen, den Lesungen und im Gebetsteil nur selten Pastoren, vielmehr Katecheten, Vorsteher, Lehrer oder auch der Bürgermeister der Gemeinde — an jedem Sonntag nicht unbedingt die gleichen — abwechseln, zeigt die erstaunliche Vielfalt der Gaben wie den Reichtum des gottesdienstlichen Lebens nach lutherischem Verständnis hier von einer Dschungelgemeinde praktiziert.

Können wir nicht hier von den Gemeinden einer „Jungen Kirche" für unseren heimatlichen Gottesdienst lernen, so daß innerlich bereite und dazu befähigte Glieder der Gemeinde mit ihrem Pastoren zusammen, dem vor allem die Predigt obliegt, in gemeinsamem Auftrag und Dienst an der Verkündigung und am „Lob- und Dankopfer" (so sagt Luther vom Gottesdienst) zusammenwirken. Das setzt freilich echte Bruderschaft und geistliche, betende Zurüstung voraus. Ich meine nicht, daß die andere Mentalität dieses Volkes die Situation dieser Gemeinden, die in der Diaspora unter Fremdreligionen leben und so unmittelbar der Missionsaufgabe verpflichtet und in besondere Verantwortung gerufen sind, Gründe wären, die gegen eine solche geistliche Rückwirkung der Missionsgemeinden im indischen Raum auf die europäische Mutterkirche — auch hier in Ostfriesland — sprächen. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Warum nicht auch der Mann?-?

Generalsuperintendent Büchsel in Berlin fragte einmal eine Frau, die er einst eingesegnet hatte und die regelmäßig zum Gottesdienst kam: „Warum kommen Sie immer allein?" Antwort: „Mein lieber Mann geht in keine Kirche. Er hält das für ganz überflüssig, weil er das angeblich schon alles weiß, was ihm der Prediger sagen kann." Büchsel antwortete: „Ganz unschuldig sind Sie nicht daran, daß er Sie nicht begleitet."

Der Frau ging das Wort zu Herzen. Als sie sich am nächsten Sonntag angezogen hatte, um in die Kirche zu gehen, ging sie zuerst noch einmal in das Zimmer, in dem ihr Mann bei seinen Akten saß. Sie sagte nichts. Aber es lag ein Bitten in ihren Augen — und ihr Mann verstand sie. Er stand auf und sagte: „Ich will mit dir gehen." Seitdem saß der Mann Sonntag für Sonntag neben seiner Frau im Gottesdienst.

Eines Tages machte Büchsel einen Besuch bei dem Ehepaar. Als der Tee getrunken war, brachte der Mann die Bibel und bat den Gast um eine kurze Andacht. Büchsel las den 103. Psalm und sprach ein Gebet. Die Frau sah ihn mit leuchtenden Augen an, wie ein Mensch dreinschaut, wenn er einen Sieg errungen hat. Sie sagte: „Wundern Sie sich nicht, wir lesen jetzt jeden Morgen in der Bibel."

Zwischen Wagnis und Hingabe

Missionar Brinkert erzählt von einem Neger, der sich zu JEsus bekehrte. Die erste Wirkung war, daß ihm zwei Frauen davonliefen. Die dritte Frau, eine Mohammedanerin, ging nach einigen Wochen zu ihren Eltern zurück. Diese Frau liebte der Neger besonders, darum holte er sie nach sechs Wochen zurück.

Als Missionar Brinkert sich wunderte, daß die Mohammedanerin mitgekommen war, berichtete der Neger: „Sie hat drei Bedingungen gestellt, auf die ich eingegangen bin: Ich darf in ihrer Gegenwart nie den Namen JEsus nennen, nie zu Ihm beten, und wenn sie dabei ist, darf ich nie laut in der Bibel lesen. Ich habe diese Bedingungen angenommen." Missionar Brinkert war entsetzt: „Damit hast du alles aufgegeben!"

„O nein, Missionar! Sie hat vergessen, mir zu verbieten, ihr Christus vorzuleben. Das aber will ich tun, denn ich möchte meine Frau für Christus gewinnen!"

Der Neger bekam die Kraft, seiner dem Christentum feindlich gesonnenen Frau das Evangelium vorzuleben. Sie beschimpfte ihn, sie suchte ihn zu reizen, er aber blieb freundlich und schlug sie nicht, wie er es früher getan hatte. Eines Tages war sie in der Kapelle, ohne daß ihr Mann sie eingeladen hatte. Die Frau kam zum Glauben; sie erklärte, das Leben ihres Mannes sei für sie ein echtes Christuszeugnis geworden. Sie habe daran erkannt, daß JEsus Christus wirklich Gottes Sohn sei und daß auch sie diesen HErrn nötig habe.

Die neue EKD-Synode tagt

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) wird vom 1. bis 7. April 1967 in Berlin zur konstituierenden Sitzung der vierten Legislaturperiode in getrennten Versammlungen zusammentreten. Die Synodalen der 19 westlichen Gliedkirchen und West-Berlins halten ihre Beratungen im evangelischen Johannesstift in Berlin-Spandau, die Synodalen der acht östlichen Gliedkirchen im Stephanusstift in Berlin-Weißensee.

Zur Eröffnung der westlichen Synodalversammlung findet am Sonntag, 2. April, um 10.00 Uhr in der Stiftskirche des Johannesstifts Berlin-Spandau ein Gottesdienst *statt, bei dem Oberkirchenrat Heinrich Riedel (München)* die Predigt hält. In der ersten Plenarsitzung am Nachmittag wird u. a. der Vorsitzende des Rates der EKD, Bischof D. Kurt Scharf, den Rechenschaftsbericht erstatten. Der Synodalgottesdienst für den östlichen Teil der Synode findet am 2. April in der Ost-Berliner Marienkirche statt und wird von Generalsuperintendent Gerhard Schmitt gehalten.

Eine der ersten Aufgaben der Synode ist die Wahl des neuen Rates der EKD, der künftig fünfzehn Mitglieder (bisher zwölf) haben wird sowie die Wahl des Ratsvorsitzenden. Die Erweiterung des Rates erfolgt aufgrund eines Kirchengesetzes vom März 1966. Die Tagesordnung sieht ferner u. a. Berichte des Diakonischen glieder (bisher zwölf) haben wird, sowie die Wahl des Kirchlichen Außenamtes sowie Beratungen über Haushaltsfragen vor.

Allen, die im April Geburtstag haben, ein Geleitwort für das neue Lebensjahr:

Es ist besser, mit Gott im Dunkeln wandeln, als ohne Ihn im Licht. (Sailer)

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„Friede sei mit euch", so grüßt der Auferstandene Seine Jünger und auch uns. Er weiß, daß wir ohne Seinen Frieden ein Herz voll Unruhe haben, auch wenn wir äußerlich so auftreten, als seien wir die Ruhe in Person. „Unser Herz ist unruhig, bis es ruhet, Gott, in Dir". Aber wie kommen wir zu diesem Frieden? Indem der Heiland Seinen Jüngern den Friedensgruß bringt, sagt Er ihnen das Wort von der Vergebung. Er vergibt den Jüngern ihr Zweifeln und Versagen, ihre Angst und Sorge und stellt sie vor die Aufgabe, Sein Vergeben weiterzugeben. „Welchen ihr die Sünde erlasset, denen sind sie erlassen". Auf eine dreifache Vergebung möchte ich heute hinweisen:

1. daß wir uns selbst vergeben lassen, was wir in Worten und Werken verkehrt getan, aber auch unterlassen haben; daß wir aber auch unsere Gedankensünden dem HErrn bekennen. Dem Heiland mußt du alle Sünde, auch die vorborgene Sünde sagen, sonst kann Er dir nicht vergeben und dir auch nicht den Frieden geben, den du haben sollst und gebrauchst. Gerade auch das, was du deinem nächsten Angehörigen nicht sagen willst, mußt du JEsus sagen. Und wenn du Ihm auch die verborgenen Fehler bekennst und Ihn auch um Vergebung bittest für das, was Er wohl verkehrt an dir erkennt, aber du noch nicht siehst, dann kann Er dir vergeben und dir helfen, zu einem neuen Leben mit Ihm. „Die Vergebung allein bessert", und gibt uns den Frieden ins Herz. Zugleich treibt uns Sein Friede dazu,

2. daß wir vergeben denen, die sich an uns versündigen, daß wir Frieden machen mit denen, mit denen wir bisher im Unfrieden gelebt haben. Es kann vorkommen, daß wir mit einem Menschen im Unfrieden sind, ohne daß er es merkt, daß wir ihm noch zürnen. Natürlich gibt es auch Zwiespalt unter Menschen, den wir aufrecht erhalten wollen, bis daß der andere seine Schuld anerkennt und um Vergebung bittet. Aber „der Klügere gibt nach!" Es ist aber nicht nur klug, sondern deine Pflicht, die ganze Feindseligkeit zum Frieden zu bringen. Und wenn der HErr dir vergeben hat, dann kannst du auch in Seiner Nachfolge vergeben denen, die sich an dir versündigt haben, und JEsu Wort wahrmachen: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen". Wie getrost und zuversichtlich wirst du in deinem Krankenzimmer sein, wenn du einem vergeben kannst, der sich an dir versündigt hat. Du selbst wirst in größerem Frieden dein Leiden tragen und

3. auch dazu beitragen, daß andere, von denen du weißt, daß sie im Kampf und Streit liegen, sich durch deine Fürbitte versöhnen; sich wieder grüßen und zum Frieden kommen. Dazu kannst du mit deiner täglichen Fürbitte um Seinen Frieden beitragen. G. Sch.

Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Vierzehnter Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Das Dankopfer

Was uns aber am meisten bewegt hat und immer wieder bewegt, ist die Weise, wie diese Gemeinde nach einem sichtbar gesammelten Hören auf die Predigt nun ihr sonntägliches Opfer darbringt. Da werden Bambusschalen von den Vorstehern herumgereicht und der Ertrag zum Altar gebracht. Es sind kleinere und größere Münzen in einem Volk, das kaum Bargeld besitzt. Da treten Frauen aus den Bänken nach vorne, ihre Tragetücher, mit Reis gefüllt, in der Hand. Alles wird in die große Opferschale neben dem Altar ausgeschüttet. „Offerings" (Opfergaben) nennen die Leiter der Gemeinde mir diese Spenden mit dem englischen Ausdruck. Es ist mehr als „das Uebrige", wo der Tagelohn eines Kulis, eines landwirtschaftlichen Arbeiters, 1 Rupie und 50 Paisas beträgt, in unserem Geld etwa 80 Pfennig.

Diese Opferhandlung mit dem Gebet über dem eben dargebrachten Opfer und jedesmal mit einem Vers von „Lobe den HErrn" eingeleitet und mit „Nun danket alle Gott" beschlossen, ist neben Glaubensbekenntnis und Vaterunser (gemeinsam gesprochen) und natürlich der Predigt, einer der Höhepunkte dieses Gottesdienstes.

Man muß dazu wissen, daß jede dieser Hausmütter, die hier ihre Spende zum Altar trägt, an jedem Tag der Woche von dem täglichen Reisquantum einen Teil absondert und für das Sonntagsopfer bereitgelegt hat. Uns kommt hier die Frage: Ob nicht schon die Form, in der wir das Geben und Spenden in unseren Gottesdiensten (nach Beendigung, beim Ausgang) vollziehen, diesem Teil des Gottesdienstes etwas von seiner eigentlichen Würde und Bedeutung abbricht?

Noch einmal begrüßt

Daß der Leiter des Gottesdienstes, Pastor Samuel Dung-Dung, nach dem Segen die Gemeinde noch mit dem die 250 000 Adivasi-Christen verbindenden Gruß: „JEsus sahai" (JEsus helfe dir) verabschiedet, unterstreicht die familiäre Atmosphäre, in die wir dann durch ein herzliches Begrüßungswort auch aufgenommen werden. Indem ich für diesen liebenswürdigen Willkomm nun auch hier in der Kirche danke, von Pastor Minz, der vor Jahren in Deutschland und auch in Ostfriesland war, verdolmetscht, habe ich Gelegenheit, die mir von unserer Filsumer Gemeinde aufgetragenen Grüße zu überbringen.

Noch einmal werden wir — nun zum 3. Male — bekränzt (die guten „Aja", die indischen Hausangestellten, zählten nachher, als sie sie alle auf der Veranda aufhängten, mit größter Freude 28 dieser Blumengewinde). Dabei wird uns noch eine besondere „Ehrung" zugedacht. Da man nämlich hierzulande die Leiter vom kirchlichen „Compound" mit dem englischen Wort „Fathers" (Väter) betitelt, werden wir in humorvoller Ansprache und mit schmunzelnder Zustimmung der ganzen Gemeinde in den besonderen Rang eines „Grandfathers" und einer „Grandmother" (honoris causa = „ehrenhalber", versteht sich) erhoben. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß uns dieser Würdename der Großeltern bei unserer „fortgeschrittenen Jugend" nicht mehr ganz fremd ist. Dafür sorgen schon die Enkelkinder.

Am Abend

Dieser erste volle Tag und Sonntag klang nach dem Erlebnis dieses adventlichen Gottesdienstes aus mit einer ersten kleinen „Feldbegehung" und einem ersten Gang nach dem neheliegenden Dorfteil mit seinen im Schatten ehrwürdiger Baumriesen und Bambusbüschen geborgenen niedrigen Häusern und Höfen, mit seinen Feiertagsruhe haltenden, in der milden Abendluft sich ergehenden Bewohnern und den neugierig auf uns blikkenden Kindern mit ihren großen, erstaunten und etwas ängstlichen Augen.

Bald werden wir auch einen Einblick in das Alltagsleben dieser uns mit „JEsus sahai" freundlich grüßenden Menschen tun. Fast schien es uns, als ob die schwarzbunten Ostfriesen, die sich hier schon länger als wir akklimatisiert haben, uns mit einigem Verwundern ansahen. Ob sie sich, nachdem wir sie im ostfriesischen Platt angeredet haben, unserer Sprache und der fernen Heimat etwa noch dämmernd erinnern? Vielleicht komme ich ihnen morgen schon bekannter vor. Ostfriesen treffen sich bekanntlich in der ganzen Welt! Se mutten sük erstmol recht in de Oogen kieken.

Weihnachten in Khuntitoli

22. Dezember. Nun ist Weihnachten ganz nahe. Wer damit freilich „den leise rieselnden Schnee" verbindet oder die Welt im Rauhreif verzaubert sehen möchte oder doch mindestens sich einen trüben Wintertag vorstellt, um in die rechte Weihnachtsstimmung versetzt zu werden, der kommt in diesem Land nicht auf seine Kosten. Von der rückwärtigen Veranda „unseres" Bungalows haben wir alltäglich den reizvollen Blick auf die sanft zum Fluß abfallenden, im strahlenden Sonnenschein liegenden Felder, am Horizont von einer malerischen Kette bewaldeter Berge begrenzt.

Bis vor einigen Tagen waren Frauen täglich damit beschäftigt, den Reis mit der Sichel zu schneiden. Trecker holen die kostbare Frucht zur Farm und damit gleich zum Dreschplatz. Die Dörfler tragen auf den Enden eines Bambusstockes die gebündelten Garben zu ihren Häusern. Das Stroh wird auf vier Pfählen, die oben miteinander verbunden sind und einen tragfähigen Boden geben, wie eine Heumiete auf Ständern in luftiger Höhe gestapelt oder in noch kurioserer Weise in den Verzweigungen eines Baumes aufgeschichtet, fast versteckt unter dem herabhängenden Laubdach. So können es die nach der Ernte frei weidenden Kühe auch mit langgestrecktem Hals nicht erreichen.

„Barakana"

Aber heute ist auf der Farm der weihnachtliche Abschluß der Erntearbeit in Gestalt eines einzigartigen Festessens, das alle ständigen Mitarbeiter der Farm zu einer großen Familie versammelt. „Barakana" ist im Hindudialekt der Einheimischen diese vorweihnachtliche Feier genannt. Meine Frau und ich dürfen als Gäste daran teilhaben.

Draußen — unter den hohen Bäumen zwischen dem Bungalow des Leiters und den gegenüberliegenden des indischen Farmmanagers Minz, sozusagen in der Mitte des Compounds — werden von Frauen und Männern unter vergnügtem Zurufen auf ein paar zusammengetragenen Steinen die Feuer entzündet, auf denen nun die verschiedenen Delikatessen für diesen Abend zubereitet werden.

Pastor Minz, die Farm- und Genossenschaftsmanager, der Leiter der Highshool, der Middle-Shool und der Landwirtschaftsschule, unser Schwiegersohn und wir dürfen auf Bänken und Stühlen Platz nehmen — um den einzigen Tisch. Alle anderen hocken auf dem trockenen Boden nieder. Einige Petroleumlampen verbreiten um sich einen dämmrigen Lichtkreis. Auf dem Tisch stehen ein paar Kerzen, und über uns, durch das breitausladende Laubdach der Bäume vielfältig gebrochen, das volle Licht des Mondes, gerade soviel Helligkeit, daß wir sehen können, was aus den aus kräftigen Blättern kunstvoll zusammengenähten Blatt-Tellern nach indischer Manier von den Männern serviert wird. Daß Frauen bedienen, ist hierzulande nicht üblich. Hier waschen und spülen sie, indem sie in messingnen Schalen einem jeglichen Gast warmes Wasser vorsetzen, unsere Hände, so daß wir nun getrost in die bis an den Rand gefüllten Teller „ganz ohne" Anwendung von Messer und Gabel hineingreifen können. Daß meine — meine Frau ist darin schon geschickter — Unbeholfenheit auch ein wenig zur Belustigung und zu ausgesprochener Heiterkeit beiträgt, brauche ich nicht zu verhehlen.

Erstaunlich, was die Köche uns vorsetzen. Natürlich Reis in Fülle, auf einem besonderen Blattgefäß Tomatensoße, ferner das beliebte „Dal", aus einer Hülsenfrucht, die der Linse ähnelt, gewonnen. Eine Soße mit pikantem Geschmack, zu dem 13 verschiedene Gewürze ihren Beitrag leisten. Dazu wird Kuh- oder Ziegenfleisch und zusätzlich Hühnerfleisch serviert. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Wir wollen an Ihn glauben

Matthias Claudius schrieb an Andreas über JEsus: „Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich Gutes und in sich Großes, als die Bibel von Ihm sagt, ist nie in eines Menschen Herz gekommen... Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgeht und sein innerstes Bedürfnis, sein geheimstes Ahnen und Wünschen erfüllt. Wir wollen an Ihn glauben, Andres, und wenn niemand mehr an Ihn glaubt."

Du bist bei mir!

„Als ich einmal todkrank in Maissur in Indien lag, habe ich dabei lange vergeblich versucht, mich auf meinen Namen zu besinnen. Er fiel mir nicht mehr ein. Aber hell leuchtete mir der Name JEsus — ein Sinnbild dafür, daß uns im Sterben alles versinkt, wirklich alles — aber Er bleibt! Das war in jenen schweren Wochen mein wundersamer Trost: Du bist bei mir!

Wenn wir sterben, mögen liebende Menschen noch so hingebungsvoll um uns sein — den Schritt durch die dunkle Pforte müssen wir allein tun. Und doch nicht allein, wenn wir die Gewißheit im Herzen tragen: Du bist bei mir — Du, dem ich ins Herz schaue, wenn ich auf das Kreuz von Golgatha blicke. Wie wird es sein, wenn der Christ drüben zum ersten Male stammelnd sagen kann: „Du bist bei mir!"

Das ist ja die seltsame Aehnlichkeit zwischen Sterben und Beten: In beiden tritt der Mensch allein vor Gott. Wer es im Beten gelernt hat, wird es im Sterben können."

D. Paul Le Seur.

Wir brauchen Leitbilder!

Sundar Singh

(1889 bis 1929)

„Da ist jemand, der Sie sprechen möchte; seinen Namen kann ich nicht verstehen, aber er sieht wie JEsus aus" — so kündigte in den zwanziger Jahren irgendwo in England eine Hausangestellte einen Besuch an. Der Mann, der Einlaß begehrte, glich tatsächlich unserm HErrn. Nicht nur sein weites, indisches Gewand unterstrich diese Aehnlichkeit. Sein Gesicht strahlte einen wunderbaren Frieden aus. Er hieß Sundar Singh und gehörte zu den merkwürdigsten Christen unseres Jahrhunderts. Sein Lebensweg hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem des Apostels Paulus.

Am 3. September 1889 wurde er in Rampur im Pundschab am Indus geboren als Sohn reicher und frommer Eltern. Die Familie gehörte der Sikhreligion an, einem Glauben, der die besten Seiten des Hinduismus und des Islam zu verbinden sucht. Früh wurde es dem Sundar eingeprägt, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebe, sondern die geistliche Speise wichtiger sei.

Aber die Mutterreligion gab ihm nicht ausreichende Antwort auf die Fragen des Lebens. Während er die Schule der presbyterianischen Mission besuchte, lernte er die Bibel kennen. Doch sie überzeugte ihn nicht. Im Gegenteil: ein fanatischer Haß gegen Christus und die Christen erfüllte bald sein Herz. Eines Tages zerriß er sein Neues Testament vor den Augen der Mitschüler. Der Kampf zwischen Christus und den heiligen Büchern seiner Sikhreligion führte schließlich zu einem neuen Wutausbruch, bei dem er im Elternhaus die Bibel verbrannte.

Doch Christus ließ ihn nicht los. Da er nirgendwo die ersehnte „santi" (Frieden) fand, faßte der Fünfzehnjährige den verzweifelten Entschluß, sich zu töten, um in einem anderen Leben leichter Gewißheit zu gewinnen. Er wollte sich vor den Frühzug werfen, der täglich an seinem Elternhaus vorbeibrauste. Kurz vor der Ausführung dieses Entschlusses betete er noch einmal in seinem Zimmer, das plötzlich von einem wunderbaren Licht erhellt wurde. In diesem Licht sah er die Gestalt Christi, der ihm die Worte zurief: „Wie lange willst du mich verfolgen? Ich bin für dich gestorben, ich habe für dich mein Leben hingegeben."

Wir haben es heute schwer, den Bericht von dieser Christusbegegnung, den Singh in seinem Tagebuch hinterlassen hat, als „bare Münze" hinzunehmen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß damals ihm der Durchbruch zu einem festen, frohen Glauben, zu einer bleibenden Verbindung mit dem Auferstandenen geschenkt wurde. Trotz vieler Widerstände im Kreise der Verwandten ließ er sich taufen. Im Gewande des indischen Mönches, als „Sadhu", zog er auf Missionsreisen durch den Osten. In gefahrvollen Augenblicken spürte er die Nähe seines HErrn. — Auch im Westen, in Europa und Amerika, bezeugte er seinen Glauben. Im Frühjahr 1929 brach Singh wieder zu einer Predigtfahrt nach Tibet auf, von der er nicht zurückkehrte. Vielleicht hat er den Märtyrertod für das Evangelium erlitten. Er bleibt für uns ein gewiß rätselhaftes, aber unübersehbares Zeugnis dafür, daß Christus lebt.

mbg

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Wir Ostfriesen kennen keine Hirten. Unsere Schafe weiden auf den Wiesen und an den Häusern. In anderen Gegenden gibt es noch Hirten. Trotzdem verstehen wir Ostfriesen sehr gut, was der Heiland damit sagen will, daß Er nicht nur ein guter Hirte, sondern der gute Hirte ist. Er ist der Mann, der auch heute noch den verlorenen Schafen, den kranken und elenden und alleinstehenden Schafen, den irrenden Schafen nachgeht und sie zu Seiner Herde wieder zusammenzubringen sucht.

Wo und wann du Sein Wort hören kannst, da achte auf Ihn, ob Er nicht gerade dir etwas zu sagen hat. Ein Wort zur Geduld, zur getrosten Hoffnung, zum Frieden oder gar zur Freude hat Er gewiß für dich. Denn es ist schon so, wie der Psalm sagt (Psalm 34, 6): „Welche auf Ihn sehen, die werden erquickt". Wenn du obendrein Ihn bittest, Er möge dir ein Wort sagen, das in deiner Lage dir helfen solle, dann kannst du gewiß sein, daß Er es fertigbringt, dir das Wort zu sagen, — und sei es durch Angehörige oder durch deinen Pastor — daß Er es dir sagen läßt. Das ist gerade das Wunderbare an dem guten Hirten, daß Er für jeden ein besonderes Wort hat, das gerade ihm in seiner Lage helfen soll. Vielleicht wird heute vielen Lesern dieses Wort JEsu helfen: „Meine Schafe werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn alles; und niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen" (Joh. 10, 27—29).

„Und ich kenne die Meinen". Er kennt uns auch noch, wenn wir Ihn vergessen oder uns so betragen, als gehörten wir gar nicht zu Ihm. Er kennt uns auch, wenn wir vor Schmerzen und Not nicht an Ihn denken; Er kennt uns auch, wenn wir in all der Drangsal und Ungewißheit der Krankheit und Betrübnis zu Ihm aufsehen als den einzigen Helfer in der Not. Er kennt uns und weiß, wieviel Er uns zumuten darf und kann, damit wir Ihm zu Ehren leiden und durch Ihn immer wieder Rat und Trost finden in Not und gar auch im Sterben. Er kennt die Seinen, wenn sie ins Tal des Todes gehen müssen, und muntert sie so auf, daß auf ihrem Angesicht der Schein des Friedens und getroster Hoffnung liegt. Er ist der gute Hirte, „der mich liebt und der mich kennt und bei meinem Namen nennt."

Darum ist Er auch uns so bekannt als Nothelfer, aber auch als der HErr, der uns zumutet, mit Ihm zu leiden; und als Heiland, dem wir alles anvertrauen dürfen, was uns quält oft bis in die Nacht hinein, auch die heimliche Sorge um Kinder und Kindeskinder. Nur daß du es lernen mußt, die Sorgen ganz auf Ihn zu werfen und es Ihm zu überlassen, wie Er alles besser hinausführen wird, als du es dir denken und vorstellen kannst. Die Seinen kennen Ihn als den Wundermann, „der bald erhöhn, bald stürzen kann."

G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Fünfzehnter Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Tammo Fokke

Du, liebe Sonntagsbotengemeinde, möchtest verstehen, solch ein „Barakana", solch ein kräftiges Mahl, ist nur an besonderen Höhepunkten des Jahres oder bei außerordentlichen Veranstaltungen. Hier sollte es zugleich ein Mahl der Dankbarkeit und der Freude an der gemeinsam eingebrachten Ernte sein, das die Farm all ihren Mitarbeitern bereitet.

Dieses dankbar fröhliche Empfinden erhielt nun noch seine besondere Note durch das am gleichen Tage eingetretene frohe Ereignis der Geburt des dritten Kindes des „Sabeb" (mit diesem Titel reden die Leute vom Compound den Leiter an). Gerade vor Eintreten der Dunkelheit war der glückliche Vater aus dem 80 km entfernten Hospital heimgekehrt. Pastor Minz, der diese Feier in das Licht der Weihnachtsbotschaft stellte und mit Gebet einleitete und beschloß, gedachte in Dank- und Fürbitte der Mutter und des Kindes. Auf Wunsch des Vaters klang in Hindi und Deutsch der Choral „Lobe den HErrn" weit durch die Abendstille, um dann fortzuklingen in dem Jubel vieler weihnachtlicher Gesänge und Lieder.

Sie gaben diesem eigenartigen und feierlichen Mahl etwas von der Würde eines „Liebesmahls", das die „Familie" der Christen damals in Jerusalem nach apostolischem Zeugnis von Zeit zu Zeit mit Loben und Danken zu gemeinsamen Essen und Trinken der guten Gaben Gottes zusammenführte. „Sie nahmen die Speise mit Freuden und lauterem Herzen und lobten Gott."

Ein Stück weihnachtlicher Vorfreude, die natürlich erst mit dem Feiern mit der Gemeinde im Gotteshaus am Heiligen Abend und am hohen Festtag ihren eigentlichen Höhepunkt erreicht.

Vorbereitungen

24. Dezember. Schon am Tage vorher und in der Morgenfrühe werden die Wege um den Compoundplatz und vor den beiden Bungalows zum Fest würdig hergerichtet. Genau wie wir einst in Ostfriesland die Küche mit zusammengebundenen „Rüschen" auszustauben pflegten, so sieht man die Frauen hier mit gekrümmten Rücken mit ähnlichen Handbesen den Staub emporwirbeln. Der Hausvater hat einen Bambusstock mit Zweigen eines „Lebensbaumes" besteckt, der unsere deutsche Weihnachtstanne ersetzen muß.

Zu nachmittäglicher Stunde trifft, von den beiden Aeltesten mit uns sehnlich erwartet und von dem freundlichen deutschen Arzt selbst im Ambulanzwagen eines Missionskrankenhauses gebracht, die junge Mutter mit dem erst zwei Tage alten „Chotababy", wie der Aelteste sagt (in Hindi: kleines Baby) ein. Die Wöchnerin kann zu Hause nun von der eigenen Mutter betreut werden, die sich auf diese Weise mit ihrer großmütterlichen Erfahrung mit Freuden nützlich machen kann.

Der heilige Abend

Mitten in all diesem dankbaren Erleben und der letzten Vorbereitung auf den Verkündigungsdienst, den ich in der um 6.00 Uhr beginnenden Christvesper zu übernehmen gebeten bin, gehen die Gedanken natürlich heimwärts — zu den dort verbliebenen Kindern, zu Mutter Bruns in Ammersum und ihrer Familie und zu allen Bekannten und Unbekannten Gliedern unserer heimatlichen Gemeinden, die — freilich mit einer „Verspätung" von 5 Stunden fast — sich jetzt auf dieselbe hohe Feier der Geburt unseres HErrn in unseren kerzenerhellten ostfriesischen Gotteshäusern sammeln.

Dabei — so erfuhren wir bald nach Neujahr — hat die Lieben in der Heimat noch gerade kurz vor dem Aufbruch zur Christvesper das am Abend des 22. aufgegebene Telegramm erreicht, so daß dort wie hier sich die Freude an dem einzigartigen Kind in der Krippe, JEsus, sich verband mit der Dankbarkeit gegen den gütigen Vater, der, wenn Er will, über Bitten und Verstehen segnen kann und der uns in jedem Kind das Wunder Seiner Schöpfermacht und Vatergüte sehen läßt, auch in jedem dieser kleinen braunen, reizenden Geschöpfe, die nun, fest in dem Sari der Mutter gehalten und gebunden, mit ihren großen Augen in den Kerzenglanz auf den Zweigen der beiden jungen Mangobäume schauen, die mit ihren kräftigen Blättern je zu beiden Seiten des Altars stehen.

In der geschmückten Kirche

Sie sind, wie auch der Raum unter dem Schrägdach, über und über mit Buntpapier in allen möglichen Figuren geschmückt. Girlanden in allen Farben sind mit spielerischer Freude am Schmücken dieses schlichten Gotteshauses von einem Balken zum andern geschlungen. Sie hängen wie ein bunter Baldachin über der feiernden Gemeinde. Kerzen auf dem Altar und am Ende der Bankreihen — hier auch die einzigen Lichtquellen — geben dem Raum eine dämmerige Helle und jene stimmungsvolle Atmosphäre, die bei allem, was kritisch dagegen eingewendet werden könnte, doch die Christenheit in Ost und West an diesem Abend nicht entbehren möchte. Kopf an Kopf füllt nun diese große, buntfarbige Gemeinde das kleine Kirchlein. Nach Ansage des Eingangsliedes singt und klingt es im Raum zum Jubel der Heiligen Nacht. Aus ihren niedrigen Lehmhütten im großen Umkreis des Compounds sind sie nach der abendlichen Abkühlung — natürlich zu Fuß — zusammengeströmt, um nun miteinander in das Licht des Wunders der Heilandsgeburt von Bethlehem zu treten.

Man braucht nicht viel Fantasie, um die Empfindung zu haben, als wären wir mit dieser Gemeinde, die hier zwischen den getünchten Wänden unter dem rohgezimmerten Gebälk auf dem Lehmboden hockt oder auf den Holzbänken sitzt, dem Geschehen im Stall von Bethlehem nähergerückt, so wie es in gläubiger Einfalt des Herzens und mit dem künstlerischen Ausdruck anbetender Freude der „Weihnachtsaltar" von Filsum darstellt.

Die Predigt

Das Schönste aber — für mich und meine Frau ein unvergeßlicher Eindruck — sind diese großen, von weihnachtlicher Erwartung erfüllten Augen dieser braunen Menschen, die sich jetzt zunächst auf die Person des aus Ostfriesland kommenden Predigers mit spürbarer Spannung konzentrieren, um dann in dieser wunderbaren Einheit von Auge, Ohr und Herz der Botschaft von dem Wunder von Bethlehem zu lauschen, dem Prediger und seinem trefflichen Dolmetscher, Pastor Minz, das Wort vom Munde abnehmend.

Auch hier dürfen wir es erfahren, was wir auch für den schlichteren Gottesdienst nur immer wieder erbitten können, daß Er selber, der lebendige HErr, durch alle Besonderheiten der Völker und Rassen hindurch, durch unsern schwachen und so unvollkommenen Dienst Menschen anspricht.

Fröhliches Singen

Das der Predigt folgende jubelnde Singen und Klingen aus vieler Mund, in dem die hellen Kinderstimmen immer wieder hörbar den lautstarken Gesang der Aelteren, besonders der vielen Männer, durchdringen, ist die dankbare Antwort auf die Botschaft der Heiligen Nacht. Sie setzt sich noch nach Beendigung der Christvesper hier im Kirchlein fort. Eine Gruppe nach der anderen singt noch ein weihnachtliches Lied, wenn sie der eben aus Deutschland heimgekehrte Pastor Soreng fröhlich ermuntert. Auch wir Deutschen werden aufgefordert, eins unserer deutschen Weihnachtslieder vorzusingen. So geben unser Schwiegersohn, meine Frau und ich, der ich weniger schön als laut singen kann, uns Mühe, und warten mit dem innigen Lied: „Der Heiland ist geboren, freu dich, o Christenheit" und dem feinen, im Volkston gehaltenen Lied von Hermann Claudius auf: „Wißt ihr noch, wie es geschehen, immer werden wir's erzählen, wie wir einst den Stern gesehen mitten in der dunklen Nacht". Damit hatte ich auch meine Predigt beendet. Dies Lied hat seit Jahren in unserer Filsumer Gemeinde Eingang gefunden, und wir wußten, daß es am gleichen Abend — natürlich fünf Stunden später — auch in unserem Gotteshaus daheim von unserem Singkreis gesungen werden sollte. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

JEsus Christus wahrer Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und wahrer Mensch von der Jungfrau Maria geboren — mein HErr und mein Gott! Diese Freude erfährt der wahrhaft Angefochtene.

Wer vermag es auszudenken und auszureden, was es schon für die Zeit unseres irdischen Lebens heißt: „Doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden." Aber vergessen wir darüber nicht, in der ewigen Herrlichkeit dürfen es die Angefochtenen schauen, was sie hier auf Grund Seiner Zusagen geglaubt haben. Darüber können wir nur stammelnd reden. Aber — Sein Wort ist wahr und trüget nicht und hält gewiß, was es verspricht im Tod und auch im Leben: „Meine Freud und Herrlichkeit sollst du sehn in Ewigkeit, mit den Engeln jubilieren, ewig, ewig triumphieren." Amen.

Pastor Köppen, Emden

Wir werden auferstehen



Im Lichte der biblischen Erfahrung bieten uns gewisse Vorgänge im Leben der Natur Beispiele und Vergleiche, die uns anschaulich machen können, was gemeint ist, wenn der christliche Glaube von der „Auferstehung des Leibes" spricht. Wir denken an die unbegreiflichen und doch wirklichen Verwandlungen, die wir im Naturgeschehen wahrnehmen können:

Da ist oft die als häßlich empfundene Raupe; aber nach einem geheimnisvollen Verwandlungsprozeß entwickelt sich daraus der freischwebende Schmetterling in seiner Farbenpracht. Das winzige Saatkorn wird in die Erde gelegt, und die Frucht ist die schwere, goldene Aehre. Die Bäume recken stumm und kahl ihre schwarzen Aeste zum Himmel, und im Frühling leuchten sie auf in weißer und roter Blütenpracht. Das Schneeglöckchen leuchtet mit seinen kunstvoll geformten Blüten schon aus dem Erdboden hervor, wenn noch Eis und Schnee es umgeben.

Diese und eine Fülle anderer Verwandlungen im natürlichen Leben müssen uns doch zu denken geben. Sie sind Gleichnisse für Gottes Schöpferkraft, die aus dem Tode neues Leben erweckt nach dem Zeugnis der Bibel:

„Es wird gesät in Vergänglichkeit, aber auferweckt in Unvergänglichkeit; es wird gesät in Armseligkeit, aber auferweckt in Herrlichkeit; gesät wird in Schwachheit, auferweckt in Kraft; gesät wird ein natürlicher Leib, auferweckt ein geistlicher Leib. So gut es einen natürlichen Leib gibt, so gibt es auch einen geistlichen" (1. Korinther 15, 42—44).

Die Entscheidung für oder gegen den Glauben an die Auferstehung des Leibes fällt in der Entscheidung für oder wider die Auferstehung JEsu. Der auferstandene Christus ist der „Erstling" derer, welche den neuen Auferstehungsleib erhalten. Ist Christus der leiblich Auferstandene, dann kann es gar nicht anders sein, als daß alle, die an Ihn glauben und die von Ihm durch den Tod zum neuen Auferstehungsleben hindurchgeführt werden, als Seine nachfolgenden Brüder teilhaben an der kommenden Auferstehung des neuen Leibes.

Prof. D. Dr. Walter Künneth

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„Ihr werdet traurig sein. Doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden", so verheißt unser HErr auch den Kranken. Gewiß sind viele Kranke und Notleidende traurig darüber, daß sie leiden müssen und nicht so können, wie sie gerne wollten. Mancher muß ja gerade zur Unzeit krank sein und behindert auch durch seine Krankheit seine Angehörigen, die vielleicht gerade Hochzeit feiern oder draußen schwer arbeiten müssen. Um so größer ist die Traurigkeit. Und wenn nun noch hinzukommt, daß einer in seiner Krankheit die Verbindung mit dem Heiland verliert, weil er es nicht einsehen kann, daß der HErr ihn gerade jetzt krank werden läßt, dann ist die Traurigkeit so groß, wie sie bei den Jüngern war, als der HErr von ihnen ging und ihnen sagte: „Ihr werdet traurig sein". Irgendwie geht Christus uns den Weg voran, auf dem wir Ihm folgen sollen. Bis aber in uns Menschen Widerwille und Widerstand gebrochen sind, und wir gehorsam Ihm folgen, gebrauchen wir Zeit. — Und wiederum kostet es Zeit, in der wir lernen, mit Ihm willig zu leiden, weil Er es so will. Aber indem wir uns innerlich so ganz überwinden lassen, wird zugleich unsere Traurigkeit von uns genommen, und die Freude fängt an, mit Christus zu leiden, weil Er es so will und wie lange Er uns die Leidenszeit zumutet. Wir erleben es, daß unsere Traurigkeit in Freude verkehrt wird.

Ist es nicht eine Freude, wenn die Nacht vergangen und der Tag angebrochen ist und du Ihm danken kannst, daß Er mit Seiner Hilfe dir beistehen will? Du darfst Ihn um Gehorsam und Demut bitten, auch um Besserung und Genesung. Du darfst Ihn bitten, daß Er deinem Arzt Weisheit und Freudigkeit gebe und allen denen, die dir helfen wollen und müssen, daß sie das alles mit Freudigkeit tun und nicht mit Seufzen. Mir ist das immer eine Freude gewesen, daß ich schon am Morgen den Heiland für alle die bitten konnte, die am Tage mir helfen mußten. Und wenn am Tage sich Schmerzen einstellen oder deine Genesung sich nicht so schnell einstellt, wie du gehofft hast, so bleibt es dennoch deine Freude, daß du vom Heiland neuen Mut zum Leiden bekommen kannst und dessen gewiß wirst, daß auch deine Zeit in Seinen Händen steht. Dennoch heiß mein Glaube! Dennoch bleibst Du auch im Leide, JEsus, meine Freude. G. Sch.

JEsus siegt!

Daß JEsus siegt, bleibt ewig ausgemacht,
Sein wird die ganze Welt.
Denn alles ist nach Seines Todes Nacht
in Seine Hand gestellt.
Nachdem am Kreuz Er ausgerungen,
hat Er zum Thron sich aufgeschwungen.
Ja, JEsus siegt!
Ja, JEsus siegt! Sei's, daß die Finsternis
im Trotzen wütend schnaubt,
sei's, daß sie wähnt, mit ihrem giftigen Biß
hätt' sie Ihm viel geraubt:
die Seinen läßt in Not und Grämen
sich unser Held doch niemals nehmen. Ja, JEsus siegt!
Ja, JEsus siegt! Wir glauben es gewiß,
und glaubend kämpfen wir.
Wie Du uns führst durch alle Finsternis,
wir folgen, JEsu, Dir.
Denn alles muß vor Dir sich beugen,
bis auch der letzte Feind wird schweigen.
Ja, JEsus siegt!

J. Chr. Blumhardt

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Sechzehnter Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Weihnachtsgottesdienst in Simdega

25. Dezember. In Simdega, dem „Kreis"- und Marktort ist es am Weihnachtsfeiertag nicht anders als sonst. Für die Hindus und die Moslems ist zusätzlich Feiertag. Die Behörden sind nicht zu sprechen. Aber das Geschäftsleben nimmt wie alle Tage seinen Fortgang. Von äußerer Sonntagsruhe ist hier nichts zu spüren.

Aber als wir — der Fahrer der Farm bringt mich mit Pfarrer Minz im Mercedes zu dem Gottesdienst der dortigen großen Gemeinde — in den Ort einfahren, sehen wir bald, daß einzelne und dann mehrere Glieder der Christengemeinde dort sich auf dem Weg zu dem abseits gelegenen Kirchlein befinden. Hier erwartet uns der größte Teil der Besucher auf dem Vorplatz, der durch einen künstlichen Laubengang (einfach Pfähle, mit Holzverstrebungen oben verbunden, auf denen Buschwerk aufgeschichtet ist) Schutz gegen die zunehmende Sonnenstrahlung bietet.

Hier im Schatten ist noch Platz für solche, die nicht mehr im Kirchraum unterkommen, vielleicht auch für „Zaungäste", für Nichtchristen, die es vorziehen, in einem gewissen Abstand der Predigt eines christlichen und europäischen „Sadu" (Das ist der Ausdruck für einen heidnischen religiösen Wanderprediger) zuzuhören.

Die Gemeinde hat für diesen Weihnachtsgottesdienst ein Lautsprechergerät aufgestellt, um die Predigt auch nach draußen zu übertragen, ein Zeichen, daß sie auch mit den Mitteln moderner Technik ihre missionarische Aufgabe an Hindus und Moslems ernst nimmt. Ich durfte in meiner „Hirtenpredigt" (Lukas 2, 15—20) auch an diesem Vorgang deutlich machen, daß die Haltung der Hirten wichtig sei, die „wieder umkehrten" und „priesen und lobten Gott und alles, was sie gehört und gesehen hatten". Sie sind nicht nur „innerlich" anders von der Krippe gegangen, als sie gekommen waren, ich fand auch keine Leisetreter, sondern lebendige „Lautsprecher", deren Herz voll ist und deren Mund darum übergeht vom Lob Gottes und von dem Zeugnis von dem Wort, „das zu ihnen von diesem Kinde gesagt war".

Freundliches Beisammensein

Eine herzliche Einladung, im Anschluß an die gottesdienstliche Feier mit den leitenden Männern der Gemeinde im gleichen kirchlichen Raum Tee zu trinken, nehme ich gerne an. Schnell ist ein Feuerchen auf dem harten Lehmboden des Kirchleins entzündet, ganz gefahrlos übrigens, weil dieser Raum überhaupt keine „Kirchenbank" hat, so daß man auf ihr — entschuldige, lieber Leser! — auch nicht einschlafen kann. Ein „Versammlungstisch" ist ebenso schnell, mit einer Tischdecke geschmückt, hereingetragen. Der Tee ist — abgesehen natürlich von dem ostfriesischen — nach meiner Erfahrung der „Beste der Welt", kräftig, süß und, wenn man ein wenig „duddig" wird, alle Sinne wieder weckend. Als Zukost gibt es gekochte Eier, Bananen und ein typisches Weihnachtsgebäck der Adivasis, wie man mir sagt. Das Schönste: Wieder dieses bescheidene, aber so herzliche und brüderliche „Liebesmahl" mit dem guten, freilich etwas mühsamen Gespräch in Englisch.

Heimfahrt

Nur langsam zerstreut sich die noch draußen wartende Menge der Männer und Frauen und der den Ausgang geradezu belagernden Kinder. Sie alle möchten noch, wie mir Pastor Minz deutlich macht, den fremden Prediger aus dem Lande Vater Gossners zum Abschied persönlich grüßen mit „JEsus sahai" und ihm die Hände schütteln, um sich dann wieder heimwärts zu begeben. Daß uns auf der Landstraße, im aufwirbelnden Staub zunächst nicht zu erkennen, drei Elefanten mit ihrer „Besatzung" hoch oben in luftiger Höhe begegnen, die, augenscheinlich aus dem Dschungelwald kommend, ihren Arbeitsplatz wechseln, gehört auch zu den Ueberraschungen dieser Kirchfahrt in eine Nachbargemeinde. Wenn dann gleich nachher einer der hochbepackten indischen Busse sich vorsichtig an diesen ehrwürdigen „Verkehrsteilnehmern" und uralten vierbeinigen „Beförderungsmitteln" vorbeischiebt — es könnte sonst Zusammenstöße geben, bei denen man nicht weiß, wer der Stärkere ist, empfindet man immer wieder den schockierenden Kontrast zwischen dem Alten und Neuen in diesem Land.

Trommeln

Am Ende dieses weihnachtlichen Erlebens mag schließlich nicht unerwähnt bleiben, daß zu diesem Alten noch die mannigfachen Aeußerungen des tief in der Seele dieses Volkes wurzelnden Brauchtums kommen, von denen das Trommeln uns am meisten überrascht und befremdet. Tag und Nacht fortgesetzt, klingt es in diesen Weihnachtstagen dann aus der Nähe, dann von Ferne, dann dumpfanschwellend oder abklingend und plötzlich wieder jäh und in schnellster Folge der Takte an unser Ohr, eines der Geräusche, die in der schweigenden Einsamkeit um so eindrücklicher sind.

Schon die Gestalt dieser hier im Lande gefertigten Instrumente sind in keiner Weise zu vergleichen mit den uns bekannten. Sie sind unentbehrlich bei jedem Willkomm, bei Hochzeiten und hohen christlichen Festtagen.

Das ist Weihnachten unter der Sonne des Südens, in anderen Kleidern, anderer Sprache, anderen Sitten, nur das eine ist ebenso wie bei allen, die mit Ernst Christen sind, nämlich das gesammelte Hören auf das eine Wort, das Fleisch wurde in JEsus Christus. Aber das gehört auch mit hinein in die Festfreuden dieser Tage: Das „Barakana", das Festmahl bei Kerzen und Oellenchten unter den herrlichen alten Bäumen mitten auf dem Compound mit Gebet und Lobpreis in der Abendstille — und zuletzt auch dies Trommeln und Singen und Springen vor den bescheidenen Lehmhütten, dieses Jahr im Schein des vollen Mondes und immer unter dem offenen Sternenhimmel, begleitet von dem unsichtbaren Riesenchor unaufhörlich zirpender Zikaden.

Das ist das Weihnachten dieses bei aller Armut zufriedenen Völkleins im Dschungel von Chotanagpur in diesem unendlich weiten Land voller Geheimnisse.



Nachzucht unserer ostfriesischen Schwarzbunten

Von Viehzucht und Ackerbau in Khuntitoli

Ich muß sagen, daß es gar nicht so leicht ist, korrekt und mit „Kuhverstand", das heißt mit bäuerlichem Sachverstand von „unsern Ostfriesen" zu berichten, van uns swaren Swartbunten mit de mojen ostfreesschen Wichternomen hier in Khuntitoli, wor uns Lü hör Ehr in sehn hefft, de plus minus 1500 DM vörn'n good Deer binanner to kollekteeren. Das könnten unsere Bauern und Bauernjungens in Filsum und anderswo natürlich viel besser. Unsereiner fängt leicht ein wenig an zu „dichten", was sich die guten Tiere wohl gedacht haben, als sie die „Neuankömmlinge aus Ostfriesland" mit ihren träumerischen Kuhaugen betrachteten. Vielleicht haben sie die stürmische und dann wieder so äquatorial-heiße Seefahrt mit ihren beiden ostfriesischen, blonden „Cowboys" Rabenberg und Austellat aus der Nachbarkirchengemeinde Detern von Januar bis März 1965 längst vergessen, vielleicht auch die grünen und fetten Wiesen in den „Kampen" und den Hammrichen Ostfrieslands und die so akkuraten „Achterennen" unserer ostfriesischen „Plaatsen". Das nennen die Experten dann: Sie haben sich so weit akklimatisiert.

(Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Wir kennen die Trauer der Jünger auch; oft starren wir wie gebannt auf all das Böse und Widergöttliche in unserer Welt und sind in Gefahr, darüber Gott aus den Augen zu verlieren. Aber Gottes Gemeinde lebt heute, und sie wird leben bis ans Ende der Tage, weil ihr HErr nicht einer ist, der einmal lebte und nun schon längst der Vergangenheit angehört, sondern weil dieser HErr heute lebt und heute in Seinem Geist unter uns am Werk ist. Jeden Tag neu kann Er uns begegnen — Grund genug, Ihm auch heute neue Lieder zu singen.

P. Janssen, Spiekeroog

Lob der Glocken

Haben sie überhaupt ein Lob nötig? Sie, die mehr als tausend Jahre Geschichte hinter sich gebracht haben? Die herabgeholt, eingeschmolzen und wieder gegossen wurden? Braucht man ihr Lob zu singen, nachdem Schiller es sozusagen „abschließend" getan hat?

Heute gibt es Leute, die zum ersten Male den Vorwurf erheben: Glockenlärm. Schont unsere Nerven, die genug gepeinigt werden von unabstellbarem Lärm, vom sozusagen schicksalhaften Existenzlärm.

Wir wollen diese Stimmen nicht überhören. Sie kommen aus der Stadt mit ihren oft sehr großen Glocken. Die „Poesie" der Glocken stellt sich erst ein, wenn man weiter von ihnen entfernt wohnt. Wir armen Kirchturmsnachbarn!

Was ist es also um die Glocke? Ist sie nur ein auf den Kopf gestülpter Bronzemörser zur Erzeugung von unzeitgemäßem, überholtem Lärm? Nein!

Die Glocke ist eine beseelte Stimme, die mit dem Alter edler und modulierter wird, dem edlen Weine vergleichbar. Sie ist eine nach außen rufende Stimme, eine hereinlockende Stimme, eine Beterin nach innen, wenn sie zum Vaterunser ertönt, eine versiegelnde Stimme, wenn sie den Toten begleitet, Mahnerin, Trösterin, voll geheimer Liebkosungen, Verkünderin, Geleit durchs Leben, Sängerin des Unsäglichen, Ruf und Zusage.

Wenn die Glocken gemeinsam ihre Stimme erheben, singen sie das Lob Gottes in jubelnder Harmonie. Denkt euch die tönenden Wellen der Glockenklänge über eurem Dorf, eurer Stadt weg — und beide sind trotz allem Existenzlärm ausgetrocknete Welt, ihrer höchsten Symbolkraft beraubt und verstummt.

Eine Pariser Glocke trägt aus dem Mittelalter die Inschrift: Paco cruentos. Ich besänftige die Erbitterten.

Laßt euch besänftigen, ihr Erbitterten. Es liegt ein Segen drin.

Philipp Krämer

Gebetswoche für die Einheit der Christen

In der Exaudi-Woche vom 7. bis 13. Mai wird in vielen Gemeinden die diesjährige Oekumenische Gebetswoche für die Einheit der Christen durchgeführt. Sie ist so gedacht, daß von Sonntag bis Sonnabend täglich ein Gebetsgottesdienst gehalten wird, für dessen Ordnung eine Handreichung zur Verfügung steht. Die Woche steht unter dem Epheserwort: Berufen zu einer Hoffnung.

Vor hundert Jahren

auf ostfriesischen Kanzeln gepredigt

Albrecht Janssen Frerichs

1859—1861 Pastor in Arle

1861—1895 Pastor in Emden

Aus einer Predigt am Himmelfahrtsfest
Text: Johannes 17, 12—26.

Wie arm wäre die Christenheit, wenn sie nichts hätte als eine menschliche Erinnerung an das, was der HErr vor Zeiten auf Erden geredet hat, nicht als ein unvollkommenes Verständnis derer, die zuerst Hörer des Wortes gewesen sind, aber mit allen Gebrechen menschlichen Unverstandes behaftet!

Nun aber wird unsere Christenfreude vollendet: Der geredet hat in dieser Welt in den Tagen Seines Fleisches, der redet noch zu uns als der Erhöhte, durch die Zeugen, die Er sich gerüstet, die Er sich geheiligt hat zum Dienst der Wahrheit, daß sie geistliche Sachen geistlich richten und das Geheimnis des Evangeliums kund tun für alle Welt.

Nun können auch wir unsere Hände falten, so oft wir um dieses Wort versammelt sind: „Heilige uns in Deiner Wahrheit, Dein Wort ist die Wahrheit", ja Dein Wort, nicht Menschenwort, obwohl es durch Menschendienst ausgegangen ist in die Welt, durch Gottesmänner, die der Geist des Vaters und des Sohnes geheiligt hat.

Nun können wir mit ihnen durch ihr Wort dem lebendigen Gott zugerichtet werden, ein wohlgefälliges Opfer, Ihm geheiligt mit allen Kräften, daß wir herauskommen aus dem Dienst der Sünde und der Welt, und Gott angehören.

Um so gewisser und kräftiger wird es geschehen, je heller uns aus dem Wort der Wahrheit dieser Kern des Evangeliums entgegenleuchtet: Der Name JEsu, der sich selbst für uns geheiligt und zum Opfer gegeben hat, damit wir im Glauben an Ihn in Wahrheit Gott geheiligt werden, ein Volk des Eigentums, ein priesterliches Volk, das Ihm dient im heiligen Schmuck!

So wird denn unsere Christenfreude vollendet mit der Erhöhung unseres Heilandes, und zwar durch das Werk, zu welchem Er Seine Zeugen rüstet.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„Wenn ich gehe, will ich den Tröster zu euch senden". Das ist eine Zusage des Heilandes, die uns wirklich zum Loben und Danken führen will. Wenn JEsus geht, läßt Er uns nicht allein, sondern sendet uns zum Trost seinen Geist. Der tröstet uns, weil Er uns noch näher ist als der auferstandene HErr. Denn der Auferstandene ist, wie auch JEsus in Seiner Erdenzeit, immer nur bei uns, um uns, vor uns, der Heilige Geist aber ist in uns und insofern uns noch näher als JEsus. Freilich kannst du nicht dem Heiligen Geist die Zeit vorschreiben, wann Er in dir reden darf. Das mußt du Ihm schon überlassen, zu welcher Zeit und was Er dir sagen will. Sicherlich ist es eine Zeit, in der du gerade an etwas anderes denkst als an JEsus. Aber achte auf Ihn, wenn Er dich auf JEsus hinweist, dir ein Wort von JEsus sagen will oder dich mahnt, still und gehorsam auf JEsus zu blicken.

Du hast auch den Heiligen Geist bekommen. Schon in deiner Taufe und dann in deiner Kindheitszeit, in der du so gerne von JEsus gehört hast, auch in der Zeit deines Konfirmandenunterrichts und am Konfirmationstage hat der Heilige Geist in dir gearbeitet. Vielleicht hast du später oftmals dem Heiligen Geist widerstanden, — aber jetzt will Er dir ein Tröster sein, der dich in deinem Elend trösten will.

Ist das kein Trost für dich, wenn Er dich mahnt, ein wenig mit JEsus zu leiden?, wenn Er dir die Freudigkeit gibt, daß JEsus auch im Leiden deine Freude ist: wenn du neben Geduld und Gehorsam im Leiden lernst, an andere zu denken und für solche zu beten, die ein größeres Leiden haben als du oder die in ihrem Leiden noch gar nicht an den Heiland denken; oder für die Millionen, die noch gar nichts vom Heiland gehört haben? Immer wirst du getrost auf den HErrn sehen, der nicht nur dir, sondern so vielen Menschen täglich zur Hilfe, zum Beistand und zur Ermahnung vorangeht. Ja, „Lobe den HErrn, meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen! Lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes getan hat". Und über dem Loben und Danken dürfen wir erleben: „Sein Geist spricht meinem Geiste manch süßes Trostwort zu: wie Gott dem Hilfe leiste, der bei Ihm suchet Ruh, und wie Er hat erbauet ein' edle neue Stadt, da Aug' und Herze schauet, was es geglaubet hat."

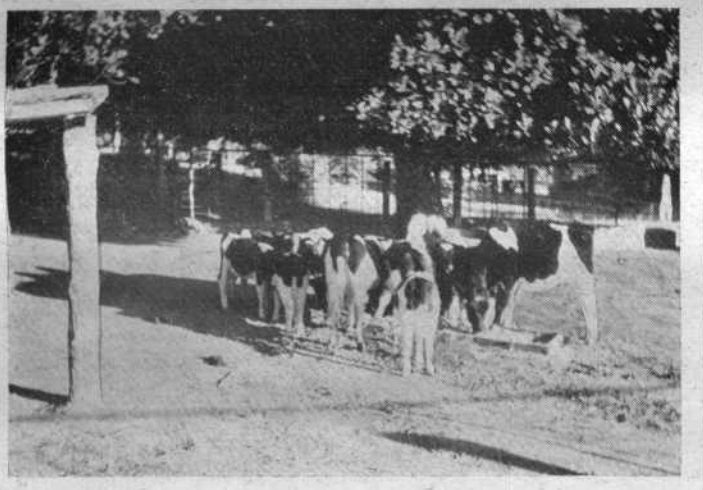
G. Sch.

Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Siebzehnter Bericht von Pastor Addicks-Filsum.

Die ostfriesischen Zuchttiere haben hier in Khuntitoli nun im Sommer und Winter in den beiden Ställen unweit der Mitte des Compounds einen guten „out-look". Sie stehen mit ihrem rückwärtigen Teil zum Mittelgang des aus Steinen gerichteten, mit Eternit gedeckten Gebäudes, das an beiden Seiten offen ist und einen freien Blick auf den Compound zuläßt. Hier — gleichsam unter dem freien Himmel — verläuft die Futterrinne, die die braunen Cowboys morgens und abends mit Grünfutter, Silage oder Stroh füllen, je nach Jahreszeit, wozu noch eine Zuteilung an Kraftfutter kommt. Ganz in der Nähe ist der „Wasserturm", ein hochstehender Wasserspeicher, der die Kuhställe wie auch die Wohnungen der Mitarbeiter in der Nähe mit Leitungswasser versorgt.



Neben den Ställen tummeln sich in einem eingefriedigten Auslauf, beschattet von einem der alten Baumrecken, die frühere Missionare gepflanzt und gehegt haben, die schwarzbunte Nachzucht, nun schon die zweite.

Natürlich hat auch das „Umweiden" aus den Niederungen unserer Heimat mit dem Wechsel von Wind und Regen und der zumeist bescheidenen Ration an intensiver Sonnenbestrahlung in das Hochland von Chotanagpur mit den im April, Mai und Juni unerhörten Temperaturen von 45, ja fast 48 und 49 Grad im letzten und im vorletzten Jahr, auch Verluste im Gefolge gehabt. Der unermüdliche Einsatz aller hier Verantwortlichen, besonders auch des Landwirtschaftslehrers Tomforde (jetzt in Jever) wie eines indischen und eines für ein paar Wochen aus Ostfriesland sonderlich zugezogenen Tierarztes haben die mit dem englischen Wort als „foot-rott" bezeichnete Erkrankung der Klauen bannen können.

Besondere Pflegemaßnahmen

Eine unseren Schwarzbunten wohltuende Maßnahme, die in der heißen Zeit in regelmäßigen Zeitabständen von den Pflegern vorgenommen wird, ist die kühle Dusche, die sie durch Uebergießen mit Wasser empfangen. Das ist in der angenehmen sonnigen Winterzeit nicht nötig. Sie werden jetzt nur einer täglichen Waschung unterzogen. Kein Wunder, daß sie sich den vielen Besuchern mit ostfriesischem „Make up" präsentieren.

Eben zieht der „Cowboy", nun als Hirte auf den Zusammenhalt der Herde achtend, mit den Ostfriesen über den Compound. Auch die Schwarzbunten suchen sich selber gerne eine bescheidene Zugabe an Stoppeln, Blättern vom Busch oder an irgendwo aufsprießendem zarten Grün, wobei der Junge sorgsam bedacht ist, daß sie sich nicht die Leckerbissen von den grünen Bananenstauden oder anderen Fruchtbäumen holen. Auch der von köstlichen Gemüsesorten aller Art bestandene, von einem Ziehbrunnen bewässerte Farmgarten darf ihnen nicht zur Versuchung werden. Der in der Nähe wohnende Tierarzt Dr. Munda, der selbst einen großartig eingezäunten Hof mit massiven Gebäuden für Familie und Vieh hat, erklärt mir, daß er die tägliche Bewegung der Tiere — natürlich nicht in der heißen Zeit — für ein gut Ding hält.

Zuchtversuche

Alle Tiere, einschließlich der mitgeführten Bullen, samt der ersten und zweiten Nachzucht, sind anscheinend „best" in Stand. Zwölf Bullen und vier Kuhkälber, die an Regierungsstellen zu sehr guten Preisen verkauft wurden, dienen inzwischen der Verbesserung der einheimischen Rassen in den Großbetrieben der staatlichen Tierzucht. Einheimische Kühe werden mit den „Ostfriesen" gekreuzt, um die Zucht zu verbessern und so auch den Milchertrag zu erhöhen.

Jeden Morgen und Abend fährt der „Melkboy" mit einer Art Rikscha nach dem Kreisort Simdega, wo die Milch bei den Geschäftsleuten, den Beamten und den übrigen Einwohnern dankbare Abnehmer findet.

Natürlich befindet sich die „Ostfriesen-Aktion", die seinerzeit von Dr. Junghans und Pastor Borutta, damals in Logabirum, in Verbindung mit der Leitung der ostfriesischen Stammviehzucht für die Farm der Gossnerkirche in Khuntitoli gestartet wurde, noch immer im Stadium des Experimentierens und wirft manche Probleme auf, so daß bei einer so kurzen Anlaufzeit noch nichts Endgültiges über die Ergebnisse ausgesagt werden kann.

Jedenfalls ist auch auf der Farm schon ein erster Versuch gemacht, Ostfriesen mit Indern, nämlich den Harianern, weißen großen Tieren mit starken Hörnern und einem Höcker, die der sogenannten Zuburasse angehören, zu kreuzen. Sie werden gern zu Zugzwecken benutzt. Zwei bräunliche Kälber sind das Resultat dieser „kleinen Sensation". Gar lieblich anzuschauen, sind sie im Augenblick die Sehenswürdigkeit.

Wird sich die höhere Milchleistung der Ostfriesen durchsetzen? Wie wird es mit dem Höcker, mit dem das Tier an den Pflug geschirrt wird? Sollte die Zugkraft, wenn der Höcker sich zurückbildet, wie einst bei uns durch den Kopf des Tieres ausgeübt werden? Immer wieder stehen neue Fragen auf, die natürlich von den einheimischen Bauern mit vorsichtiger Reserve gestellt werden.

Schon an diesem einen Punkt ist mir deutlich geworden, daß Entwicklungshilfe — und gerade auch die landwirtschaftliche — viel Zeit braucht, liebevolle und realistische Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse, viel Geduld mit Menschen, die an Ueberkommenem hängen, Vertrauen, daß die Einsicht derer, die in einem nüchtern geplanten Projekt mitziehen und mithelfen, sich bei den Abwartenden durchsetzt.

Was wird gefüttert?

Vielleicht fragen die bäuerlichen Leser nach dem Futter. Als Grünfutter dient das nach Aussaat verzogene wie auch durch Stecklinge vermehrte Nepirgras, das eine Höhe von zwei bis drei Metern erreicht und sich unter der köstlich warmen Wintersonne in sattgrüner Farbe entwickelt. Ebenfalls wird Mais als Grünfutter verwendet. Reisstroh und erstaunlicherweise auch das Kraut der Erdnüsse, das in großen Haufen auf dem Dreschplatz liegt, fressen sie mit Behagen, von dem schon genannten Kraftfutter als Spezialität ihrer indischen Speisekarte gar nicht zu reden.

Es ist ein liebliches Bild, durch den Kontrast zu den Schwarzbunten um so interessanter, wenn der Cowboy der Harianer diese nicht so schweren, aber starkknochigen schönen Tiere bei unserem Bungalow vorbei, an den Ställen der Ostfriesen vorüber „spazieren" führt. Sie nehmen keine sonderliche Notiz voneinander. Beide sind sich wohl ihrer Eigenwürde aus „zwei verschiedenen Erdteilen" bewußt (Ostfriesland der sechste!).

(Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Gebet wirklich erhört, oft, wie Paulus und andere Christen bezeugen, über Bitten und Verstehen, wenn unser Wille sich in Gottes Willen fügt, wenn wir Ihm nicht eigenmächtig das „Wie" der Erhörung vorschreiben, sondern Ihm im Gebet das Herz nur stille halten, damit Er Gewißheit hineingeben kann. Amen.

P. de Boer, Timmel.

Frage und Antwort:



Frage: Warum falten wir beim Beten die Hände?

Antwort: Wenn wir bei unsern Sonntagsboten-Lesern, die doch gewiß alle täglich die Hände zum Gebet falten, eine Umfrage hielten, dann werden es nur wenige sein, die erklären können, wie die Christen dazu gekommen sind, die Hände beim Gebet zu falten.

„Falten" heißt übrigens ursprünglich soviel wie „zusammenlegen" (wir sagen noch heute, daß wir ein Stück Papier „falten", wenn wir es zusammenlegen). Albrecht Dürers berühmte Zeichnung „Betende Hände" zeigt diese Form. Die katholische Kirche hat sie bis heute. Auch in der evangelischen Kirche war sie üblich; Gemälde und Epitaphien in Kirchen weisen es aus. Doch im 17. Jahrhundert wird daraus mehr und mehr das Falten wie wir es kennen, mit den ineinanderverschlungenen Händen.

JEsus wird nicht die Hände gefaltet haben, als Er Seine Jünger das Beten lehrte. In der Urchristenheit hat man mit offen emporgestreckten Händen gebetet. Ebenso haben unsere germanischen Vorfahren zu ihren heidnischen Göttern gebetet. Warum blieben sie nach ihrer Bekehrung zum Christentum nicht bei der alten Sitte, sondern führten die neue Sitte des Händefaltens ein?

Bei den Germanen war es Sitte, daß sich jeder Jungbursche einen Herrn, einen Anführer suchte. Er trat dann vor den Auserwählten hin, dem er dienen und in dessen Gefolgschaft er aufgenommen werden wollte, und sprach seine Bitte aus. Dazu faltete er seine Hände. Gewährte der Herr die Bitte, so faltete er seine eigenen Hände über die des Jungmannes.

Das Händefalten ist also ein Symbol der Selbstfesselung, aber ebenso auch ein Akt des unbeschränkten Vertrauens und der Bereitschaft zum Gehorsam im Dienst des Herrn. So wurde aus einem ursprünglich weltlichen Brauch eine religiöse Sitte. Die Christen in der weiten Welt haben die tiefe demutsvolle Symbolik des Händefaltens erkannt und gern übernommen. Der Ursprung des Händefaltens ist eines der wenigen Beispiele, bei dem wir in der Symbolforschung auf gesichertem Boden stehen, schreibt K. D. Schmidt (Zeitwende Dezember 1948).

Gefaltete Hände. Sie wollen uns erinnern, daß wir uns beim Beten dem Vater im Himmel mit ganzem Vertrauen und in voller Dienstbereitschaft übergeben.

Gefaltete Hände. Wie gut passen sie zu den drei ersten Bitten des Vaterunsers: Dein Name, Dein Reich, Dein Wille! C. Oe.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr den Vater etwas bitten werdet, so wird Er's euch geben in meinem Namen. Ob wir um wenig oder viel bitten, immer wird Er uns geben in JEsu Namen, so wie der HErr uns geboten hat zu beten, nämlich im heiligen Vaterunser. Mit der Anrede will der Heiland uns locken, daß wir glauben sollen, Gott sei unser rechter Vater und wir Seine rechten Kinder. Er will uns helfen, daß wir getrost und mit aller Zuversicht Ihn bitten sollen als die lieben Kinder ihren lieben Vater. Aber zugleich weist Er uns darauf hin, daß wir immer zuerst Ihn bitten sollen, daß Sein Name geheiligt werde, Sein Reich komme und Sein Wille geschehe. Zunächst ist uns das wohl nicht so wichtig wie unsere Genesung. Aber dem Heiland ist unsere Krankheit gerade eine Gelegenheit dafür, „daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine", nämlich, daß immer und zuerst Sein Name bei uns geheiligt werde. Das geschieht, wenn wir Sein Wort hören und beherzigen, so daß wir nach Seinem Wort auch leben und gehorsam leiden. Der Vater im Himmel behüte uns vor falscher Lehre. Wir bitten, daß das Reich Gottes zu uns und zu allen Völkern komme. Darum bitten wir um Seinen Heiligen Geist, daß wir dem Worte Gottes glauben und göttlich leben, hier zeitlich und dort ewiglich. Und dann beten wir zuerst noch die schwere Bitte, daß Sein Wille unseren eigenen Willen und des Teufels und der Welt Willen zerbreche und hindere, und uns stärke und fest behalte in Seinem Wort und Glauben bis an unser Ende. Erst dann, wenn wir diese Bitten mit Ernst gebeten haben, können wir bitten um alles, was zu unseres Leibes Nahrung und Notdurft gehört, auch um unsere Genesung, um gute Aerzte, um gute Hände, wie auch um Gehorsam und Geduld und um gute Nachbarn. Nötiger als das tägliche Brot erscheint uns dann schon die Bitte um Vergebung aller unserer Schuld und daß wir von Herzen gerne vergeben denen, die sich an uns versündigen! Täglich sündigen wir in Gedanken, Worten und Unterlassen und hätten deshalb Strafe verdient, aber wir dürfen bitten, daß Er uns täglich vergebe und uns bewahre vor der Versuchung. Denn wenn der Teufel, die Welt und unser Fleisch auf uns losgelassen werden können, dann kommen wir schon bald in Mißglauben, Verzweiflung und andere große Schande und Laster. Aber wenn wir von Herzen beten, daß Gott uns wolle behüten und erhalten, dann dürfen wir auch nach den Anfechtungen erleben, daß wir gewinnen und den Sieg behalten. Und wenn wir dann zuletzt beten um Erlösung aus allen Uebeln Leibes und der Seele, Gutes und der Ehre, dann dürfen wir auch in allem Kreuz und Leiden hoffen, daß der Vater im Himmel, wenn unser Stündlein kommt, uns ein seliges Ende beschere und mit Gnaden zu Sich nehme in Seinen Himmel. Dazu dürfen wir wahrlich sprechen: Amen!, und gewiß sein, Er kann, Er will, Er muß und Er wird uns erhören! Amen. G. Sch.

Allen, die im Mai
Geburtstag haben, ein Geleitwort
für das neue Lebensjahr:

Danken und Lieben macht von sich selber los.

von Bodelschwingh

Gospel Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Achtzehnter Bericht von Pastor Addicks-Filsum.

Die Büffel

Eine dritte Sorte der einheimischen Viehhaltung ist noch unerwähnt geblieben. Die Farm hat einige dieser „entfernten Verwandten" unserer nützlichen Zweihufer in ihren Ställen. Es sind die neben den einheimischen Kühen und Ochsen als Zugtiere benutzten Büffel, die zur Bestellung der Felder dort, wo keine Traktoren eingesetzt werden können, Verwendung finden. Breitgebaute kolossale Gestalten! Ihre rauhe schwarze Haut benötigt täglich ein kräftiges Wasserbad.



An einem Abend, da schon die Kraft des im Westen eben über den Höhen scheidenden Feuerballs gebrochen und der letzte Glanz des Tages sich in dem seichten Wasser des Flusses spiegelt, durchwatet eben eine große Herde der „local" Tiere, der den Dörflern gehörenden kleineren Sorte, das flache Wasser vom anderen Ufer zum hart an der Compoundmauer liegenden Dorfteil. Von dem Kuhjungen getrieben, werden sie von vielen kleineren Jungen und Mädchen begleitet. Ihre hellen *Stimmen in Zuruf und Antwort* mischen sich mit dem leisen Plätschern der Füße von Mensch und Tier im sanft fließenden, leise gurgelnden Wasser. Manche der kleinen, braunen, in ihrer bescheidenen Kleidung so süßen Geschöpfe schauen mich mit ihren großen Augen voll Vertrauen an und grüßen „JEsus sahai". Sie kennen schon den fremden, großen weißen Mann, der den „kleinen Sahib", den blonden Enkel manchmal mit an der Hand führt, und rufen ihn mit seinem aus dem Auricher Raum stammenden friesischen Namen Eerke unentwegt: „Eerk! Eerk!". Die Kinder verstehen sich — auf Hindi und auf „platt-Hindi". Ihnen wird's fast von der Wiege an geschenkt, was wir Großen mühsam erlernen müssen.

Am Abend

Andere sind auch ängstlich und rennen davon, wenn man ihnen zu nahe kommt. Währenddessen schreiten die Tiere schweigend und instinktsicher das Ufer hinan, laufen über die abgeernteten Aecker zu ihren Hütten und Ställen. Sie alle finden auch ohne die sie begleitenden Kuhhirten und Kinder ihren Weg — und ihren Stall. Mir geht das Jesajawort durch den Sinn: „Ein Ochse kennt seinen HErrn und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennt's nicht und mein Volk vernimmt's nicht. O weh des sündigen Volks..." Es ist ein hartes Wort, das der Prophet hier seinem Volke sagen muß, ein Wort, das uns noch von Weihnachten im Ohr klingen mag und das uns und unser Volk nicht minder trifft.

Eben wird auf der Farm gescheppert. Es ist zu Ende mit des Tages Arbeit und Mühe. Schnell legen sich in diesen Breiten nach einem letzten Aufglühen des Horizonts die Schatten der Nacht über Dorf und Feld und Fluß. Ob wir wissen, wohin wir gehören, ob wir wissen, wo wir bleiben, wenn es bei uns Abend wird?

Bauernarbeit

Aber „aus Abend und Morgen" wird noch immer ein neuer Tag. Er lockt zu neuem Werk. Er lockt uns zum Gang über die Felder der Farm. Nirgends ist der Tag, auch der Alltag des ländlichen Menschen, so schlicht und so schön beschrieben wie im 104. Psalm: „Da regen sich in der Nacht die wilden Tiere, die ihren Raub und ihre Speise suchen von Gott. Wenn aber die Sonne aufgeht, heben sie sich davon und legen sich in ihre Höhlen.

Bis in die Tage vor Weihnachten regen sich viele Hände, das „Brot" dieses Landes, die Paddyernte einzuholen. Reis ist erst das aus seiner Schale befreite Körnchen. In jeder Hütte ist das Loch in der Lehmdiele, in dem die Hausfrau mit einem Stampfer, der durch einen Hebel auf und ab bewegt wird, die Paddykörner vor jeder Mahlzeit sprengt. Aber mit dem Schneiden fängt die Arbeit der indischen Frau schon an. In der Monsunzeit hat sie, mit bloßen Füßen im Wasser stehend, Pflanze für Pflanze in die eine Handbreit überflutete Erde gesteckt. Jetzt wird die reife Frucht mit der Sichel geschnitten. Zu zehn und zwanzig Frauen nebeneinander stehen sie im Feld. In diesen Spitzenzeiten der Arbeit verdienen sich diese fleißigen Arbeiterinnen aus dem Dorf auf der Farm bares Geld. Die eine oder andere trägt dabei ihr kleinstes Kind auf dem Rücken. Das Kind macht alle Bewegungen der Mutter oder der großen Schwester mit und fühlt sich anscheinend wohl dabei.

Während bei den Dörflern normalerweise noch mit Ochsen gedroschen wird, tun hier auf der Farm zwei Trecker (tractors) denselben Dienst, in dem sie auf dem großen zementierten Platz in laufenden Kreisbewegungen Stroh und Korn voneinander scheiden. Eine große Strohmiete unweit davon gibt einen Eindruck von der Menge der eingebrachten Ernte, die durch die bessere Bearbeitung der Felder und durch Anwendung von Kunstdünger etwa das dreifache einer normalen Ernte ausmacht.

Auf der Farm ist die Ernte zumeist mit Hilfe der Trecker angefahren. Die Dörfler tragen die Reisbüschel, zu Garben zusammengefaßt, auf Bambusstangen auf dem Rücken nach Hause. Meist sind kaum Wege zwischen den aneinandergedrängten Feldern vorhanden, so daß der typische zweirädrige Ochsenkarren hier in den seltensten Fällen Anwendung finden kann.



Reispflanzen

Neu ist, daß Ernte- und Saatzeit jetzt so nahe aneinandergerückt sind. Sonst liegen die Felder bis zur Regenzeit brach da. In einem der unteren Reisfelder, die durch einen neuangelegten Staudeich die nötige Wassermenge zugeleitet bekommen, sehen wir zu unserem Erstaunen vier säuberlich angelegte Beete mit jungen Reispflanzen. Etwas weiter werden diese in Büscheln auf ein großes Feld verteilt. Zehn bis fünfzehn Frauen stehen bis zu den Knien hinauf im Wasser. Ihre Saris haben sie ein wenig aufgeschürzt.

Man sagt mir, daß sie diese Arbeit gerne tun. Mit einer gewissen Grazie vollziehen sie unter jedesmaligem Beugen des Oberkörpers und Eintauchen und Festmachen der Pflänzlinge im weichen Lehmboden diese Hantierung, meist unter Singen von Liedern, die den Arbeitsrhythmus bestimmen. So ist es von uralten Zeiten her Brauch. Vorläufig ist kaum zu denken, daß eine Maschine sie ersetzen könnte. Man möchte es fast nicht wünschen.

(Forts. folgt).

Gossner Mission

gern JEsu hat Einmaligkeit an sich. Doch ist das Kommen des Heiligen Geistes damit nicht beendet. Deshalb dürfen und können wir bitten: Komm, Heiliger Geist, Herre Gott. Luther durfte diese Bitte singend äußern und wir ebenfalls noch Jahrhunderte nach ihm. Wo so von Herzen gebetet wird, da schenkt Gott nach Seinem Wohlgefallen und nach Seiner Barmherzigkeit Erhörung und Erfüllung solcher Bitte. Ein Bote JEsu will auf ein Missionsfeld in Asien oder Afrika gehen. Er darf dazu von dem pfingstlichen Vertrauen erfüllt sein, daß Gottes Geist auch zu den Menschen kommen will, denen Er die christliche Botschaft sagen möchte. Wir dürfen in der Zuversicht den vor uns liegenden Feiertagen entgegengehen, daß JEsu Verheißung offen ist und neu ein Kommen des Trösters geschehen kann. In diesem Sinne dürfen wir durch das von JEsus geöffnete Pfingstfenster sehen und um die pfingstliche Gabe bitten.

Sei auch du, liebe Sonntagsbotenleserschar, eine Gemeinde, die auf den Heiligen Geist wartet und JEsu Wort: „Wenn aber der Tröster kommen wird" aufnimmt und mit Dank für das Kommen und mit der herzlichen Bitte antwortet: „Komm auf's neue, Du werter Tröster!" Amen. P. Ackermann, Bunde

Wir Christen von heute sind wirklich reich

Vor fünfzig Jahren war die schöngeistige Literatur christlicher Prägung nahezu ausgestorben. Vor fünfzig Jahren gab es keinen christlichen Lyriker von allgemeiner Bedeutung, keinen christlichen Romancier. Das erzählende christliche Buch „ging nicht" im deutschen Buchhandel; fragte man danach, so wurde man seltsam befremdet angesehen. Wie anders ist das seither geworden! Die meistgelesenen Autoren sind heute christliche Autoren. Wir sind heute so reich!

Jeder Christ kann heute zum Sonntag seine christliche Zeitung, sein Gemeindeblatt haben, ein Wochenblatt von Rang und Bedeutung. Eine ganze Reihe von Monatsschriften versorgt ihn mit anspruchsvoller Geistesnahrung. Der Film wird von christlichen Augen beobachtet. Hundert christliche Autoren oder mehr, junge und alte, Männer und Frauen, schreiben Jahr um Jahr Erzählungen, Novellen, Romane. Eine große Menge christlicher schöngeistiger Literatur wartet auf ihre Leser.

Wir Christen von heute sind wirklich reich!

August Winnig

Wenn ein Sektierer Sie sprechen will...

1. Wenn der Angehörige einer Sekte bei Ihnen vorspricht, müssen Sie sich sofort entscheiden: Wollen Sie sich in ein Gespräch mit ihm einlassen, oder wollen Sie ihn sofort loswerden? Im letzten Fall sollten Sie freundlich, aber bestimmt sagen, daß Sie zur evangelischen Kirche gehören und keinerlei Besuche oder Auskünfte von der Sekte wünschen. Der Zusatz „freundlich, aber bestimmt" ist wichtig. Der Vertreter der Sekte merkt es, wenn Sie innerlich unsicher sind, und stößt dann sofort nach.

2. Wenn Sie mit dem Vertreter einer Sekte ins Gespräch kommen, werden Sie bald die Stärke und die Schwäche seiner Argumente herausspüren: In der Kenntnis einzelner Bibelstellen ist er Ihnen wahrscheinlich überlegen. Das ist seine Stärke. Andererseits kann er nicht aus dem Schema seiner Lehrsätze und Bibelzitate herauskommen. Das ist seine Schwäche. Ihm fehlt das geistige Band, das alle Bibelstellen miteinander verknüpft und auf Christus hinführt. Auch fehlt ihm der Sinn für das unterschiedliche geistliche Schwergewicht der Bibelstellen. Die Unterschiede zwischen dem Alten und dem Neuen Testament, auch die Unterschiede zwischen den *biblischen Büchern* empfindet der Sektierer nicht. Man muß gegebenenfalls so verfahren wie JEsus bei Seiner Versuchung (Matth. 4): die Schrift gegen die Schrift ins Feld führen.

3. Der Sektierer ist fast immer ein fanatischer Mensch. Er ist im Grunde in seine religiöse Welt eingeschlossen und vermag es nicht, seine Ueberzeugung im freien Gespräch aufs Spiel setzen, sie der Kritik ausliefern. Er ist auf jedes Gegenargument trefflich „eingeschossen". Ein richtiges Gespräch ist kaum möglich. Immer wird er in sein Aussagenschema zurückspringen.

4. Aus diesen Gründen empfiehlt es sich, den zwecklosen Streit über die Lehre der Sekte abzubrechen und das Gespräch in das persönliche Gebiet zu ziehen. Fragen Sie etwa, wie lange der Besucher schon bei seiner Gemeinschaft ist, wie er zu ihr kam, zu welcher Kirche er vorher gehörte, warum er die Kirche verlassen hat. Vermeiden Sie aber Ausdrücke, die Ihr Besucher als Diffamierung empfindet, sprechen Sie nicht von seiner „Sekte", sondern von seiner „Gemeinschaft". Dadurch wird der Besucher dann aufgeschlossen und zugänglich. Sie erfahren bei einer persönlichen Wendung des Gesprächs viel mehr über Gründe und Hintergründe des Sektierertums als bei einem Streitgespräch. Denn es ist weniger die Lehre, sondern es sind mehr die persönlichen Anlässe für das Ueberwechseln eines Menschen zur Sekte, die uns aufmerksam und nachdenklich machen können im Blick auf Schäden und Gefahren in unserer Kirche. R.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„Ihr seid von Anfang an bei mir gewesen", so sagte JEsus damals Seinen Jüngern. Heute gilt das auch von uns. Denn auch wir sind von Anfang unseres Lebens bei JEsus gewesen. Als wir als Kinder getauft wurden und schon vorher, als unsere Mutter für uns gebetet hat, und dann in der Kinderzeit, wie gerne haben wir damals von JEsus gehört! Und dann in der Zeit der Schule und des Konfirmandenunterrichts waren wir bei JEsus. Gewiß ist bei allen Ostfriesen es so gewesen, daß darnach die Berufsausbildung vorging, daß bei vielen auch die politische Entwicklung unseres Volkes dazu beitrug, daß sie von JEsus sich abwandten. Aber jetzt bist du krank geworden, und der Heiland sieht dich, besucht dich und traut es dir zu, daß du von Ihm Zeugnis geben sollst: „Ihr werdet meine Zeugen sein."

Es kann sein, daß einer ein Zeugnis von JEsus abgibt in der Weise, daß er bekennen muß, daß er nichts von JEsus habe. Und wenn er jetzt solch negatives Bekenntnis abgeben muß, kann es ihm geschenkt werden, daß er schon nach einem Monat sagen muß: JEsus habe ihn besucht, habe zu ihm geredet, JEsus sei ihm so wichtig geworden, daß er es jetzt öffentlich sagen müsse, daß JEsus jetzt sein HErr geworden sei. — Thomas wollte es nach Karfreitag auch nicht glauben, daß JEsus ihm noch etwas zu bedeuten habe. Der Apostel Paulus hat sogar gegen JEsus gearbeitet, bis daß der HErr ihn rief: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Wichtig ist, daß du dem HErrn JEsus nicht ausweichst, wenn Er zu dir reden will. — Inwiefern sollen wir nun Seine Zeugen sein, die wir nicht predigen können? Zur Zeit geht es auch mir noch so, daß ich noch nicht laut sprechen kann. Aber ein Zeugnis kann jeder von JEsus ablegen. Schon, wenn du beim Essen ein Tischgebet, jedenfalls ein Dankgebet sprichst, gibst du ein Zeugnis von JEsus. Nun ist es nicht not, daß du täglich darnach suchst, wem du ein Wort von Ihm sagen könntest. Wichtiger ist, daß du erst mit JEsus redest und Ihn zu dir reden läßt, daß du ein Wort von Ihm hast. Erst dann denke daran, wie du das Wort weitersagen darfst an deine Angehörigen und Bekannten.

Es mag sein, daß du wenig Besuch bekommst und nur mit ein oder zwei Hausgenossen zusammenlebst. Dann wird es dir doch wichtiger sein, von JEsus Zeugnis abzugeben einfach durch deine Art, in der du mit JEsus leidest, so daß deine Angehörigen es dir abspüren, daß du mit JEsus leidest und auch durch Ihn dir Mut und Zuversicht sagen läßt. „Ihr werdet meine Zeugen sein", das geschieht dann, wenn der Heilige Geist in uns lebendig sein kann. Insofern ist es unser ernstliches Gebet täglich, wie auch gerade jetzt vor Pfingsten: „O Heilger Geist, kehr' bei uns ein!" G. Sch.

Ostfriesische Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Neunzehnter Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Neue Früchte

Zum ersten Male sind auch Erdnüsse angebaut worden, die zur Oelgewinnung gebraucht werden. Die Erträge sind gut gewesen. Auf dem Dreschplatz häufen sich die Berge von Sträuchern, von denen die Frauen wieder die Nüsse pflücken. Sie werden preiswert verkauft und bedeuten für die Farm eine gute Einnahme, was uns nicht hindert, im Vorübergehen etwas „Mundraub" zu begehen und sie im Weitergehen langsam zu zerkauen.

Das ganz Unerhörte aber ist, daß längs der Flußsenke auf den im Herbst abgeernteten Feldern als Zweiternte jetzt Kartoffeln wachsen. Auf anderen Feldern hat sich der Anbau von Weizen — auch nach der Reisernte — sichtbar gelohnt. Er hat sich gut bestockt. An dem frischen Grün kann man seine helle Freude haben. Der nahe Bach, durch neu errichtete Dammbauten in ein doppeltes Bett geleitet, ermöglicht die vermehrte Bewässerung. Das setzt allerdings voraus, daß die Dämme immer sachkundig „geschaut", unterhalten und verbessert werden. Denn sie sind in der Regenzeit dem stärksten Druck der Wassermassen ausgesetzt, wenn sich das jetzt nur sanft und gemächlich fließende Flüßlein in einen reißenden Strom verwandelt. An den hier und da sichtbaren Durchbruchstellen und den durch die Erosion ausgewaschenen Ufern wird die unvorstellbare Gewalt des Wassers auch jetzt noch anschaulich sichtbar, beides in einem, verheerend und belebend, Element des Todes und des Lebens.

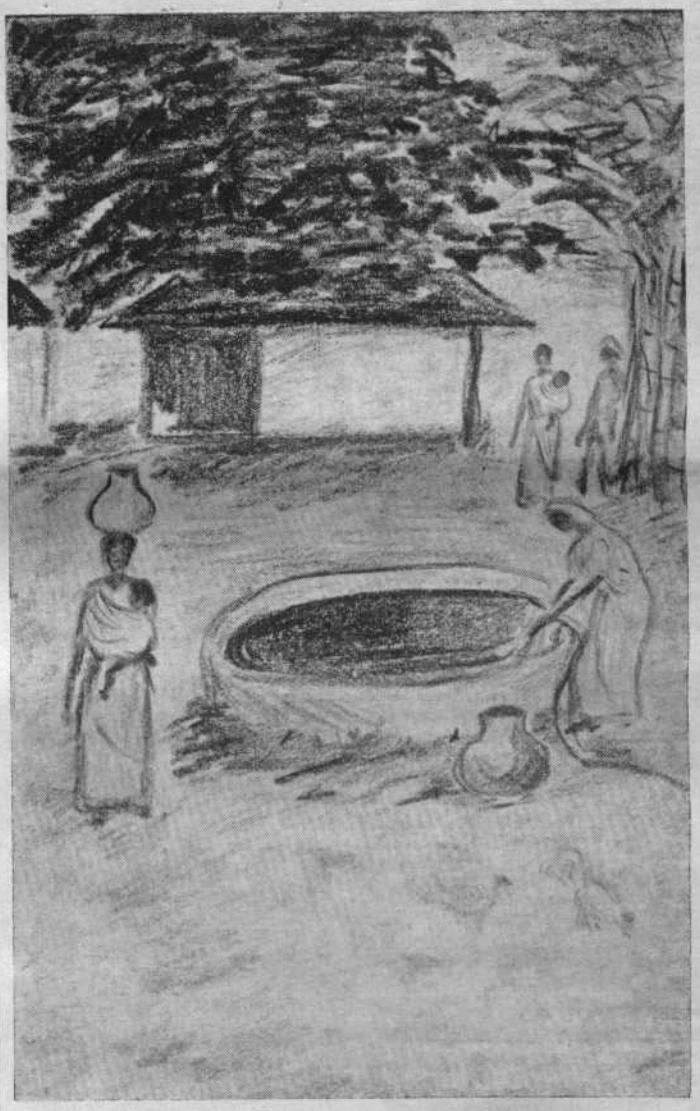
Mit ostfriesischem „Wasserverstand"

Wem, wie jemand einmal treffend von einem unserer Oberkreisdirektoren sagte, von Gott die Gabe in die Wiege gelegt worden ist, daß er einen richtigen guten ostfriesischen „Wasserverstand" hat, der hat hier Gelegenheit, davon zum Segen vieler Gebrauch zu machen. Die Anlage der Felder in Stufen, die sich vom sogenannten „Upperland" zum Flußbett herunter erstrecken, ermöglicht eine Bewässerung, wie sie für die betreffende Frucht nötig ist. Es ist geradezu reizvoll für unsereinen, zu beobachten, wie das köstliche Naß in schmalen Rinnsalen von Stufe zu Stufe die Durchlässe passiert, die von dem freundlichen braunen Kuli je nach dem Grad der Befeuchtung, die angebracht erscheint, geöffnet oder gedichtet werden. Auf den höheren Aeckern und eingefriedigten Gärten erreicht man denselben Zweck durch Brunnen, die freilich genügend Tiefe haben müssen, um in der heißen Zeit sich nicht sobald zu erschöpfen.

Alle diese Arbeiten und Veränderungen konnten und können nur unter der Voraussetzung bewerkstelligt werden, daß die hier auf der Farm bebauten 40 Hektar sich in einer Hand befinden, der Gossner Kirche von Chotanagpur, und daß auf dieser Fläche nun planvoll unter Berücksichtigung von Klima und Bodenbedingungen und den daraus gewonnenen Erfahrungen gearbeitet wird. Auch ist ein Anfangskapital nötig, um Kunstdünger und Saatgut einkaufen zu können, bis die Farm in der Lage ist, sich selber zu tragen.

Daß ein beträchtlicher Teil der umwohnenden Männer und Frauen zusätzlich Verdienst und „Brot" hat, ist schon eine erfreuliche Folge dieser landwirtschaftlichen Entwicklungshilfe. Die rotbraune Erde, in der Trockenperiode steinhart, als „sandiger Lehmboden" wohl am sachgemäßesten bezeichnet, gibt dieser im Ganzen lieblichen Landschaft doch einen Zug von Trostlosigkeit und Schwermut. Das um so mehr, wenn, wie im vergangenen Herbst zum zweiten Male, der Monsunregen fast ausgeblieben ist.

Daß trotzdem die von den Bergen fließenden bescheidenen Wassermengen, in dem alten und den neuhergerichteten Stauteichen gesammelt und in kleinen und kleinsten Kanälen, von Stufe zu Stufe strömend, diese „gute Erde" mit einem lieblichen grünen Kleid bedecken, das sich in köstliche Frucht verwandelt, ist irgendwie faszi-



nierend. Deutsche Ingenieure und Monteure, die in Rourkela als „Entwicklungshelfer" arbeiten, und oft unangemeldet mit ihren Familien Gäste im Leiter-Bungalow sind, drücken immer wieder ihr Erstaunen über die grünen lebendigen Ackerflächen aus.

Genossenschaft

Aber damit ist noch nicht alles gesagt. Die Farm Khuntitoli soll nicht nur Beispiel sein, sondern wirkliche Hilfe für den Menschen des Landes hier. Der augenblicklich sichtbar wachsende Weizen sollte auch auf den Aeckern der kleinen Bauern wachsen, damit der Reis, in ihren Hütten säuberlich in strohgeflochtenen Körben gesammelt und als kostbarster Schatz gehütet, nicht vorzeitig verbraucht ist und so jedesmal vor Beginn der neuen Ernte „magere" Monate kommen.

Deshalb ist vor gut einem Jahr eine Genossenschaft gegründet, damit die Felder der angrenzenden Bauern, soweit sie dafür geeignet sind, nach dem Vorbild der Farm bestellt werden und mit Düngemitteln und Saatgut versorgt werden können, die eine bessere Ernte versprechen. Manches Vorurteil muß da überwunden werden, nicht anders als es bei uns auch war, als unsere Vorfahren den Produkten der chemischen Industrie mit äußersten Mißtrauen begegneten.

Aber der erste sichtbare Erfolg entscheidet. Einige dieser Kartoffel- und Weizenfelder gehören den Nachbarn. Im Gottesdienst des letzten Sonntags lag die erste Opfergabe an jungen Kartoffeln vor dem Altar.

Der junge indische Manager der Genossenschaft, Kadulna, führt das Gespräch mit den Dörflern im Hindidialekt der Leute und — hat Hoffnung. Auch die Bewässerung könnte für die Gemarkung gefördert werden.

(Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

uns hindert, mit den Mitmenschen unterwegs zu sein, gute verständige Worte und ein weiterhelfendes Tun zu entdecken, sind sie unentbehrlich. Sie werden das leisten, wenn ihr Nachdenken aus Liebe zur Kirche kommt, die — wie Luther sagte — „eine Wohnung ist, da man Gott lieben und hören soll".

Wir brauchen Leitbilder!

Die fünf Märtyrer von Lyon

(gestorben am 16. Mai 1553)

„Werdet ihr von der Obrigkeit um euren Glauben befragt, so sagt die lautere Wahrheit und schonet weder eure Güter noch euer Leben. Liebet einander, haltet fleißig eure Versammlungen, um Gottes Wort zu hören, und achtet Gottes Ehre höher denn euer Leben. Wir sind fröhlich und getrost im Schatten des Todes, denn wir sind bereit, diese Sterblichkeit abzulegen und in Gottes Ruhe einzugehen."

Diese Sätze schrieb einer der fünf französischen Studenten im Jahre 1553 als Abschiedsgruß an seine Angehörigen und an seine Heimatgemeinde, bevor man ihn mit seinen Freunden am 16. Mai um ihres evangelischen Glaubens willen in Lyon auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Sie hatten in Lausanne Theologie studiert und sich für den Predigerberuf vorbereitet. Ueber Genf zogen sie dann nach Lyon, um hier das Evangelium von JEsus Christus zu verkündigen. Sie kannten die Gefahren, denen sie sich in Lyon aussetzten, aber es stand für sie fest, daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen.

Kaum hatten sie ihr Ziel erreicht, wurden sie hinterlistig verraten und in den Kerker geworfen. Ihr Prozeß wurde nur sehr oberflächlich geführt, das Urteil stand schon vor Beginn der Verhandlung fest. Man erklärte sie der Ketzerei schuldig. Die Hinrichtung wurde nur deshalb nicht gleich vollzogen, weil die Verurteilten Berufung beim König einlegten und die Städte Genf, Bern, Zürich, Basel und Schaffhausen sich für sie einsetzten. Aber der König war ein schwankendes Rohr und fügte sich dem Drängen der Kardinäle.

Kurz vor ihrer Hinrichtung schrieb Calvin ihnen einen Trostbrief: „Wir gehen beim Abschied aus dieser Welt keinem unsicheren Abenteuer entgegen. Ihr habt die Zuversicht, als Kinder Seiner Gnadenwahl in euer Erbe einzugehen: daß euch Gott zu Blutzeugen Seines Sohnes bestimmt hat, sei euch ein Zeichen mehr dafür. Handelt, liebe Brüder, nach dem Worte Davids: Ich trage meine Seele immer in meinen Händen, und ich vergesse Deines Gesetzes nicht — und seid bereit, euer Leben jederzeit zu lassen. Da es der HErr einer so hohen Sache würdigt, so zweifelt nicht daran, daß es Ihm kostbar ist."

Am 16. Mai wurden die fünf Gefangenen zum Scheiterhaufen gefahren. Unterwegs sangen sie Psalmgesänge, riefen sie der Menge Worte der Bibel zu. Dann wurde an der Richtstätte das Feuer entzündet. Noch aus Flammen und Rauch hörte man die Worte der sterbenden Bekenner: „Getrost, Brüder, getrost!" mbg

Der Weg zur Kirche

Aus der Verfolgungszeit im Baltenland schreibt Schabert: „Wie machtvoll hat sich Gottes Geist in diesen Leidenszeiten ausgewirkt! Er weckte Hunger und Durst nach dem Worte, auch in den Herzen derer, die Gott ferne gekommen waren. Er machte die Frage nach der Ewigkeit lebendig. Er half, mit alten Sünden zu brechen und ein neues Leben zu beginnen. Er weckte neben dem Hunger nach dem Wort die Freudigkeit zum Gebet. Er gab den Angeklagten ein, was sie reden sollten (Matth. 10, 19). Er gab den Verfolgten auch vor satanischen Richtern Schlangenweisheit und Taubeneinfalt, daß nichts verraten wurde, was anderen Schaden gebracht hätte, und doch die Wahrheit nicht verletzt wurde. Wie kräftig half der Heilige Geist, Haß, Neid, Zwietracht, Selbstsucht, Hochmut zu überwinden, so daß alle in den Gefängnissen, hoch und niedrig, eine große Bruderschaft bildeten. Wo der Heilige Geist waltet, da bahnt Er den Weg zu der einen heiligen Kirche!

Die lebendige Kirche

Die Kirche hat viele Angriffe erfahren. Aber sie ist, wie Theodor Beza sagt, der Amboß, auf dem sich noch alle Hämmer zerschlugen. Der Sturm der Mauren im Süden hat sich an ihr gebrochen, die Horden der Hunnen und Mongolen im Osten haben sich ihr endlich gebeugt oder sind vor ihr gewichen. Die Schandtaten ihrer Vertreter schienen sie zerstören zu müssen; aber sie ist mächtiger gewesen als die Sünden und Laster ihrer unwürdigen Repräsentanten. Man hat sie oftmals totgesagt. Schon vor 1400 Jahren, zur Zeit Augustins, glaubte man, sie sei im Sterben, aber sie lebt noch heute. Am Anfang warf man ihr ihre Jugend vor, jetzt ihr Alter; aber sie hat eine ewige Jugend... „Wunderbar, unvergleichlich, ja wahrhaft göttlich ist es" — ruft Pascal aus — „daß diese Kirche, die immer bekämpft worden ist, immer gedauert hat." Und wunderbar, diese Tatsache hat Christus vorausgesagt: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!" (Chr. Luthardt, † 1902).

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Nach Christi Himmelfahrt warten die Jünger auf den Heiligen Geist als den rechten Tröster. Sie wußten noch nicht, wie es sein werde, wenn der Heilige Geist über sie kommen werde, aber sie hatten es von dem HErrn gehört, daß Er sie erinnern werde an all das, was Er ihnen gesagt hatte, und daß Er sie lehren werde, was sie zu sagen haben würden. Die Jünger haben nicht vergeblich gewartet, sondern mit großer Freude, wenn auch zunächst mit heimlicher Furcht, erlebt, wie der Heilige Geist über sie kam und sie lehrte, sogar in verschiedenen Sprachen von den großen Taten Gottes zu predigen.

Auch zu dir kommt der Heilige Geist als der rechte Tröster. Wer möchte in seinem Elend keinen Trost haben? Was hat JEsus uns denn zum Trost zu sagen? Zunächst das Wort von der Geduld: „Ein Geduldiger ist besser als ein Starker" (Sprüche 1, 16). Und du kannst den Heiligen Geist mit allem Ernst darum bitten, daß Er dich geduldig mache, geduldig zum Hören, geduldig zum Reden, geduldig zum Leiden und geduldig zum Zorn. Denn „des Menschen Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist" (Jakobus 1).

Sodann sagt JEsus uns, daß, wer Ihn liebt, auch Sein Wort halten wird. Ihn lieben kann nur der, der vom Heiligen Geist dazu getrieben wird. Fleisch und Blut kann von Natur keine Liebe zu JEsus aufbringen. Wenn aber der Heilige Geist dir die Liebe zu JEsus ins Herz geben kann, dann geht bald der Mund davon über, so daß du Zeugnis geben kannst von JEsus und es auch nicht lassen kannst, anderen von deiner Liebe zu JEsus zu sagen. Bitte den Heiligen Geist darum, daß Er dir die rechte Liebe zu JEsus schenken möge. Der Mensch ist schön, dem man es anmerkt, daß er JEsus lieb hat.

Frieden mit JEsus kannst du nur bekommen durch Sein Vergeben. Wenn du dir täglich vergeben läßt, was an dir und in dir nicht in JEsu Art und Geist ist, dann kannst du durch die tägliche Vergebung wirklich im Frieden mit JEsus sein. Du kannst im Frieden mit Ihm leiden, was Er zu leiden dir auflegt; du kannst dem entsagen, was Er dir nicht geben will; du kannst im Frieden jeden Tag von JEsus hinnehmen, den Er dir schenkt, sei es zu leiden mit Ihm, sei es zur Besserung deines Leidens, sei es zum letzten Tage. JEsus schenkt es dir, mit Ihm zu leben, mit Ihm zu leiden, auch mit Ihm zu sterben.

Darum bitte den Heiligen Geist, daß Er in dir den Frieden mit JEsus so groß machen möge, daß du für alle Tage im Frieden mit JEsus sein kannst. — Als der Heilige Geist über die Jünger kam, waren sie so im Frieden mit JEsus, daß sie den Spott der Welt, die Verachtung und sogar die Verfolgung ertragen konnten, weil sie es erlebten, daß der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft. Bitte den Heiligen Geist, daß Er dir solchen Frieden schenken möge, der dein Herz und Sinn bewahre in Christus JEsus. G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Zwanzigster Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Die richtigen Leute

Als ein treues und aktives Glied der Jungen Kirche wurde Kadula für fast ein Jahr nach Japan geschickt, um sich über neue landwirtschaftliche Methoden, gerade auch was den Reisanbau betrifft, zu informieren und um dort zu lernen. Er hat ein offenes freundliches Gesicht und führt ein ruhiges und sachliches Wort. Weizen, Kartoffeln, Reis, Gemüse, als Zweiternte dem Boden abgewonnen, könnten die Erträge aller Beteiligten sicherlich vermehren.

Zuletzt hängt auf die Dauer auch der „Erfolg" von Khuntitoli an einer Handvoll solcher Leute. Eine Tochterfarm — mit Genossenschaft auf der Strecke nach Ranchi — von einem jungen Mann geleitet, der durch die hiesige Landwirtschaftsschule ging und auf der Farm in einem Praktikum sich noch weiter ausbildete, bestätigt das. Wenn Sachkenntnis, Aufgeschlossenheit und christliche Verantwortung sich miteinander verbinden, kann Gutes daraus werden.

Dabei ist Khuntitoli nur ein Versuch unter vielen im ganzen großen Indien, wo Menschen von deutscher, englischer, irischer, holländischer und belgischer Nationalität sich als Christen verantwortlich wissen für Leib und Seele dieser Millionen und Aber-Millionen. Niemand weiß, wie lange Gott der HErr uns Deutschen als Europäern solche Möglichkeiten gibt. Ein Blick über die Grenze zu dem riesigen und gefährlichen Nachbarn China sagt genug.

Auf dem Friedhof

Auf dem Rückweg von den Feldern — der Mond zieht über die westlichen Hügel auf — gehen wir noch über den Friedhof. Es sieht dort im Augenblick noch recht traurig aus. Kein frisches Grün ziert die Gräber. Die Trockenheit macht alles grau in grau. Man sagt mir immer wieder: „Wenn Ostern ist, kennen Sie den Friedhof nicht wieder." Dann wird vorher Generalreinigung gehalten, und zur Osternacht trägt jedes Grab Kerzen und frische Blumenkränze. Die Gräber leuchten in der Nacht der Auferstehung, und die Gemeinde sammelt sich zum nächtlichen Lobpreis des Auferstandenen.

Jetzt sehe ich nur Steine, wie sie am Fluß liegen, nur behauen. Sie liegen flach und schwer auf den Gräbern. Sie sollen die Ruhe der Toten vor den nächtlichen Räubern, vor Schakalen und Hyänen schützen. Aber auf einigen lese ich mit Mühe Inschriften, Namen, Zahlen, Bibelworte. Es sind Missionarsgräber.

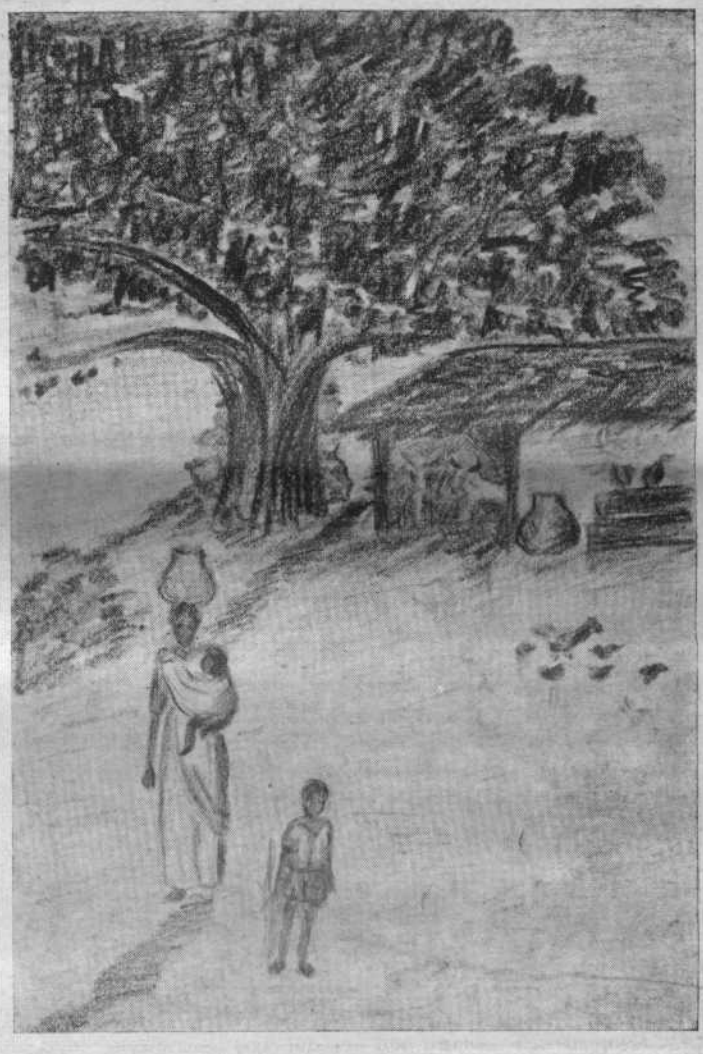
Aber was steht hinter diesen Namen für eine Geschichte des Segens und des Opfers! Einige Namen sind kaum noch zu lesen. Aber Gottes Wort sagt: „Sie werden leuchten wie des Himmels Glanz, wie die Sterne, immer und ewiglich" — und „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach".

Daß wir Jüngeren uns ihrer würdig erzeigen möchten, auch wenn die Welt „so anders" geworden ist! Der Auftrag unseres HErrn bleibt.

Mancherlei Gespräche

Mag es nun zunächst, liebe Sonntagsbotengemeinde, mit dem, was ich von Khuntitoli erzählt habe, sein Bewenden haben. Natürlich könnte man noch manches nachholen, was unsere Augen erst nach und nach sahen. Von Gesprächen mit den englischsprechenden Mitarbeitern bei Wege und auf der Veranda des Leiterbungalows oder von Besuchen bei Veterinär Dr. Mundu, beim Leiter der Highschool Abezer Lakra, bei den Managern der Farm und der Genossenschaft Minz und Kandulna oder bei Pastor Soreng, die jedesmal mit dem landesüblichen „Barakana" verbunden waren, wäre zu berichten.

Unvergeßlich diese entweder auf den Veranden oder draußen unter dem leuchtenden Sternenhimmel abgehaltenen Abendbesuche, bei denen die Ehefrauen eigentlich nur „zu Tische dienen", um den Männern vorzusetzen und ihr Teil in der „kitchen" in einem Hinterhaus für sich zu nehmen, jedoch mit uns in Gebet und Dank vereint.



Mit unserem Gast in Ostfriesland und bei uns in Filsum, Pastor Soreng, feierten wir bei dieser Gelegenheit frohes und dankbares Wiedersehen unter einem anderen Himmel. Jedoch rückte unser fernes Ostfriesland uns plötzlich sehr nahe, als uns unser damaliger Gast jetzt auf gut Ostfriesisch und mit etwas Hindi und Englisch gemixt, so anredete: „JEsus sahai, Pastor Addicks, wo geiht di dat? Wo geiht di't in Khuntitoli in our country in India?" So hatte er doch aus der „Sprachschule" in plattdeutsch in immer wiederholten „Tageskursen" bei den Familien Jürgens und Bruns in Ammersum noch einige Wörter aus dem ostfriesischen Sprachschatz mitgebracht.

Seine freundliche, in ihrer zurückhaltenden und bescheidenden Art so liebenswerte Frau Mrs. Subani Soreng (übrigens die god-mother, die Patin unserer einzigen „indischen" Enkeltochter) hatte sich einige Sorge gemacht, als sich die Ankunft ihres Mannes aus Deutschland etwas verzögerte. Erst bei der dritten Abholung mit dem Jeep der Farm von der 80 km entfernten Station Rourkela brachte der Driver den ersehnten Heimkehrer endlich mit. Am Sonntag darauf hat er dann im Gottesdienst im Kirchlein all die Grüße aus Deutschland weitergegeben und von seinen vielfältigen Eindrücken *in Berlin* und Mainz, in Süddeutschland und vor allem auch in Ostfriesland erzählt.

Ein Krankenbesuch

Zu einer Schwerkranken, einem jungen Mädchen, durfte ich ihn auf einem seiner seelsorgerlichen Besuche begleiten. Schon legte sich die Dämmerung schnell und schwer auf das kleine Dorf am Rande der Verkehrsstraße nach Ranchi. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Frage und Antwort:

Frage? Vor einiger Zeit hast Du uns im Sonntagsboten etwas über den Schwan auf unseren Kirchen erzählt. Ich habe schon manchmal auf Kirchtürmen einen Hahn gesehen. Kannst Du auch darüber etwas sagen?

Antwort: Der Hahn auf Kirchturmspitzen ist weit verbreitet, auf Domtürmen und bei einfachen Dorfkirchen findet man ihn. Er dient als Wetterfahne wie der Schwan auf den lutherischen Kirchen Ostfrieslands. Er zeigt die Windrichtung an. Oft beherrscht er, über einem Kreuz angebracht, als höchster Punkt die ganze Umgebung.

Aber warum ist es gerade ein Hahn? Soll man ihn als Zierrat ansehen, als nette Spielerei? Mancher wird es tun und es bei der Freude über den gelegentlich gar in Gold leuchtenden „Gockel" bewenden lassen. Aber damit werden wir ihm nicht gerecht.

Nachdem der Hahn im Altertum dem Gott der Heilkunde geweiht war, taucht er als christliches Symbol im 4. Jahrhundert als Reliefplastik und im 9. Jahrhundert erstmals als Turmhahn auf. 820 ließ Bischof Rambert von Brescia einen solchen aus Bronze gießen und auf seiner Kirche anbringen (vergleiche: Christian Rietschel „Sinnzeichen des Glaubens", Seite 53).

Und was bedeutet der Hahn? Hier bringt eine sinnbildliche Darstellung den Inhalt einer biblischen Geschichte auf eine Kurzform, die für den Beschauer, der sich selber als Christ versteht, leicht zu deuten ist. Der Hahn erinnert an die Verleugnung des Petrus (Matth. 26, 34 und 69 ff, Markus 14, 30 und 66 ff usw.). „Seid nüchtern und wachet"! Petrus schlief in der entscheidenden Stunde, statt zu wachen und zu beten. Da nimmt er seine Zuflucht zu einer Notlüge. Der erste Hahnenschrei am Morgen erinnert ihn an das Wort des HErrn: „Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen. Der Hahn auf dem Kirchturm weist hin auf die Wachsamkeit, die dem Glauben nottut. Zum andern ist der Turmhahn auch eine Art Bußruf. Er fragt die, die vorbeikommen: Wie oft verleugnest du deinen HErrn im Alltag des Lebens und drehst dich, wie der Wetterhahn, nach dem Wind? Aber auch das Versagen kann uns zum Heil werden, wenn wir der Reue Raum geben und dem trauen, der für uns betet, daß unser Glaube nicht aufhöre (Lukas 22, 32).

Ein Sinnbild will der Hahn auf dem Kirchturm sein, und ein Sinnbild büßt sein Wesen ein, wenn es nur als dekoratives Element verwendet oder angesehen wird.

C. Oe.

»Alles neu macht der Mai...?«

Alles neu macht der Mai... heißt es in einem bekannten Kinderlied. Was „alles" macht der Mai neu? Ich habe nur finden können, daß im Mai die Bäume neue Blätter bekommen, in den Gärten sprießen neue Blumen, und zum Pfingstfest kauft man sich vielleicht ein neues Auto oder einen neuen Hut. Aber unter „alles", das der Mai neu machen soll, ist doch eigentlich mehr zu verstehen. Was wird denn in meinem persönlichen Leben neu im Mai?

In keinem Mai habe ich bisher erlebt, daß ich selber neu geworden wäre oder daß die Menschen, denen ich tagtäglich begegne, sich geändert hätten. Auch im Mai begeht man die gleichen Fehler, über die man sich ärgert. Sorgen und Aengste bleiben, es bleibt, auch im Mai, alles beim Alten. Unserem persönlichen Leben eröffnet der Mai also keine neuen Möglichkeiten. Das Lied vom Mai, der „alles neu macht", bezieht sich wohl nur auf die Natur.

Um selber neu zu werden, braucht der Mensch mehr. *Der Ohnmacht des Menschen, aus eigener Kraft* „neu" zu werden, steht die Macht eines Wortes aus dem Neuen Testament gegenüber: „Siehe, ich mache alles neu." Gott ist bereit, das hat Er uns durch JEsus sagen lassen, mit uns neu anzufangen, uns neue Möglichkeiten zum Leben zu geben. Indem Gott uns neu werden läßt, nimmt Er uns die Sorge ab, wie wir von uns aus neu werden könnten. Darum brauchen wir nicht zu verzweifeln vor der Aufgabe, aus eigener Kraft ein neues Leben anzufangen — mit der immer neuen Erfahrung, daß uns das nicht gelingt.

Gottes Zusage: „Siehe, ich mache alles neu", gilt — nicht nur im Mai.

G. C. Ziemer.

Blick auf das Kreuz!

Es ängstigt dich, die Welt zu schauen?
Die Menschen treiben dir's zu bunt?
Blick in dich: Da beginnt das Grauen,
Da hättest du zu fürchten Grund.
Wird nicht gelästert, nichts entheiligt,
Wird nicht gefrevelt überall,
Dran nicht dein eigen Selbst beteiligt:
Du stehst für jeden Fehl und Fall.
Drum fürchte nicht, die Welt zu schauen,
Gott weiß - sie weiß nicht, was sie tu.
Blick auf den HErrn; da stirbt dein Grauen;
Gib dich ins Kreuz, da wird dir Ruh.

Rudolf Alexander Schröder

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„Wenn jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen." Deshalb wurden wir getauft und in das Reich Gottes hineingenommen schon als Kinder. Denn es sollte bei uns nicht so sein, daß zunächst Fleisch und Blut die Herrschaft über uns bekommen könnten und wir erst dann, etwa wenn wir schon erwachsen sind, uns mit dem Heiligen Geist durch die Taufe beschenken lassen. Um so schwieriger ist die Arbeit des Heiligen Geistes in uns, wenn wir erst lange Zeit unseres Lebens dem Heiligen Geist nicht gehorcht haben. Zwar tut die Taufe allein es nicht, daß wir Gottes Kinder werden. Wohl schenkt Gott uns durch die heilige Taufe um Christi willen Seine Gnade, bietet uns an die Vergebung unserer Sünden für alle Tage unseres Lebens, aber Gott erwartet auch, daß wir die Vergebung so anerkennen, daß wir in einem neuen Leben wandeln wollen, und das täglich. Denn „ein christliches Leben ist nichts anderes denn eine tägliche Taufe, einmal angefangen und immer darin gegangen" (Großer Katechismus). Das bedeutet für uns, daß wir täglich dem Heiligen Geist Raum geben in unserem Herzen und Leben und in unserem ganzen Wesen.

Es ist für dich in den Tagen deiner Krankheit viel leichter als in den gesunden Tagen, dem Heiligen Geist Raum zu geben. Durch deine Krankheit sind verschiedene Glieder deines Körpers behindert. Sie wollten wohl gerne ihren natürlichen Pflichten nachkommen, können es aber nicht. Um so mehr kannst du den Heiligen Geist bitten, daß Er diesen deinen behinderten Gliedern Glauben und Gehorsam schenken möge. Aber bei einem Kranken sind nicht nur die einzelnen Glieder angefochten, sondern Leib, Seele und Geist sind von Gott gefragt, ob sie sich ergeben wollen, um mit Christus zu leiden. Und wenn du dreieinig mit Leib, Seele und Geist dich dem dreieinigen Gott ergibst zum Leiden, wird deine Krankheitszeit eine gesegnete Zeit werden. Du selbst wirst durch die Ergebung in Gottes Willen geduldig, friedlich und freundlich werden. Dankbar wirst du jeden Tag beschließen können, auch wenn er dir Qual und Schmerzen gebracht hat. Mit Zuversicht wirst du dich betten lassen zur Nachtruhe und kannst in Gottes Frieden schlafen, wenn vielleicht auch nur wenige Stunden, und darfst wieder aufwachen unter dem Gebet:

Gott Vater, Sohn und Heil'ger Geist,
o Segensbrunn, der ewig fleußt;
durchfleuß Herz, Sinn und Wandel wohl,
mach uns Dein's Lob's und Segens voll.

G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Einundzwanzigster Bericht von Pastor Addicks, Filsum.

Als wir die soeben aus dem Haus der Kranken heraustretende Großmutter ansprechen, hören wir von dem hoffnungslosen Ernst der Erkrankung. Nachbarn und Familienangehörige sind um ein schlichtes Bettgestell in bedrückter und um die Kranke besorgter Stimmung versammelt. Ein offenes Feuer auf dem Boden und ein schwaches Oellämpchen am Kopfende der Kranken werfen einen fahlen Schein auf die Gesichter der Frauen und des am oberen Ende stehenden Vaters. Ob es die Mutter ist, sie versucht durch ein im Feuer erhitztes Eisen, das sie in die Nähe der Kranken hält, dem kalten Körper Wärme zuzuführen. Die Kranke selbst ist kaum zu erkennen, ich höre nur, daß sie von Zeit zu Zeit, von Schmerz gequält, aufstöhnt.

Unvergeßlich die Stille, in der — außer dem prasselnden Feuer auf dem Boden — kein Ton laut wird, all' die schattenhaften Gestalten sich beugen und der einheimische Seelsorger im Dialekt der Leute hier das vergehende Leben dem Heiland und HErrn über alle Gewalt und Not des Todes befiehlt. Ich konnte, obwohl mir nicht verständlich, nur mein „Ja und Amen" dazu sprechen, und auf Bitte der Versammelten noch kurz in deutschen Worten beten. Aber der Name JEsus klingt in allen Sprachen auf, ja, durch alle fremden Laute hindurch, als der, dem alle Gewalt gegeben ist, im Himmel und auf Erden und vor dem alle Knie sich beugen sollen und erkennen, daß JEsus Christus der HErr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

Vor Ihm beugen wir uns jetzt auch in dieser dämmerigen Hütte mit den schwerbetroffenen Eltern. Es ist nach dem Sterben eines kleinen Knaben jetzt ihr einziges und letztes Kind. In der Tiefe menschlichen Leidens rücken trotz aller Unterschiede Menschen einander nahe. Der dankbare Händedruck der Eltern, der Großmutter und aller Umstehenden ist mir und meinem indischen Bruder ein Zeichen, daß Gott auf das Gebet Seiner Kinder antwortet, auch wenn Er uns Liebes nimmt, daß Er ein Gott alles Trostes und ein Vater der Barmherzigkeit ist.

Am andern Tage gegen Mittag schon wird der junge tote Leib unter Gottes Wort und Gebet in die rotbraune Erde versenkt. „Alles Fleisch ist wie Gras", hier noch eindrücklicher als in unseren kühleren Zonen, „aber Gottes Wort bleibt in Ewigkeit."

Nächtliche Rückkehr

Das kleine Dorf ist nun schon ganz in das Dunkel des Abends zurückgesunken. Wir beschleunigen, auf dem unebenen Fußweg auf Steine und aus der Erde ragende Felsplatten vorsichtig achtgebend, unseren Gang. Ein hin und wieder sichtbar werdender Lichtschein aus Richtung der Hauptstraße ist nicht zu übersehen. Ein zwischen Ranchi und Rourkela verkehrender Omnibus nähert sich und kommt auf ein paar Zeichen mit dem erhobenen Handstock zum Stehen und nimmt uns mit.

Auf dem Hinweg — es waren immerhin 5 Kilometer und schon spät am Tage — hatten wir das gleiche Glück, auch diesmal nur durch ein Gestikulieren mit dem Stock, wenn auch ganz unbeabsichtigt. Die Bewegung mit dem Stock — ich wies auf den uns gerade überholenden Bus hin — hatte ihren Grund in dem mir auffallenden Nummernschild. Er trug die lateinischen Buchstaben B R A.

An und für sich für den ein wenig des Landes Kundigen schnell zu deuten: Die beiden ersten „Letters" bedeuten das Bundesland Bihar, der dritte ein Registrierungskennzeichen. Ein Bus mit den gleichen Buchstaben bezeichnet auf ostfriesischen und oldenburgischen Straßen den Kreis Wesermarsch mit der Kreisstadt Brake. Die unwillkürlich auf das Schild weisende Bewegung hatte den aufmerksamen und höflichen Beifahrer vermuten lassen, daß wir noch mitzufahren beabsichtigten. Schnell öffnet sich die Tür — und wir steigen nicht ungern ein. Das Rütteln und Schütteln auf harten Bänken nehmen wir für die kurze Strecke gern in Kauf. Freundlich werden uns sofort einige Plätze von höflichen Mitreisenden freigemacht. Ein Fahrgeld lehnt der großzügige Driver mit freundlicher Geste ab.

Im Mercedes nach Ranchi

Für unsere Fahrt nach Ranchi sind wir freilich froh, nicht auf den Bus angewiesen zu sein. Da ist uns der Mercedes der Farm, ein Veteran von etwa 12 Jahren, doch lieber. Mit diesem bewährten und strapazierten deutschen Wagen zu fahren, ist hier in Indien immerhin ein Vorrecht, um das wir — man sieht es den Blicken der Leute an — beneidet werden. Wir dürfen es uns in den weichen Polstern bequem machen und in drei bis vier Autostunden dieses Neuland von Chotanagpur wie ein breites Filmband an uns vorüberrollen lassen. Nun sehen wir das Flußtal, in das die Farm so lieblich eingebettet liegt, einmal von einer anderen Seite.

Jetzt — in meinem Kalender steht das Datum vom 29. Dezember — ist der silberne Streifen des Flußwassers noch sichtbar. Die anhaltende Trockenheit wird die Wasserrinne immer mehr verengen. Für die zweirädrigen Ochsenkarren, für Jeeps und auch Autos, die bis über die Achse im Wasser fahrend sich langsam ihren Weg durch das ungewohnte Element bahnen, ist der Fluß keine Behinderung. Wer mit einem Fahrrad in die Dörfer drüben will, nimmt sein Gefährt ohne Umstände auf den Rücken und watet durch den Fluß. Schuhe und Strümpfe sind überflüssig.

Besuch beim Radja

Nach etwa neun oder zehn Meilen erreichten wir das kleine Dorf Biro. Es liegt am Fuße eines Bergmassivs, versteckt unter hohen Büschen, besonders dem kräftigen undurchdringlichen Bambus. Die uns zugekehrte Seite des Berges — so erklärte mir bei einem kürzlichen Besuch Pastor Soreng — ist unbesteigbar. Hier und an einigen anderen Stellen krönen ungeheure, weitüberhängende Granitblöcke die bewaldeten Teile. Man könnte meinen, sie müßten jeden Augenblick herabstürzen.

Hier liegt, gegenüber dem umliegenden Gelände und dem Dorf, auf einem erhöhten Plateau der Palast des Radja, des „Königs". Auf dem Hof wird Reis gedroschen und Stroh geschichtet. Eine mächtige Säulenhalle führt in die inneren Gemächer des Palastes und weiter zu neuen kleinen Höfen und weiteren Wohnteilen, alle weiß und mit flachen, von zierlichen Gesimsen eingehegten Dächern.

Durch einen der bediensteten Hüter des Hauses erreicht Pastor Soreng leicht eine Audienz bei dem uns mit freundlicher und höflicher Zurückhaltung empfangenden Hausherrn. In einem großen, hohen Raum inmitten des ersten Palastteils lädt er uns ein, in den bereitstehenden Lehnstühlen Platz zu nehmen. Besuch aus Europa, aus Germany, scheint bei diesen Herren einer früheren Gesellschaft immer noch willkommen zu sein. Der Tee steht denn auch bald in Gläsern auf dem großen und breiten Tisch.

Von den Wänden, auf die er zeigt, blicken die Bilder seines Vaters und seines Großvaters auf uns herab. Letzterer hat den mächtigen Tiger erlegt, dessen zähnefletschende Raubtierfratze, zum Glück ausgestopft und präpariert, und dessen mächtiges Fell, an der anderen Wand ausgebreitet, jetzt stolze Jagdtrophäen sind.

Seine Vorfahren gehörten zu den mächtigen „landlords", denen die Bauern rentenpflichtig waren, denen die Verwaltung unterstand und die Gerichtsbarkeit oblag, ob immer zum Guten der Untertanen, ist nicht eindeutig zu beantworten. Er ist nur einer der kleinen Radjas. Die größeren, die bekannten „Maharadjas", regierten fast souverän. Bekannt ist der unvorstellbare Reichtum dieser großen und „kleineren" indischen Könige. Glanz und Prunk bei Festen bis zur Verschwendung, aber auch Neid, Willkür und Brutalität gegenüber Untertanen und Ebenbürtigen, bis hin zum Giftmord, mögen sich die Waage gehalten haben.

(Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Landesbischof D. Lilje 20 Jahre im Amt

Die enge Verbundenheit mit seiner Landeskirche und der weltweite Dienst in der Oekumene — dies sind nach den Worten des hannoverschen Synodalpräsidenten Martin Boyken die beiden Pole des 20jährigen Wirkens von D. Dr. Hanns Lilje als Bischof der hannoverschen Landeskirche. In einer Feierstunde, der ein Abendmahlsgottesdienst vorausgegangen war, gedachte die Landessynode in Hannover des 20jährigen Dienstjubiläums ihres Bischofs, der am 17. April 1947 von der 14. Landessynode einstimmig zum Nachfolger von Landesbischof D. Marahrens gewählt und am 28. Mai in der noch halbzerstörten Marktkirche in sein Amt eingeführt worden war.

Im Mittelpunkt der musikalisch umrahmten Feierstunde stand neben der Würdigung des Wirkens von Landesbischof Lilje durch Präsident Boyken ein Festvortrag von Prof. D. Dr. Wolfgang Trillhaas über das Thema: „An den Grenzen der Kirche". Trillhaas überbrachte zugleich die Grüße der Theologischen Fakultät der Universität Göttingen, die Lilje den ersten theologischen Ehrendoktor verliehen hatte.

Präsident Boyken sagte, daß das lutherische Bischofsamt „aus der Kraft der Persönlichkeit" seine Wirkung habe. Schon bei der Amtseinführung Liljes vor 20 Jahren sei der ökumenische Zug der Arbeit Liljes sichtbar geworden: Zahlreiche Kirchenführer aus der ganzen freien Welt nahmen daran teil, was damals nach dem Zusammenbruch Deutschlands von großer Bedeutung war.

In den Worten Liljes kam die tiefe Dankbarkeit dafür zum Ausdruck, daß ihm damals, als er noch nicht 50 Jahre alt war, eine so große Aufgabe zuteil wurde. „Mein Blick geht nur nach vorn", sagte der Landesbischof. Der einzige Auftrag der Kirche, an der ihm wirklich liege, sei die Verkündigung.

Sowohl der Landesbischof als auch Präsident Boyken erinnerten an das Wort des Propheten Amos, das der Predigt Liljes in seinem Einführungsgottesdienst in der Ruine der Marktkirche zugrunde lag: „Ich will die verfallene Hütte Davids wieder aufrichten". Dieses Wort der Verheißung, sagte Boyken, sei nicht nur im Blick auf den äußeren Wiederaufbau der Kirche in Erfüllung gegangen. Auch der Landesbischof stellte dankbar fest, daß die äußere Wiederherstellung der Kirche „in vollem Umfange gelungen" sei. Er äußerte aber auch den Wunsch, daß „aus unserer so blaß redenden Kirche wieder eine zeugniskräftige Kirche werden möge".

Eine Kirche, die das sein wollte, was außerhalb von ihr ist, wäre keine Kirche mehr, betonte Prof. Trillhaas in seinem Festvortrag. Sie würde die Welt um das ärmer machen, was diese von der Kirche zu erwarten habe. Nur wenn sich die Kirche ihrer Grenzen bewußt sei, könne sie die Erwartungen der Welt erfüllen. Und nur dann, wenn die Kirche für die Welt feste Konturen habe, sei ein Gespräch über den „nachbarlichen Zaun" hinweg mit den anderen Konfessionen, den anderen Kirchen oder dem Staat möglich.

Aber nicht nur erwarte die Welt etwas von der Kirche, sondern auch umgekehrt die Kirche von der Welt. „Auch wir in der Kirche sind Welt. Wir sind der Substanz nach aus keinem anderen Holz geschnitzt als die Menschen, mit denen wir über die Zäune hinweg unser Gespräch führen", sagte Trillhaas wörtlich. Eine „alles durchdringende säkulare Gesellschaft" bestimme unsere Existenz vollkommen. Das betreffe nicht nur den Stil, sondern vor allem auch die Sprache. Deshalb habe die Kirche viel von der Welt zu lernen. Dabei aber dürfe sie nicht verschwommen werden in einer gewollten Modernität. Sie müsse sich vielmehr ihrer Grenze in der veränderten Welt bewußt werden. Dies sei eine Grenze, „die wir um des Evangeliums willen ziehen", hob Trillhaas hervor. Wenn auch diese Grenze die Kirche teuer zu stehen kommen könne, so müsse auch dies als ein Dienst der Kirche an der Welt gesehen werden.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

„Es war ein reicher Mann" — so reich, wie keiner unter den ostfriesischen Kranken ist, denn „er kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden". — „Es war aber ein Armer" — so arm, wie keiner unserer Kranken ist, „mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Tür voller Schwären und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen; doch kamen die Hunde und leckten ihm seine Schwären". Wenn also keiner so reich und keiner so arm ist wie diese beiden, was soll uns dann der Anfang des Sonntagsevangeliums sagen? In Syrien, Indien und in Hongkong gibt es heute noch viele Arme, die wie einst Lazarus begehren, sich zu sättigen von den Brosamen, die von unseren reichen Tischen fallen. Wieviel Brot wird bei uns täglich weggeworfen, oftmals noch nicht einmal den Vögeln oder Tieren zum Fraß zubereitet, sondern einfach in den Mülleimer geworfen, ohne daß die Leute an die denken, die mit Freuden das Brot annehmen und essen würden, was von vielen so weggeworfen wird. Würden sie die fünf oder zehn Pfennig Brot in die Opfertüte „Brot für die Welt" tun, so würde bald ein größerer Teil „Brot für die Welt" zusammenkommen, und die Armen in der Welt, auch in den Dörfern und Städten, in denen durch Flut und Erdbeben das tägliche Brot verloren ist, würden jedenfalls *nicht von den Hunden ihre Schwären belecken lassen* müssen, sondern könnten sich mit Danksagung sättigen lassen. Katastrophen wird es zu allen Zeiten geben. Aber in unserer modernen Welt sind wir durch die Technik so ausgerüstet, daß wir gleich am Tage nach einer Katastrophe in den Zeitungen lesen und uns ein Bild machen können, wie groß hier und dort die Not geworden ist, einfach weil es am täglichen Brot fehlt. Und wir können noch beten „unser täglich Brot gib uns heute" und denken nicht an die, die ohne ihr Verschulden ihr tägliches Brot nicht mehr haben!? Laßt uns mit Danksagung unser täglich Brot empfangen und dabei 1 oder 2 oder 5 Pfennig für jede Mahlzeit geben, die wir in Ruhe und Frieden genießen können. Du wirst bald dich wundern, wieviel Brot für die Welt du mit den Deinen sammeln kannst. „Gib dem, der dich bittet". Gib dem armen Lazarus an unserer Tür. Viele müssen wieder Arbeit, ein Haus und ein neues Leben bekommen. Wenn sie uns auch nicht kennen und wir sie nicht, so müssen sie doch wissen, daß wir ihnen zu „guten Freunden und getreuen Nachbarn" werden wollen. Dann hast du recht um das tägliche Brot gebetet.

G. Sch.

Allen, die im Juni Geburtstag haben, ein Geleitwort für das neue Lebensjahr:

Bedenke nicht, was du bist, sondern was du sein wirst. Was du bist, ist ein Augenblick; was du sein wirst, eine Ewigkeit. Kolumban

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Zweiundzwanzigster Bericht von Pastor Addicks-Filsum.

„Unser Radja" hat, wie alle seine Standesgenossen, seit 1947 offiziell keine Regierungsbefugnisse mehr. Aber der Einfluß dieser Fürsten Indiens reicht auch heute noch bis in die Politik, die in Delhi gemacht wird. So dreht sich auch bald das Gespräch um die damals bevorstehenden Wahlen im Bundesstaat Bihar und für die ganze indische Union.

Der Radja zeigt uns noch den Innenhof des Palastes, führt uns die Treppe hinauf auf das flache Dach, wo er sich gerne mit einigen Männern seiner Umgebung und seinen Gästen „knipsen" läßt. Von hier aus genießen wir die Aussicht auf den mächtigen „Flintenbrocken" über uns und die Felder unter uns, die der Radja nach modernen Methoden bewirtschaften läßt. Auch er hat Reis- und Weizenfelder, die einer zweiten Ernte entgegenreifen.

Ein heidnischer Tempel

Ein Diener ist bestimmt, uns zum nahen Hindutempel zu führen, in dem dem vom Radja besoldeten Priester Blumen zur Opferung gegeben werden. Daneben ein kleinerer Rundtempel. Beide sind in weiß gehalten und mit vielen kleinen zierlichen Spitzen gekrönt.

In dem kleineren erhebt sich auf einem Sockel das steinerne Bildnis eines Stiers, für uns Christen so fremd und fern, für die Hindus ein „heiliges Bild". Erschrecklich die durch ein paar kopfgroße Natursteine angedeutete Opferstätte, auf der vor Zeiten eine Königin dieser Radja-Familie in einem blutigen Menschenopfer den Göttern dargebracht wurde. Meine beiden Begleiter wissen mir zu erzählen, daß dieses Menschenopfer nicht das einzige geblieben ist, sondern daß in gar nicht so fern liegender Vergangenheit dergleichen Opferungen immer wieder vorgekommen sind.

Wir wenden uns bald von diesem Ort ab, um noch ein wenig den Berg hinaufzusteigen, vorbei an einem kleinen See, an dessen steinigen Ufern Frauen ihre Wäsche auf Steinen „ausschlagen". — Wieder mächtige Felsbrocken, die wir erklettern, um bald darauf die in ihrem Dschungelparadies gestörten Affen von Baum zu Baum, von Ast zu Ast springen zu sehen. Einer nach dem anderen visiert uns an. Ein ganz dicker nimmt uns genau aufs Korn und beobachtet uns scharf, ob wir die „Heiligkeit" der Affen auch respektieren. Niemand darf ihnen ein Leid antun.

Missionsfeld

Pastor Soreng erzählt mir, daß das Gebiet östlich von Biro das eigentliche Missionsfeld sei, in dem besonders konzentriert die Botschaft von JEsus Christus verkündet werden soll. Die Brüder von der Gossnerkirche haben erkannt, daß Kirche und Mission nicht zu trennen sind und daß „sie jetzt dran sind", das Reich Gottes unter den Heiden auszubreiten. Für die gesamte Kirche hat daher der kürzlich nach langjährigem Studium in Berlin in seine Heimatkirche zurückgekehrte Dr. Paul Singh den Auftrag erhalten, die Missionsarbeit durch neue Impulse zu beleben und die Einzelplanungen in den einzelnen Sprengeln von der Kirchenleitung her zu koordinieren.

Für den Bezirk der Synode Khuntitoli ist Pastor Soreng nach seiner Rückkehr aus Deutschland mit der Missionsaufgabe betraut worden. In den Dörfern dort — in dem einen ist nur eine Familie christlich — hat der nächstwohnende Katechet, der Laienprediger, zu Versammlungen unter freiem Himmel im Schatten weitausladender Baumkronen eingeladen. Der am Theologischen College in Ranchi als Dozent wirkende Pastor Dr. Thomas Dell hat kürzlich als einziger Weißer gepredigt, von Pastor Minz übersetzt, Pastor Soreng und Pastor Dungdung in der Sprache der Eingeborenen selbst, nach bewährtem Muster kurz und knapp als konzentrierte Verkündigung „aus mehrerer Zeugen Mund".

Ich wurde an manche Kapitel der Apostelgeschichte erinnert, wenn von der Freudigkeit der Boten oder auch von der Hörbereitschaft der Heiden die Rede war, aber auch von dem deutlich spürbaren Widerstand. Hier war es eine Frau, die die Verkündiger trotz freundlichen Bittens zu schweigen, immer wieder durch lautes „Gesinge" störte. Irgendwie wird dann der dunkle Hintergrund der Welt sichtbar. „Wir haben nicht mit Fleisch oder Blut zu kämpfen, sondern mit den Fürsten und Gewaltigen unter dem Himmel" (Epheser 6).

Auf dem Wege nach Ranchi

Das Bild der Landschaft in Richtung nach Ranchi zeigt, nachdem wir den bewaldeten und felsigen Höhenzug zur Linken hinter uns haben, die uns schon gewohnten Züge: Flüsse mit wenig Wasser, hügelige Ränder am Horizont, unbebautes braunrotes Land, wallumhegte Reisfelder, Baumgruppen und Einzelbäume, unter denen sich die Dörfer „duken".

Auf dem Wege halten wir an bei der neu errichteten kleinen Farm Sarnatoli, wo eben das Haus des jungen Managers, der bald seine Familie nachholen will, gedeckt wird. Es sind Leute von Fudi, die das Dach werkgerecht dichten. Frauen, die uns freundlich mit der „Parole" der Christen, mit „Jesus sahai" begrüßen, mischen Lehm und Zement in einer feuchten Grube und tragen, immer mit ihrer Korblast auf dem Kopf, das Material, auf der dünnen Bambusleiter emporsteigend, zu den Handwerksmännern nach oben. Sie sind das, was wir in Ostfriesland „Toplegers" nennen.

Andere Frauen sind wie in Khuntitoli fleißig dabei, die Erdnüsse von ihrem Kraut „abzuströpen" und beides auf gesonderte Haufen zu werfen. Das Programm der Genossenschaftsarbeit läuft auch hier gut an. Viele der Felder auf der anderen Straßenseite, die den dortigen Bauern gehören, sind schon in diese Entwicklungshilfe der Tochterfarm von Khuntitoli einbezogen. Ein Brunnen bewässert die Kartoffel- und Gemüsefelder. Allen Lobes wert die Initiative des jungen Benedictus Mundu, der provisorisch in einer aus Bambus erstellten und mit einer dichten Lage von Maiskolben und ihrem Blätterwerk abgedeckten Hütte wohnt.

Er hat schnell der für das leibliche Wohl zuständigen Köchin (noch ist seine Frau nicht da) einen Wink gegeben, mir, meiner Frau und dem „Sahib", unserm Schwiegersohn, heißen Tee, Kuchen und ein paar Bananen zu servieren, natürlich nachdem erst wieder unsere Hände — verschwitzt und schmutzig vom „Nichtstun" — begossen, gewaschen und angenehm erfrischt wurden.

Handwerkerausbildung in Fudi

In Fudi passieren wir das Technical Training Centre. Dieses Werk, ebenso wie das Agriculture Training Centre in Khuntitoli, verdanken ihre Entstehung der Initiative und der Planung unseres Alt-Missionsdirektors D. Hans Lokies im Zusammenwirken mit der Leitung der großen kirchlichen Hilfsorganisation „Brot für die Welt". Das Blatt der Gossner Mission, die „Biene", hat oft von ihnen und den Mitarbeitern dort, dem Leiter Dipl.-Ing. Schwerck und dem seit dem letzten Sommer dort tätigen Lehrlingsausbilder Dammer, berichtet. Junge Christen der Gossner Kirche werden hier als Tischler, Schlosser und im Baufach ausgebildet. Auch der nette Bungalow der Leiterfamilie Bruns in Khuntitoli wurde von den Fudileuten gebaut.

Wir halten uns nicht auf, wir wollen rechtzeitig in Ranchi sein. Ranchi liegt auf einem Plateau, höher als Khuntitoli. Das bedeutet in der heißen Zeit ungefähr 10 Grad Celsius weniger an Hitze. Schon vor Erreichen der Stadtgrenze fällt ein sich weit erstreckendes Industriegelände auf. Hier ist unbezweifelbar ein Stück Zukunft des neuen Indien im Werden. Riesige Maschinenhallen, Hochbauten für die Verwaltung und wie aus dem Boden gestampft lange Reihen von Wohnblocks. Ein junger deutscher Entwicklungshelfer, der dort in einer technischen Schule in der praktischen Ausbildung junger Inder eingesetzt ist, erzählt mir, daß 1961 rund 120 000 Einwohner gezählt wurden. Jetzt sind es nach Schätzungen weit mehr als 200 000. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Partei seit langem beschlossen hat. Wir müssen unablässig daran arbeiten. Auch wir werden Gottes Herz rühren.

Und der überraschende Schluß Maos?

„Unser Gott ist niemand anders als die Masse des chinesischen Volkes."

„Gott" ist also für Mao Tse-Tung in China durchaus vorhanden. Aber so wie das Volk Chinas seinen großen „Steuermann" verehrt wie einen Gott, so macht Mao aus den 700 Millionen des chinesischen Volkes den Gott, dem er alles zutraut. Die Allmacht ist in den Händen der Masse. China ist Gott. —

Als Christen wissen wir, daß dieser Gott ein Götze ist. Auch ein Riesenvolk wie China ist vor Gott, vor dem Dreieinigen Gott, nichts. Selbst noch so große Erfolge können nicht darüber hinwegtäuschen, daß vor der Allmacht des Dreieinigen Gottes alle Mächte der Götzen zusammenbrechen.

Aber wo ist nun Gott in China heute? Was ist aus der Kirche, aus den Kirchen in China geworden? Weihnachten konnte die chinesische Christenheit nicht in den Kirchen feiern. Ostern? Pfingsten? Wir wissen so wenig von den Christen in China, wie die Angehörigen Dietrich Bonhoeffers im Winter 1944/45 von ihm wußten, der beim Reichs-Sicherheits-Amt hinter Schloß und Riegel saß. Selten nur drang ein kleiner Zettel aus der Zelle nach draußen. So kam neulich ein winziger kleiner Zettel, geschrieben von einem jungen Menschen aus Südchina zu uns. Der Schreiber gehört zu denen, die bei der Roten Garde mitmarschierten in den stürmischen Monaten der Kulturrevolution, das wissen wir. Aber er schreibt. Die wenigen inhaltsleeren Worte sind ein Zeichen, ein Lebenszeichen. Da sind also junge Christen in China. Sie schikken uns ein Lebenszeichen. Wir wissen, auch bei diesen Christen ist JEsus Christus der HErr. Er bleibt bei ihnen. Von uns sind sie getrennt, von Christus nicht. Gott ist in China bei Seiner Gemeinde. JEsus Christus ist auch bei denen, die Ihn verleugnen, wie es Petrus tat. JEsus Christus ist auch bei denen, die vor dem Kreuz fliehen, wie die Jünger flohen. Alle Tage ist JEsus Christus bei Seinen Jüngern, auch bei Seiner Gemeinde in China.

Stehen wir mit unseren Gebeten den Christen Chinas zur Seite? Heute? Auch morgen? — Kapitulieren wir vor dem Maoismus, oder versetzt unser Glaube Berge?

Martin Pörksen, Hamburg

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Das Evangelium des 2. Sonntags nach Trinitatis gibt uns einen Einblick auch in die heutige Welt. Das kommt heute auch vor, daß geladene Gäste sich entschuldigen mit dem Kauf von Ackerland und Ochsen und mit der Verheiratung. Aber das kommt kaum vor, daß der Mann, der zum Abendessen eingeladen und nun plötzlich Absagen bekommen hat, die Armen und Krüppel, dazu die Lahmen und Blinden einlädt und noch die auf den Landstraßen und Zäunen nötigen läßt, zu ihm hereinzukommen. Aber JEsus tut das. Er ruft die wirklich Elenden zu sich und will sie erquicken. Da sind die Armen, von denen es in Ostfriesland jetzt keine mehr gibt, aber noch in Indien und an vielen anderen Stellen in der Welt. Wenn auch in Indien zur Zeit noch viele Kinder durch die Aktion „Brot für die Welt" gespeist werden, so sterben doch täglich noch Menschen im Hunger. Ob du nicht ein wenig mithelfen willst durch dein Gebet und deine Gabe, daß den wirklich Armen geholfen werde?

Da sind die Krüppel, die bei uns schon von Jugend auf Hilfe bekommen, daß sie selbständig ihren Lebensunterhalt verdienen können. Aber nicht in allen Ländern der Welt gibt es kirchliche und staatliche Hilfe. Solltest du nicht durch Gebet und Gabe mithelfen, daß den Krüppeln in der Welt geholfen werde? — Da sind die Lahmen. Bei uns haben sie schon einen Fahrwagen, oder, wenn ihre Hände lahm sind, wird ihnen anders geholfen, daß sie irgendwie ihr täglich Brot selbst mitverdienen können. Aber den Lahmen in Indien oder in anderen Gegenden, in denen es noch keine staatliche oder kirchliche Hilfe gibt, wer hilft denen? Ob du sie nicht durch dein Gebet und deine Gabe nötigen kannst, in JEsu Nähe zu kommen? — Und die Blinden? Bei uns ist wirklich eine große Hilfe für die Blinden geschaffen. Sie können lesen, schreiben und rechnen lernen, und sie werden ausgebildet je nach ihrer Begabung. Nach dem 1. Weltkrieg studierte mit mir ein Kriegsblinder. Beim Vorlesen des nicht gerade einfachen hebräischen Textes war er immer der erste, der uns verbesserte, wenn wir falsch vorlasen. Er ist Pastor geworden. Andere sind musikalisch so begabt, daß sie Sonntag für Sonntag die Orgel im Gottesdienst spielen. Andere sind handwerklich begabt. Je nach ihrer Begabung werden die Blinden ausgebildet. Und viele Blinde sind glücklicher als viele Leute mit gesunden Augen. Natürlich gehört viel Zeit, Liebe und auch Geld dazu, den Blinden wirklich zu helfen. Aber in Hongkong oder in Syrien warten täglich viele Blinde auf ein wenig Brot. Vielleicht hilfst du durch deine tägliche Fürbitte für die Blinden, Lahmen, Krüppel und Armen und durch deine tägliche Gabe von vielleicht 4 Pfennigen dazu, daß ihnen ernstlich geholfen werde in ihrem Schicksal, daß sie fröhlich werden trotz ihrer Gebundenheit, weil sie genötigt werden, ins Reich Gottes zu kommen.

G. Sch.

Sicherung von Dokumenten der Ostkirchen

Durch das Kriegsgeschehen und die anschließende Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten ist viel unersetzbares Archivgut verlorengegangen. Um so wichtiger ist es, alles was vor dem Verlust bewahrt und gerettet werden konnte, zu erfassen, zu ordnen und zu sichern. Es handelt sich dabei vor allem um alles heimatgeschichtliche kirchliche Schrifttum, Lebensbeschreibungen von Pastoren, Kirchenpatronen u. a., Schriftstücke und Dokumente aller Art, alte Bibeln, Gesangbücher, Andachtsbücher, Agenden etc., Bilder von Kirchen und Pastoren, kirchliche Urkunden mit gut erhaltenen Stempeln und Siegeln. Berichte von kirchlichen Ereignissen (Jubiläen), Hinweise über den Verbleib von Büchereien, kirchlichen Akten, Altargeräten und Glocken, Aufzeichnungen über besondere kirchliche Sitten und Bräuche.

Alle Ortsvertriebenen werden gebeten, sofern sich dergleichen Dinge in ihrem Privatbesitz finden, dies mitzuteilen an:

Ostkirchenausschuß, 3 Hannover, Postfach 4605

Das Besitzrecht an den betreffenden Sachen und ihr Verbleib bei dem Besitzer wird durch die Meldung nicht in Frage gestellt. Wichtig ist zunächst allen die Bestandsaufnahme des Vorhandenen.

Wir bitten vorläufig keine Sendungen an uns zu richten. Es genügt vorläufig die Angabe, wo sich die Schriften und Gegenstände befinden.

Keine Diskussion rettet!

Fjedor M. Dostojewskij hat der Menschheit die großartige Legende vom Großinquisitor geschenkt.

Leidenschaftlich versucht darin der Kirchenfürst, dem Gefangenen JEsus nachzuweisen, daß man Ihn nicht brauche mit Seinem Gerede von Demut und Nächstenliebe, von Armut und Entsagung. Hart und unmißverständlich stellt ihm der Großinquisitor ein wirksameres Programm der Macht- und Prachtentfaltung entgegen. JEsus Christus hat versagt. Er hat ja keine Ahnung davon, wie man Menschen behandeln muß. Der Christus stört. Darum soll Er vernichtet werden. Morgen schon.

Am Ende seiner Legende schreibt Dostojewskij: „Der Großinquisitor sieht, wie der gefangene JEsus ihm die ganze Zeit über aufmerksam zuhört und ihm dabei gerade in die Augen sieht, ohne daß Er auch nur im geringsten den Wunsch verrät, ihm zu erwidern. Der Inquisitor wartet, daß der Gefangene ihm antwortet, denn daß dieser schweigt, bedrückt ihn. Der Greis möchte, daß Er ihm nur ein Wort sage, ein stolzes meinetwegen, ein furchtbares. Doch der steht plötzlich auf, tritt an den Greis heran und küßt ihn sanft auf dessen bleiche Lippen. Das war Seine Antwort. Der Greis erbebt."

So schreibt Dostojewskij. — Die Antwort JEsu ist Liebe. Keine Diskussion, göttliche Liebe. Vergebung. — Keine Diskussion kann uns erlösen, kein gelehrtes Gerede. Allein die Tat JEsu am Kreuz als die Antwort für alle Zeiten. Doch dies genügt.

W. Kroll

Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Dreiundzwanzigster Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Die Industriezentren ziehen Menschen aus allen Teilen Indiens an, die auch hier in Ranchi wie in Rourkela einen besseren Lebensstandard suchen.

Das Straßenbild in Ranchi ist wie in allen anderen Städten Indiens: Menschen, Menschen, Menschen. Wer nicht vor die Füße guckt, kann darüber stolpern. Dazwischen, für Sauberkeit sorgend, weil alles fressend, Kühe, Kühe, und nochmals Kühe. Dazu Autos, private und Taxi. Daneben viele, viele Fahrradrikschas.

Eine Rikschafahrt

Als unser Mercedes wieder einmal streikt und trotz handfester Hilfe uns nicht den Gefallen tut, anzuspringen, bleibt für uns nur die Beförderung per Rikscha übrig. Unsere Körpermaße lassen es freilich nicht zu, uns zu Dreien auf die weichen, gut federnden, im übrigen reichlich strapazierten Sitze zu plazieren. So fahren wir in je einem dieser gar nicht zu verachtenden Vehikel wie im Gänsemarsch hintereinander her, natürlich immer wieder Zielpunkt vieler Augen, die erstaunt gucken, daß sich wohlsituierte „Amerikaner", für die man uns immer zuerst hält, auf diesen Fahrzeugen des indischen „Kleinbürgers" durch die Straßen klingeln und kutschieren lassen.

Das Gelände der Gossnerkirche

In die Stadt eingebettet, zwischen zwei großen Straßen, der Hauptstraße und der Kirchenstraße, liegt der Compound der Gossnerkirche, eine eingefriedete große Fläche, die heute ganz mit in die Stadt einbezogen ist. Viele schöne alte Bäume zieren die Fläche. In dem alten Missionar-Bungalow wohnt jetzt Pastor Dr. Dell und seine Familie. Hier sehen wir uns zum ersten Male seit unserer Fahrt mit der „Asia" im November wieder und genießen in der erst eben eingerichteten Wohnung ihre Gastfreundschaft.

Unweit des oben genannten Missionar-Bungalow liegt auch der Jubilee-Bungalow, mit großem Treppenaufgang und der von weißen Säulen getragenen Vorhalle, ursprünglich für zwei Familien kirchlicher Amtsträger bestimmt. In der einen wohnt der jetzige Präsident der Gossnerkirche, der bisherige Vizepräsident Aind. Er ist der Nachfolger von Präsident Dr. Bage, dieser ist manchen Freunden der Gossnermission auch von einem der Gossnertage in Riepe bekannt.

Beim Präsidenten

Präsident Aind hat als Vizepräsident im Herbst 1965 Deutschland besucht. Manche ostfriesische Gemeinde, wie auch die Filsumer, erinnert sich dankbar seines Besuches. Durch seine freundliche und bescheidene Art, sein gutes Wort fand er damals schnell Kontakt zu uns Ostfriesen. Ich habe Gelegenheit, ihn auf dem Weg zu dem naheliegenden „Office", wo er sein Büro hat, kurz zu sprechen. Er freut sich sichtbar, daß wir den Arbeitsplatz unserer Kinder in Khuntitoli besuchen konnten und nun auch hier in Ranchi uns ein wenig umsehen können.

Im Büro der Kirche

Präsident Aind liegt die geistliche Leitung der Kirche ob. Er ist nach europäischem Maß mittelgroß, in der Gesichtsfarbe heller, an den Schläfen leicht ergraut — eine auf den ersten Blick Vertrauen einflößende Persönlichkeit. Er ist als verhältnismäßig „junger Christ" in sein hohes Amt gerückt. Er kommt nicht aus einem christlichen Elternhaus, sondern hat die Hinwendung zu Christus und Seiner Gemeinde als einen persönlichen Bruch mit seiner heidnischen Vergangenheit erfahren.

In dem ehrwürdigen, von Aktenschränken, Schreibtischen und natürlich mit alten gedruckten Folianten und mit beschriebenem und unbeschriebenen Papier auf Tischen und Regalen reichlich erfüllten Raum deponiere ich bei dem alten freundlichen Rechnungsführer Lakra auch eine aus Deutschland mitgebrachte Spende für das Baukonto der neu zu erbauenden Kirche in Khuntitoli. Es dauert eine Weile, bis er alles mit Bedacht und gewissenhaft in die Bücher eingetragen und in einem diebessicheren Geldschrank verstaut hat. Natürlich hat der Trend der modernen Welt, alles, auch die Arbeit in den Büros bis zur letzten Perfektion zu rationalisieren, sich hier noch nicht durchsetzen können. Es geht alles wie nach „Väterart". Von weiblichen Mitarbeitern hinter Schaltern oder Schreibmaschinen ist hier wie auch in den staatlichen „Offices" keine Spur. Sie würden ja den Ueberfluß an männlichen Arbeitskräften noch größer machen.

Gewichtige Fragen

Es sind viele gewichtige Fragen, die in der Gossnerkirche in dieser Zeit verhandelt werden, Fragen, die auch in dem „Memorandum" von Missionsdirektor Dr. Berg angesprochen und zur Diskussion gestellt worden sind, die zu fruchtbaren Entscheidungen für die Kirche in Assam und Chotanagpur führen möchten. Damit hängt auch der mehrmonatige Besuch von Missionsinspektor Seeberg, unserem einstigen Amtsbruder in Arle, zusammen. Wenn unsere Kirche der Mission gedenkt, gerade auch in der sonntäglichen Fürbitte, sollte sie die leitenden Brüder, die besondere Verantwortung tragen, besonders mit einschließen, auch im persönlichen Gebet.

Gästehaus

Die zweite Wohnung des Jubilee-Bungalows ist inzwischen als Gästehaus zur Unterbringung von Gästen oder auch von Mitarbeitern der Gossnerkirche, die in Ranchi zu tun haben, hergerichtet. Vor einem Jahr war Landessuperintendent Peters aus Celle hier zu Gast. Er hatte hier während seiner Visitationsreise, die er als offizieller Vertreter unserer hannoverschen lutherischen Landeskirche durchführte, sein „Hauptquartier". Ich danke ihm auch durch diese Zeilen, die ihm vielleicht zu Gesicht kommen, für die Grüße und Fotos, die er uns im Monat März aus Khuntitoli mitbrachte. Die Gossnerfreunde erinnern sich seines anschaulichen und das Leben der Gossnergemeinden aus liebevoller Beobachtung und geistlicher, positiv-kritischer Beurteilung schildernden, mit Humor gewürzten Vortrags im Konfirmandensaal zu Riepe im September 1966, wobei mir unvergessen eine Aeußerung ist: „Die Gossnergemeinden leben von ihrer Treue zum Wort".

Ehrengast der Gossnerkirche ist augenblicklich der zweimal auch in Khuntitoli uns besuchende Professor Dr. Heinrich Vogel aus Berlin, an der Ost-Berliner Humboldt-Universität wie an der kirchlichen Hochschule in Berlin-Charlottenburg ordentlicher Professor für Dogmatik. Die deutschen Familien auf den Stationen Fudi, Khuntitoli und Amgaon sind ihm dankbar für die mit theologischer Gründlichkeit und Schriftgebundenheit aus einem warmen, fröhlichen Herzen geführten Gespräche, Auseinandersetzungen, Diskussionen, letztere von dem echten Feuer der Sachleidenschaft oft erregend bewegt, nicht immer unwidersprochen bleibend, aber immer fruchtbar und anregend. Ich denke an seinen Vortrag: „Christen in Ost und West" in Rourkela im Kirchsaal dort, vor der sich aus beiden Konfessionen, Evangelischen und Katholiken, zusammensetzenden, interessiert seinen lebendigen Ausführungen folgenden Zuhörerschaft, die sich anschließend noch im evangelischen Pfarrhaus des dortigen deutschen Auslandspfarramtes bis zu mitternächtlichen Stunde zusammenfanden.

Professor Vogel hat hier in Ranchi den Pastoren der Gossnerkirche zusammen mit Pastor Seeberg in einer einwöchigen Freizeit in Vorträgen und Bibelarbeiten gedient. Auf seiner Reise durch den nördlichen Teil Indiens hat er mit viel Einfühlungsvermögen in die vielschichtige religiöse Welt Indiens, aber auch mit klarem Christuszeugnis Vorträge gehalten, wobei ihm Dr. Paul Singh ein ebenbürtiger Dolmetscher war. Daß er auch musisch, literarisch und musikalisch nicht nur interessiert, sondern ausübend ist, davon gab er am offenen Feuer unseres Bungalows Proben.

(Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Wir brauchen Leitbilder!

Ludwig Ihmels

(gest. 7. Juni 1933)

In den letzten Wochen ging durch unsere kirchlichen Blätter die Nachricht vom Tode des Leipziger Missionsdirektors Prof. D. Dr. Karl Ihmels. Dieser bekannte Theologe, der 37 Jahre hindurch die Arbeit der Leipziger Mission leitete, wurde vor 79 Jahren in Ostfriesland geboren. Sein Heimgang soll uns an seinen Vater erinnern, der als Professor der Theologie und erster sächsischer Landesbischof, als Präsident des lutherischen Einigungswerkes und als maßgebender Mitarbeiter der ökumenischen Bewegung das kirchliche Leben und Denken in Deutschland und in der Welt nachhaltig beeinflußt hat.

Ludwig Ihmels wurde am 29. Juni 1858 im Pfarrhaus von Middels geboren. Seine Jugend lag im Schatten, aber auch im Segen schwerer Erlebnisse. Zu Beginn des Jahres 1878 starb sein älterer, hochbegabter Bruder als junger Pastor in der Nachbargemeinde des Vaters. Ludwig stand ihm in der Sterbenacht in treuer Seelsorge bei. Einige Monate später folgte der älteste Bruder nach längerer Krankheit. Der Verlust beider Söhne traf die Mutter so schwer, daß auch sie im gleichen Jahre heimging, an dem Tage, da Ludwig in Aurich seine Reifeprüfung bestand. Dieser dreifache Verlust lieber Menschen ließ ihn mit besonderem Ernst das Studium der Theologie aufnehmen. In der Inselgemeinde Baltrum wurde er in sein erstes Pfarramt eingeführt.

1894 wurde Ihmels als Studiendirektor nach Kloster Loccum berufen, wo er den jungen Theologen nicht nur ein tüchtiger Lehrer, sondern auch ein rechter Seelsorger war. Als Professor in Erlangen schrieb er 1901 sein Hauptwerk über „Die christliche Wahrheitsgewißheit", deren letzten Grund er im Worte Gottes sah. 1902 rief ihn die Universität Leipzig. Zwei Jahrzehnte hat Ihmels hier die theologische Jugend auf das Amt vorbereitet. Und er stand bereits an der Schwelle des Ruhestandsalters, als die Kirche Sachsens den 64jährigen zu ihrem Bischof wählte. In der Kraft und Vollmacht eines auf vielen Wegen gereiften Glaubens hat er seiner Landeskirche noch viele Jahre im bischöflichen Amt gedient, ehe er am Pfingstfest 1933, kurz vor Ausbruch des Kirchenkampfes, heimgerufen wurde. Ludwig Ihmels gehörte zu jenen wahrhaft priesterlichen und prophetischen Gestalten, die heute in unserer Kirche so selten sind.

mbg

Eine Stätte der Sammlung, der Versöhnung und des Friedens

Als Gedenkstätte für alle Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und zugleich als ein Mahnmal des Friedens wurde auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau die evangelische „Versöhnungskirche" eingeweiht.

Der Stellvertretende Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof D. Kurt Scharf (Berlin), dankte im Anschluß an die Schlüsselübergabe allen Christen, die durch ihre Spenden den Bau ermöglicht haben. Die Gedenkstätte sei nicht nur eine Kirche der evangelischen Christen aus den Landes- und Freikirchen in der Bundesrepublik und der DDR. Auch Protestanten aus den Ländern, die unter dem nationalsozialistischen Regime besonders leiden mußten, hätten das Geld für den Bau mit aufgebracht und über die Gestaltung bis in Einzelheiten mit entschieden. „Diese Kirche wird erzählen von vielem, was hier geschehen ist, aber anders als das Museum des Schreckens, der Leiden und des Heldenmuts. Sie erzählt von der Güte Gottes, der vergibt und versöhnt".

Assistiert vom Direktor der Christlichen Akademie in Chylice bei Warschau, Dr. Woldemar Gastpary, und deutschen Pfarrern, die einst in Dachau inhaftiert waren, nahm der Vorsitzende des Rates der EKD, Bischof D. Hermann Dietzfelbinger (München), in seiner Eigenschaft als Bayerischer Landesbischof die Einweihung vor.

Ausgehend von dem Pauluswort „Er ist unser Friede", bezeichnete Dietzfelbinger die Versöhnung als die Lebensgrundlage der Kirche Christi und zugleich als ihren Dienst in dieser Welt. Aus diesem Grunde trage das neue Gotteshaus als eine Stätte der Sammlung, der Versöhnung und des Friedens den Namen Versöhnungskirche. Der Bischof gab der Hoffnung Ausdruck, daß sich hier die Völker begegnen mögen, um einander zu vergeben und sich in Gott zu versöhnen.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Ob wir in dieser Woche unserm HErrn Freude machen werden? Gewiß wollen wir das wohl, aber vom Wollen bis zum Vollbringen ist ein großer Sprung. „Wollen habe ich wohl — sagt der Apostel Paulus — aber vollbringen das Gute finde ich nicht". Viele Kranke versuchen es, täglich dem Heiland eine Freude zu machen. Sie denken daran, wieviel besser sie es haben als etwa die Kranken in Indien oder Afrika. Sie geben deshalb aus Dankbarkeit eine Gabe für „Brot für die Welt" oder für ein Missionswerk. Andere sagen ihren Angehörigen von der Liebe JEsu, durch die sie alle glücklich werden können. Wieder andere sprechen von der Hoffnung auf Besserung oder auf ein stilles Abschiednehmen von dem Erdenleben und ein fröhliches Hinübergehen in die Herrlichkeit der Kinder Gottes. Aber die Freude, die Liebe und die Hoffnung auf JEsus können immer nur anfangen, wenn der erste Schritt gemacht ist, das ist der Schritt zur Buße. Ohne Buße keine Vergebung, ohne Vergebung kein Leben mit JEsus.

Auch die Buße ist Gottes Werk. Der Heilige Geist steckt mir ein Licht auf über meine Sünde und über JEsus. Das erste Stück der Buße ist die lebendige Erkenntnis meiner Sünde. Dazu gehört, daß ich nicht nur das gänzliche Verderben meines Herzens und meine daraus hervorgegangenen wirklichen Sünden, sondern auch meine Schuld vor Gott also bekenne, daß ich mich aller Seiner Wohltaten unwürdig und aller Seiner Strafen wert achte. Das zweite Stück der Buße ist die Reue, das ist die göttliche Traurigkeit darüber, daß ich Gottes heilige Liebe beleidigt und betrübt habe. Ihr Maß ist verschieden; aber sie muß so groß sein, daß ich allen eigenen Trost fahren lasse und alle Lust zur Sünde verliere, sie hasse und lassen möchte. Sodann zeigt mir der Heilige Geist im Evangelium Christus als den Heiland der Sünder, überwindet meine Bedenken, als ob meine Sünde zu groß wäre, und hilft mir in meinen Versuchen, die Gnade zu verdienen, so daß ich das Heil allein in meinem HErrn Christus erkenne und danach hungere und dürste. Das muß täglich geschehen, denn der alte Mensch stirbt hienieden niemals ganz, und das darf täglich geschehen, denn Gott ist getreu und nimmt uns täglich wieder in Seinen Gnadenbund auf, wenn wir in Reue und Buße zu demselben zurückkehren.

In Kraft Seines Todes sollen und können wir der Sünde absterben; in Kraft Seiner Auferweckung sollen und können wir auch in einem neuen Leben wandeln. Dazu sprechen wir täglich: „Was ich soll und kann, das will ich täglich tun" (Katechismus). Dann wird Freude vor den Engeln Gottes, aber auch bei dem Heiland sein.

G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Vierundzwanzigster Bericht von Pastor Addicks-Filsum.

Nächtliches Getier

Als wir in Ranchi ankommen, finden wir das Gästehaus leer. So können wir uns da einrichten. Frau Pastor Dell ist uns dabei behilflich. Einfache Bettstellen mit ein paar Decken und Moskitonetzen finden wir vor. Die nicht ungefährlichen und noch mehr unangenehmen „Nachtjäger" haben sich in dieser kühleren Jahreszeit zum größten Teil zurückgezogen. Stattdessen hat sich vierbeiniges schnelles Fußvolk eingeschlichen. Daß wir also in diesen hohen Räumen mit dem Blick auf den angrenzenden Garten und seine exotischen Besonderheiten nicht ganz allein sind, gehört doch auch zu den in einem Reisebericht am Rande erlaubterweise mit anzuhängenden Kuriositäten. Zu den schon einmal berichteten Geräuschen der indischen Nacht gehört — selten genug — das Gebrüll eines Tigers, schon öfter das Geheul von Hyänen und Schakalen, aber unverhältnismäßig mehr das Tappen, Gerenne und Gepiepse ganz ordinärer — magerer und fetter und feister — Hausratten.

Als wir in den ziemlich dunklen und fensterlosen Innenraum eintreten, äugt uns eines dieser nicht immer angenehme Empfindungen auslösenden Exemplare durch ein Loch der Decke von oben an, interessiert, feindselig, vielleicht auch freundlich, und gar nicht sofort zum Rückzug bereit. Meine Frau verbannt alles Eßbare sofort aus unserer Nähe, um den scharfen Sinnen des möglichen nächtlichen Ruhestörers keinen Fingerzeig zu geben. Sie hätte sich aber diese Mühe und Sorge nicht zu machen brauchen. Am anderen Morgen, als wir, auf neue Entdeckungen aus, das an den dunklen Innenraum anschließende Zimmer betreten, sehen wir — friedlich nebeneinander — einen Teller mit köstlichem weihnachtlichen Gebäck, dem gerade zur weihnachtlichen Zeit von seiner Familie getrennten Berliner Professor liebevoll serviert, — und zwei dickbändige Folianten von desselben Professors gelehrsamer Dogmatik. Diese letzteren waren unberührt, jener aber heftig attackiert, zum Teil verzehrt, zum Teil zerstreut und für spätere nächtliche Besuche aufbewahrt.

Ratten-Poesie

Daß meine Frau, die plötzlich auch eine poetische Ader in ihrer musischen Natur entdeckte, sich den Spaß erlaubte, den in sein indisches „Hauptquartier" zurückkehrenden Professor Vogel mit folgender kleinen Reimerei aufzuwarten, wird ihr hoffentlich keiner verdenken, auch der hohe Gast aus Berlin nicht. Auf einem Zettel, von uns einen Gruß, da liest man folgenden Erguß:

Eine Ratte ganz dick und fett,
die fand es einfach lieb und nett,
daß große Menschenfreundlichkeit
auch ihr die Mahlzeit hat bereit,
und daß der gute Herr Professor
mit viel Einfühlung und Humor
in seiner Ehrfurcht vor dem Leben
ihr Obdach hier und Brot gegeben,
so daß sie nun ganz ungeniert
nachts sorgenlos herumspaziert.

Kein Wunder, daß, wenn wir uns später die Tage in Ranchi ins Gedächtnis zurückrufen, wir uns auch dieses Rattenidylls im Zusammenhang mit dem verehrten Professor in den gastlichen Räumen des Jubiläums-Bungalows erinnern werden.

Die „kirchlichste" Stadt in Indien

Im übrigen ist Ranchi wohl die „kirchlichste" Stadt in der großen indischen Union. Sie ist Sitz eines indischen römisch-katholischen Erzbischofs. Ein ebenfalls eingeborener Bischof der anglikanischen Kirche hat hier seine Residenz. Die englische Methodistenkirche hat in der Stadt eine Buchhandlung, aus der ich Luftpost-Faltbriefe mit einem aufgedruckten Bibelwort erhielt. Eine Druckerei für Bibel, gottesdienstliche Bücher und Kommentare als Hilfe zur Auslegung biblischer Texte vermittelt geistiges und geistliches Rüstzeug für alle, die im Dienst der Verkündigung stehen.

Auf dem Amt

Auch auf dem Amt für Paß- und Visa-Angelegenheiten sitzt ein Gossner-Christ. Er ist leider, als wir dort vorstellig werden, nicht da. Aber auch der zweite Mann auf diesem Amt begrüßt uns freundlich und erledigt unser Anliegen um eine Paßverlängerung, die leider um zweier Tage willen nötig war, mit höflichem Entgegenkommen. Die Formblätter, die wir mit seiner Hilfe ausfüllen, sind zunächst nur Anträge. Um die endliche Ausreisegenehmigung zu bekommen, muß mein Schwiegersohn — eben noch einmal die 160 Kilometer fahren, um die berichtigten Pässe zu holen.

Aber — und das gehört, wenn man sich angelächelt und angefreundet hat, auch zu den Gewohnheiten der Beamten — wird im gleichen Amt hinter verstaubten Aktenregalen schnell ein guter Tee gebraut und von einem „Boy" freundlich strahlend angeboten. Der sich für Khuntitoli sehr interessiert zeigende und dem Germans scheinbar holde Beamte verspricht dann auch, bald einen „Gegenbesuch" auf der Farm zu machen.

Abschied von Ranchi

Als wir endlich am dritten Tag morgens zur Heimfahrt starten können, fällt unser letzter Blick auf das schlichte Denkmal vor dem Jubiläums-Bungalow. Vier unbekannte Namen und eine Jahreszahl — 1845 — halten das Gedenken wach an die ersten Gossner-Missionare, die an dieser Stelle ihre Zelte aufschlugen. Hier also ist gleichsam die Wiege jener missionarischen Bewegung, die dann die Adivasis erfaßte und Gemeinde JEsu im Norden Indiens werden ließ. Hier haben die ersten Boten Vater Gossners gebetet, gepredigt, sich verzehrt im Gehorsam unter dem Befehl und Ruf ihres HErrn. Sechs Jahre später wurden die ersten Heiden getaufte Glieder der Kirche JEsu Christi. In den ersten Jahren schon legten sie den Grund zu der großen Kirche in Ranchi. Sie hat vor Jahren ihr hundertjähriges Jubiläum gehabt.

Altjahrsabend

Als wir nach kurzer erquicklicher Rast bei den freundlichen Schwerks in Fudi mit ihren fünf munteren Kindern, und nach kurzer Begrüßung des Ehepaares Dammer uns auf der Heimfahrt nach Khuntitoli befinden, fahren wir der untergehenden Sonne entgegen. Der Tag geht still und schnell zu Ende. Nein, heute auch das Jahr. Die anglikanische Kirche am Weg — den jungen Geistlichen und seine Frau grüßten wir kurz auf der Hinfahrt — ist erhellt, so heimatlich erhellt. Da werden zum heutigen Abend Menschen erwartet zu einer Bilanz am Jahresende vor Gottes Angesicht.

Als wir gegen 19.30 Uhr ohne Panne, ohne von dem oft kaum sichtbar begrenzten Weg abzukommen und in eine Untiefe zu stürzen, durch des Compound-Tor fahren, sind wir froh und dankbar. Wir haben allen Grund, dankbar zu sein auch für diese Jahresstrecke, für Bewahrung und Erhaltung, auch für das große Erleben dieser Reise und dieses Wiedersehens.

Die Khuntitoli-Gemeinde feiert um 24 Uhr — ähnlich wie in Filsum, wo wir seit Jahren unsere Mitternachtsandacht halten — ihren Gottesdienst. Als das Glöcklein ausläutet, klingt Lob und Dank, Bitte und Anbetung aus vieler Munde weit über den Compound.

Am anderen Morgen, am Anfang des neuen Jahres, läutet es noch einmal. Mit der den Raum voll ausfüllenden Gemeinde feiere ich das Heilige Abendmahl. Das macht keine sprachlichen Schwierigkeiten. Die Zeichen sagen alles. JEsus Christus ist gegenwätig — „am Abend und am Morgen und ganz gewiß an jedem neuen Tag."

Am Abend vor dem Geburtstag

Was ich euch berichte, liebe Sonntagsbotenleser, ist nur die ausführlichere Nachschrift der täglichen Eintragungen in mein Tagebuch. Das überdenke ich heute — am 22. Februar — noch einmal. Für mich ist heut' auch Altjahrsabend. Ein Jahr, ein ganzes Jahrzehnt meines Lebens liegt hinter mir. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

Frage und Antwort:

Frage: Ueber den Schwan und den Hahn auf Kirchtürmen hast du uns kürzlich im Sonntagsboten etwas erzählt. Auf unserm Kirchturm haben wir ein Schiff. Kannst du uns darüber etwas sagen?



Grabstein in Westeraccum (Kapitänsgrab)

Antwort: Weithin sichtbar ist das Schiff auf der Kirchturmspitze von Mittegroßefehn, ein richtiges Segelschiff, ein Dreimaster. Aehnlich findet man es noch in anderen ostfriesischen Fehndörfern, oder an der Küste in Greetsiel, fast von den Masten der Schiffe im Hafen umgeben. In Jheringsfehn hat man außer dem Schiff auf dem Turm auch noch den Schwan auf dem Kirchdach. Diese Schiffe deuten an, daß hier Schiffer wohnen oder wohnten, solche, die mit ihren Booten unsere Kanäle befuhren oder auf große Fahrt gingen. So, wie sie mit Geschick Schiffsmodelle bastelten oder auf dem Dachfirst des Hauses ein Schiff anbrachten, so sollte die Turmspitze ihrer Kirche ein Schiff als Wetterfahne krönen. Sie hatten ihre Kirche selber gebaut, und so manche Schiffer- und Kapitänsfamilie hatte reichlich gespendet.

Vielleicht aber darf man noch mehr darin sehen (wenn es auch nicht immer im Vordergrund stand), nämlich einen Hinweis auf die Kirche, die man im Bilde eines Schiffes schon in alten Zeiten symbolisch dargestellt hat. Der Mast mündete dann wohl aus in das Kreuzzeichen. Das Kirchenschiff vereint die Gemeinde um ihren HErrn. Solange Er an Bord ist, ist man in sicherer Hut (Matth. 8, 23 ff und 14, 32 ff). Vergleiche auch das sogenannte „Schepken Christi" an der Ruine der Großen Kirche in Emden. Das gilt auch für die Fahrt an das „andere Ufer", wie es — etwa in Westeraccum — Grabsteine von Schiffern andeuten.

In Leer konnte man bei den Alten wohl folgenden Vers hören: „Lüthersche Schwaan, katholschke Haahn und reformärde Schgipp nimmt all' lüttje Düwelkes mit". Wie die letzten Worte dieses Verses zu deuten sind, vermag ich nicht zu sagen. Aber am Schwan, am Hahn und am Schiff sind die Kirchen von Alt-Leer noch heute in ihrer Konfession erkenntlich. Das „Reformärde Schgipp" findet sich übrigens um Leer und westlich der Ems noch auf anderen Türmen reformierter Kirchen (z. B. Jemgum und Ditzum).

C. Oe.

Barmherzig

In unserem Divisionsstab in Norwegen hatten wir im letzten Weltkrieg gefangene russische Soldaten. Sie mußten arbeiten, aber das Essen war knapp. Sie litten schwer unter dem Hunger. Abends sahen wir sie in den Müllgruben stochern und nach verschimmeltem Brot, Kartoffelschalen und Heringsgräten suchen. Wir wunderten uns und schüttelten darüber den Kopf: Wie kann man so etwas tun, so etwas essen? Wir hatten damals noch satt zu essen. — Wenige Monate später saßen wir hinter Stacheldraht, wurden schließlich nach Frankreich transportiert und lernten dort den bittersten Hunger kennen. Da holten auch wir uns Eßbares aus Mülltonnen und griffen gierig nach Fischgräten. Jetzt dachte ich oft an die gefangenen Russen in Norwegen und konnte sie wohl verstehen, weil ich nun am eigenen Leib erfuhr, wie weh der Hunger tut. Es kam mir erst jetzt notvoll zum Bewußtsein, wie selten wir den hungernden Gefangenen geholfen hatten. — So mußte auch unser HErr „in allen Dingen Seinen Brüdern gleich werden, auf daß Er barmherzig würde... Denn worin Er selber gelitten hat und versucht ist, kann Er denen helfen, die versucht werden." (Hebräer 2, 17, 18).

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Während ich diese Zeilen schreibe, ist die Nachricht von dem Ausbruch des gefürchteten Krieges zwischen Israel und Arabern Wirklichkeit geworden. Es hat den Anschein, als ob die Prophezeiung der Offenbarung des Johannes sich verwirklicht: „Die zehn Hörner, die du gesehen hast, das sind zehn Könige, die das Reich noch nicht empfangen haben; aber wie Könige werden sie Macht empfangen eine Stunde mit dem Tier. Diese haben einerlei Meinung und geben ihre Kraft und Macht dem Tier. Sie werden streiten wider das Lamm, und das Lamm wird sie überwinden, denn es ist der HErr aller Herren und der König aller Könige, und mit Ihm die Berufenen und Auserwählten und Gläubigen" (Offbg. 17, 12—14). Ob es den Gläubigen gelingen wird, den Krieg zu beenden und einen dauerhaften Frieden zu schließen?

Jedenfalls soll uns wichtig sein, was der Wochenspruch des 4. Sonntags nach Trinitatis uns sagen will: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist." Daß Gott, der HErr, keinen Gefallen an den Kriegen hat, ist klar, obwohl Er sie immer wieder zuläßt. Er wartet darauf, daß wir auf dem ganzen Erdboden sollten barmherzig sein. Wir können nicht gleichgültig denen gegenüber sein, die sich bekriegen, als gingen sie uns nichts an. Mit warmen Herzen sollen wir zunächst denen gegenüberstehen, die uns feindlich gesinnt sind oder denen wir feindlich gegenüberstehen. „Denn Gott ist gütig über die Undankbaren und Bösen." Darum sollen wir uns in Barmherzigkeit üben.

Aber auch unseren Angehörigen, Verwandten und Bekannten gegenüber sollten wir nicht gleichgültig, nicht oberflächlich, nicht selbstsüchtig sein, als müßten wir zunächst an uns selbst denken, ehe wir an andere denken, sondern sollen für sie ein warmes Herz haben. Das erste, was ein warmes Herz tut, ist die Fürbitte. Darin liegt zugleich die Bitte, der Heiland möge uns zeigen und treiben zu dem, was wir tun sollen und können, und, wann wir unsem Nächsten wirklich Nächster sein sollen. Vom Wollen bis zum Erfüllen ist noch ein weiter Schritt, aber der HErr gibt zum Wollen auch das Vollbringen — auch durch Vergeben.

Sodann gehört zur Barmherzigkeit die wahre Liebe. Nicht einmal barmherzig sein und dann nicht wieder, sondern immer wieder, auch wenn du Undank ernten mußt. Denk an JEsus, wie Er barmherzig gewesen ist bis zum Tode am Kreuz und hat uns dadurch erst ermöglicht, daß wir sollen nachfolgen Seinen Fußstapfen!

G. Sch.

Gossner Mission

Von Filsum nach Khuntitoli

Fünfundzwanzigster Bericht von Pastor Addicks-Filsum

Bei mir wird nun die 60 groß geschrieben. Zu meinem Geburtstage haben mich viele Briefe aus der Familie und Gemeinde schon hier im fernen Indien erreicht. Habt Dank für euer Gedenken und eure Fürbitte. Mein bleibt der Dank für alles, was mir und den Meinen im alten Lebensjahr geschenkt wurde.

Wenn ich etwas von diesem Dank gegen den treuen Gott so abtrage, daß ihr auch etwas von dieser Reise habt — zum unterhaltsamen Lesen (warum sollten wir nicht auch einmal beim Sonntagsbotenlesen still und vergnüglich schmunzeln?) oder auch, um neue Gedanken und fruchtbare Einsichten über die weite Welt und ihre Probleme, aber vor allem auch über das weltumfassende und sich in Herrlichkeit vollendende Reich unseres großen HErrn zu gewinnen — dann ist mir das eine stille Freude und Genugtuung.

Kalkutta und Amgaon

Inzwischen liegt schon der zweite Monat unseres Aufenthaltes in Khuntitoli hinter uns. Es wird Zeit, daß wir, ehe wir am Ende dieses Monats Indien verlassen, die noch fehlenden Programmpunkte unseres Aufenthalts hier durchführen. Das ist nun noch die Weltstadt Kalkutta und die oft genannte, 180 Kilometer von Khuntitoli entfernt liegende Gossnerstation mit dem Hospital Amgaon. Den unvergeßlichen Flug bis nach Kalkutta, den erlebnisreichen Aufenthalt in der Weltstadt und die Rückreise bis nach Rourkela und den Aufenthalt in dem dortigen deutschen Pfarrhaus wollen wir übergehen.

Der Volkswagenbulli des Hospitals steht vor der Tür. Schwester Gründler sitzt am Steuer. Schwester Ursula von Lingen und der indische Driver Matthias haben sich hinten im Wagen unter allerlei Schachteln und Kästen mit Eingekauftem notdürftig eingerichtet. Meine Frau und ich dürfen uns vorne hinsetzen und haben so einen großen „Ausguck" zuerst noch einmal auf Alt-Rourkela, dem älteren Geschäftsviertel mit den unzähligen großen und kleinen „shops" und dem bunten Betrieb der Hauptgeschäftsstraße. Ein paar Kilometer weiter zeigt Schwester Ursula auf armselige Behausungen zur Linken, „Bruchbuden", würden wir sagen. Auch das schlichteste Haus in Khuntitoli mit seinen sauberen graubraunen Lehmwänden ist „Gold" dagegen.

Durch einen schmalen Damm ist die Strecke befestigt, wo besonders in der Regenzeit fast kein Durchkommen war und der Weg nach Rourkela, mit dem Fahrrad zurückgelegt, fast einen ganzen Tag in Anspruch nahm.

Ankunft in Amgaon

Als wir am Abend noch zu guter Stunde nach etwa dreistündiger Fahrt durch das Compound-Tor von Amgaon fahren, ahnen wir schon, daß dieses Fleckchen Erde in urwüchsiger Dschungellandschaft ein Stück Paradies ist. Vor dem Bungalow für die Arztfamilie Dr. Rohwedder seitlich vorgezogen, steht, wieder mit einer Veranda versehen, ein Bau, der neben der Wohnung von Schwester Marlies Gründler das Hauptbüro enthält, und daneben der Raum für uns Gäste.

Vor den beiden Gebäuden wirkt die liebevoll gepflegte Anlage von Poppeias, dieser köstlichen Südfruchtbaumart mit den saftigen Früchten, den stacheligen Kakteen mit ihren fleischigen, lanzenähnlichen Blättern, und vor allem die in dem Wurf ihrer gefiederten Zweige so dekorativen Palmen besonders in dem auf der Veranda des Arzthauses nun aufleuchtenden blendendweißen Licht der Kerosinlampen geradezu romantisch.

Ein liebliches Fleckchen Erde

Die ganze am Abend wie am Morgen gleichbleibend reizvolle Szenerie verrät die liebevolle Pflege gärtnerisch geschickter Hände. Es war das frühere Arztehepaar Dr. Gründler, das diese Stätte der Barmherzigkeit in die parkähnliche Anlage eingebettet hat. Mit dem von den Eltern ererbten Hobby, der Freude an gärtnerischer Gestaltung, setzt die Tochter Marlies das von ihnen Begonnene mit glücklicher Hand fort.

Nach einem erquickenden Mahl und dem frohen Meinungsaustausch am offenen Feuer im Kamin des Arzthauses und anschließend geruhsamer Nacht in unserem geräumigen Gästezimmer und — das sei noch angefügt — sofort erfolgreicher ärztlicher Behandlung eines in Kalkutta (durch Trinkwasser?) zugezogenen Magen- und Darmtrouble, wie man in Indien so schön verblümt sagt, dürfen und können wir uns am nächsten Morgen und am Nachmittag auf diesem schönen Fleckchen Erde mit dem zu Hauf gesammelten Elend, das sich hier in den verschiedenen Stationen und Häusern des Hospitals konzentriert, erst einmal richtig umsehen.

Vielfaches Krankheitselend

Auf dem Hintergrund dieser von der West-Terrasse des Arzthauses wunderbar einsichtigen, großartig aufstrebenden, mit Dschungelwald bedeckten Bergkulisse und dem breiten und trotz der Dürre noch genügend Wasser führenden Bramani-Fluß mit seinen hohen Steilufern drängt sich in den weißen und sauberen Häusern des Compounds ein vielfaches Krankheitselend zusammen, das aus allen Löchern und Winkeln von Hütten und Häusern des Urwalds kriechend wie auf dem „Hundertguldenblatt" Rembrandts sich nach Hilfe und Heilung ausstreckt.

Dr. Rohwedder führt uns zu den Leprakranken, den Aussätzigen. Ein Patient zeigt uns dankbar seine ausgeheilten Gliedmaßen. Malariakranke und Tuberkulosekranke haben ihre besonderen, von den anderen Kranken isolierten Räume. Schwester Ursula von Lingen, die als Hebamme ausgebildet ist, bemüht sich um eine junge Frau, die vor ihrer Niederkunft steht. Die ganze Verwandtschaft ist mitgekommen und lagert sich — auf der Veranda — vor der Tür. Schwester und Arzt haben Mühe, um mit freundlicher, aber energischer Haltung die von ihrem heimischen Leben her gewohnte „Belagerung" der Wöchnerin abzuwehren.

Wer weiß, wieviel beliebte, altgewohnte, vielleicht sogar abergläubische Praktiken die sorgfältige ärztliche Versorgung hindern oder beeinträchtigen können. Ueberall auf den Veranden hocken die Familienangehörigen — Stunde um Stunde, vielleicht Tage, wenn es sein muß. Ein oder zwei sind aber auch entbehrlich. In dem „Küchenhaus" sehen wir sie kochen und bruzzeln. Sie bereiten dort ihren Kranken das gewohnte häusliche Mahl, Reis mit Dahl und Gewürzen, heißen, erquickenden Tee.

Ein Neugeborenes

Am folgenden Morgen bringt uns Schwester Ursula freudestrahlend das glücklich geborene Kind. Sie hat der Mutter bedeutet, sie müßte uns das süße kleine Wesen, einen kleinen Jungen, eben zeigen. Uns neu und überraschend ist, daß das Neugeborene sich von uns Weißen in seiner zarten Hautfarbe gar nicht unterscheidet. Der Kleine kommt als „weißer Mann" zur Welt. Niemand sieht es ihm an, daß er einmal ein kleiner bräunlicher Inder werden wird.

Eben rattert einer der typischen indischen zweirädrigen Ochsenkarren über den sonnenbeschienenen Weg zur Aufnahmestation, wo die „Fälle" gleich gesondert werden, je nachdem ob die Hilfe durch Arznei, von den Schwestern verabreicht, genügt, oder ärztliche Behandlung oder gar operativer Eingriff nötig ist. Angehörige oder Nachbarn bringen einen auf Stroh lagernden älteren Mann. Er ist schon sehr hinfällig. Meistens wird zu lange gezögert, bis sich einer, wenn die Not unerträglich wird, entschließt, ins Hospital zu kommen.

Die Schwestern

Die dritte der Amgaon-Schwestern neben Schwester Marlies Gründler und Ursula von Lingen ist Schwester Marianne Koch aus Berlin. Sie wurde auch in Berlin in einem Diakonissenmutterhaus ausgebildet, von ihrem Eintritt an mit dem Vorsatz, einmal „draußen" in der Mission zu arbeiten. Wir sind an einem Abend im Schwesterntagesraum ihre Gäste. (Fortsetzung folgt).

Gossner Mission

all lächerlich und ärgerlich macht, weil er nicht wie alle anderen sein Ich auslebt, weil er sich nicht hemmungslos Genuß und Launen hingibt. Die Welt weiß solchen Menschen gegenüber, scheint der Dichter damit sagen zu wollen, keinen anderen Ausweg, als sie für krankhaft zu erklären. In Wahrheit ist es der Kindersinn, der nur in der Schule Gottes gelernt werden kann und durch den ein heller Schein in die große Finsternis dieser Welt hineinfällt.

Prof. Adolf Köberle.

Vorbild Fußball

Ich habe einmal von einem Fußballspiel zwischen zwei afrikanischen Nationalmannschaften gehört, bei dem die eine kurz vor Spielbeginn ein Gebet sprach. Weil das ja eine sehr zwiespältige Sache sein kann, hat einer der Zuschauer nachher gefragt, was das für ein Gebet war. Der junge Mannschaftskapitän hat es wiederholt:

HErr, Gott, laß mich fair spielen.
Laß mein Spiel gut in Deinen Augen sein.
Laß mein ganzes Leben ein fair play sein,
eine Augenweide für Dich und die Mitmenschen.
Und wenn Du ganz freundlich bist —
dann laß uns gewinnen hier im Spiel
und später, wenn das Spiel hinter uns liegt.

Also nicht um den Sieg wurde da gebetet, sondern um Fairneß. Und das heißt doch, daß nicht vergessen wird, daß der von der anderen Mannschaft Mitspieler ist und nicht Feind. — Wenn das Schule machte! —

Könnte es nicht sein, daß genau an diesem Punkt sich in der Art des Umgangs miteinander auf den Spielfeldern einiges ändern würde, bei denen, die mitspielen, aber auch bei denen, die die Ränge bevölkern, und bei denen, die vor den Fernsehgeräten zuschauen? Könnte es nicht sein, daß damit etwas von dem neuen Ton deutlich wird, der auf Spielfeldern und doch erst recht im Alltag die Musik macht?

Dieser Ton: Laß mich spielen! Gott, laß mein Spiel gut in Deinen Augen sein! Laß mein ganzes Leben ein fair play sein, eine Augenweide für dich und die Mitmenschen. Könnte das nicht so sein?

Ein Vorbild der Menschlichkeit könnte der Fußballsport sein — wie jeder Sport! Ein Vorbild für Christen! Aber das gibt's wohl nur in Afrika...

Vertrau auf Gottes Liebe

Als die Flüchtlinge aus Ostpreußen über das Kurische Haff unter Fliegerbeschuß in tausend Nöten flüchteten, war unter ihnen eine Frau, deren Mann auf dem Eise zusammenbrach. Sie mußte den Leichnam mit ihren Händen mit Schnee bedecken; begraben konnte sie ihn nicht mehr. Schließlich landete sie in unserer Gemeinde. Eines Tages fand ich sie vor der Inschrift stehend, die über dem alten Deelentor unseres alten Fachwerkhauses in Holz geschnitzt ist. Sie weinte. „Herr Pastor", sagte sie, „da steht geschrieben: „Süße Liebe JEsu steh' uns bei". Sehen Sie, ich habe meinen Mann verloren, ich habe drei Söhne in Rußland gelassen, die nicht wiedergekommen sind und bin hier so ganz allein. Wenn mich nicht das Vertrauen auf die Liebe JEsu immer wieder gestärkt hätte, wäre ich eine alte, verbitterte Frau. Aber nun vertraue ich.

Du bist die Heimat

Du bist die Tür, durch die ich schreite
getrost bei jedem Morgengrau'n,
Du bist der Weg, daß ich nicht gleite
am Mittag und beim Abendtau'n,
Du bist die Sonne, die mir lachet,
mein Schatten, Du, im Wüstenbrand,
das Auge, das am Abgrund wachet,
und Stab und Stecken meiner Hand.
Du selber wirst mir zum Gewande,
zum Schild und Schwert im letzten Strauß.
Du bist die Heimat, da ich lande,
und meine Ruh im Vaterhaus.

Wilhelm Löhe.

Der Brautbrief

Wenn man zu einer Braut, die einen Brief von ihrem Verlobten bekommen hat, sagen würde: „Nun mußt du diesen Brief aber auch lesen!", so wäre das wohl eine komische Sache. Selbstverständlich wird sie den Brief lesen. Sie wird ihn bei sich tragen und immer wieder einmal hineinschauen, obgleich sie ihn schon beinahe auswendig kann. Sollten wir es mit dem Brief unseres himmlischen Vaters, wie er uns in der Heiligen Schrift gegeben ist, anders halten?! Gott spricht zu uns nicht nur durch Einzelworte, sondern durch die biblischen Zusammenhänge. Dazu braucht man Zeit. Ob wir wohl noch einen Sinn dafür haben, daß dies die schönste Sonntagsbeschäftigung ist? Solche Versenkung in die Heilige Schrift bringt wahre Entspannung, zwar keine Zerstreuung, wohl aber Sammlung. Sie schenkt uns Freude und Frieden und wurzelt uns ein in Gottes Liebe.

Die Liebe nur...

So soll es sein, daß jeder Tag
uns wissender und stiller macht.
Denn alles, was uns aufgebracht
und stolz gemacht, war leerer Schein.
Die Liebe nur, die wir in jedes Werk gelegt
und still gepflegt, bringt Segen in den Tag hinein.

Reinhold Schneider.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

In gesunden Tagen haben wir wohl Gelegenheit genug, uns zu JEsus zu bekennen, aber wir tun es sehr oft nicht. Zu Hause, in der Familie und an Sonntagen durch unseren Kirchgang geben wir wohl ein Bekenntnis, aber darüberhinaus reden wir oftmals mit anderen Menschen sehr oberflächlich, und wir verbergen unsere Liebe zu JEsus. Aber in den Tagen unserer Krankheit und Not, unserer Sorgen, kommen wir schon eher dazu, auch vor den Menschen, die uns besuchen, von JEsus zu sagen. Es ist gewiß nicht immer leicht, von der Gnade der Vergebung zu sprechen. Ich halte es auch nicht für erforderlich, daß wir jedem, der uns besucht, ein offenes Bekenntnis von unserer Schuld ablegen sollen. Unsere Schuld, unser Versagen, unsere Sünde bekennen wir dem HErrn JEsus Christus und lassen sie auch von Ihm uns immer wieder vergeben. Aber daß der Heiland uns vergibt, daß Er uns mit Seiner Gnade und Liebe trägt und uns täglich neu macht, das dürfen und sollen wir offen bekennen.

Und von JEsu Liebe können wir den Menschen sagen. Wir erleben Seine Liebe und Freundlichkeit ja täglich, zunächst durch die Liebe und Freundlichkeit unserer Angehörigen, dann aber auch durch das Wort, das Er uns täglich sagen läßt, sei es durch den Sonntagsboten oder durch die Losungen oder den Kalenderabschnitt oder auch durch das Wort, das der HErr uns innerlich sagt. Nun kommt es darauf an, daß wir auch den Mut uns schenken lassen, aus Dankbarkeit ein Wort von JEsus weiter zu sagen.

Und von unserer Hoffnung dürfen wir den Menschen sagen, die zu uns kommen. Wir dürfen hoffen auf eine Besserung, auf Geduld zum weiteren Leiden und auch auf ein ewiges Leben nach diesem Erdenleben. Aber von dieser Hoffnung müssen wir anderen Menschen sagen, damit sie mit einstimmen in den Gesang derer, die in Kummer und Angst beten: „Hoff', o du arme Seele, hoff' und sei unverzagt! Gott wird dich aus der Höhle, da dich der Kummer plagt, mit großen Gnaden rücken; erwarte nur die Zeit, so wirst du schon erblicken die Sonn' der schönsten Freud'." — Dann wirst du auch mit Freuden dich zu JEsus bekennen. Denn: „Es gilt ein frei Geständnis in dieser uns'rer Zeit, ein offenes Bekenntnis bei allem Widerstreit, trotz aller Feinde Toben, trotz allem Heidentum zu preisen und zu loben das Evangelium." JEsus macht Seine Verheißung wahr: „Wer sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem will ich mich bekennen vor meinem himmlischen Vater."

G. Sch.

Gossner Mission

Wie kannst du beten „und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern", wenn du dem nicht vergibst, der dir zu nahe gekommen ist? Mir ist die fünfte Bitte im Vaterunser immer etwas zu kurz gewesen. Ich meine, sie müßte heißen: und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern g e r n". Wenn wir gerne denen vergeben, die sich an uns vorbeibenommen haben, dann entsteht bei uns ein anderes Denken unseren Mitmenschen gegenüber. Sie werden uns um Christi willen richtig zu Brüdern und Schwestern, die wir ja kennen mit ihren Fehlern und Schwächen und denen wir, weil sie unsere Brüder und Schwestern sind, immer wieder g e r n e vergeben.

Und alsdann komm und opfere deine Gabe Gott zu Lob und Dank, weil du überwunden hast dich selbst und auch deinen „Bruder". Und wenn du deine Dankesgabe opferst als Gabe für deine Genesung, und hast auch deinen Bruder gewonnen, dann wird deine Gabe vielleicht noch größer werden, gewiß aber mit Freuden vom Heiland angenommen. „Laß mich an andern üben, was Du an mir getan, und meinen Nächsten lieben, gern dienen jedermann ohn' Eigennutz und Heuchlerschein und, wie Du mir erwiesen, aus reiner Lieb allein".

G. Sch.

Von Filsum nach Khuntitoli

Sechsundzwanzigster Bericht von Pastor Addicks-Filsum.

Eine „alte Amgaonerin" freilich — die langjährige Goßner-Missions-Schwester Ilse Martin, die hier im Dschungel schon zehn Jahre, bevor der erste Arzt auf diese Station kam, selbständig und mit großer Umsicht und beruflicher Erfahrung gearbeitet hat — können wir hier nicht begrüßen. Alle, die auf dem letzten Gossnertag in Riepe waren, wissen, daß sie ihren Heimaturlaub in Deutschland verbringt. Sie wird freilich bald nach Indien heimkehren, jedoch nicht nach Amgaon. Sie wird eine neue Station gar nicht weit von Khuntitoli übernehmen.

Jede dieser Schwestern hat in dem schönen Bau auf dem hohen Ufer des Bramani mit seinem einzigartigen Durchblick durch Bäume und Büsche auf den Fluß ihren freundlichen, nach eigener Initiative und Geschmack eingerichteten Raum, ihre Klause mit ihrer persönlichen Bibliothek und stilvoll mit Werkstücken indischen Kunsthandwerks ausgestatteten Einrichtung. Keine Frage, daß hier ein Schwesternteam in einer wohltuenden Atmosphäre zusammenarbeitet, um den vielen Erfordernissen des Alltags in diesem besonderen Hospital gerecht zu werden und den leitenden Arzt in seiner fachlichen Arbeit zu unterstützen.

Inder arbeiten mit

Unter ihrer Aufsicht werden indische Mitarbeiterinnen zu Hilfsschwestern herangebildet, die eine gute Hilfe sind. Ein indischer Krankenpfleger ist dem Arzt bei männlichen Patienten zugeordnet.

Alle Schwestern lassen sich neben der leiblichen Behandlung die geistliche Betreuung der Patienten besonders angelegen sein. Sie halten regelrechte Bibelarbeit mit ihren indischen Mitarbeiterinnen, um so mit ihnen zusammen oder auch in eigener Verantwortung der Mitarbeiterinnen Andachten und Bibelstunden für die Kranken zu veranstalten, so daß der Name des HErrn JEsus und die Botschaft von Ihm durch Wort und Tat verkündigt wird.

Der indische Pastor oder auch ein Katechet halten in der freundlichen kleinen Kirche Gottesdienste. Eben läutet das Glöcklein. Es ist Abendgottesdienst. Schade, daß wir kein Wort der gottesdienstlichen Sprache verstehen.

Richtige Bären im Krankenhaus

Amgaon hat zwei ganz besondere Pfleglinge, augenblicklich die große Attraktion, von der man auf allen Stationen der Gossner Mission spricht. Schwester Marianne Koch — sie stammt ja aus der zweigeteilten Bärenstadt Berlin — ist seit kurzem neben ihrem „Dienst am Menschen" auch noch „Bärenmutter" geworden. Zwei dieser zottigen, in ihrem Säuglingsalter harmlosen und possierlichen Kinder des Urwalds wurden ihr eines Tages als „Findelkinder" vor die Füße gelegt. Ein Bauer fand sie im Dschungel hilflos, verlassen, mutterlos. Der Finder war sicher der Meinung, in einem christlichen Hospital sei auch Raum für die verlassene Kreatur.

Nun hat Schwester Marianne die beiden schon 6 bis 8 Wochen in Pflege. Die Baby-Milch aus der Flasche bekommt ihnen sichtbar. Sie geben ihrer Befriedigung durch unbeschreibliche Laute des Wohlbefindens und der Behaglichkeit kräftigen Ausdruck und lecken mit Vergnügen ihrer fürsorglichen „Mutter" die Hände.

Das Problem: Was wird aus den beiden, wenn die Zähne wachsen und die Tatzen zuschlagen können? Aber wozu hat man einen Missionsdirektor in Berlin! Ihm wird in einem Luftpostbrief auch die Frage nach dem Schicksal dieser n o c h harmlosen Pfleglinge vorgetragen. Und er weiß Rat. Er hängt sich ans Telefon und spricht mit dem Zoodirektor, zuerst in Berlin, dann in Hannover. Als wir in Amgaon sind, laufen bereits die letzten Reisebesprechungen auf Hochtouren. Sie sollen im hannoverschen Tierpark untergebracht werden. Inzwischen sind sie längst „Niedersachsen" geworden. So sind die Amgaoner ihre Sorgen um die Zukunft ihrer Bären los. Und der Zoo in Hannover hat einen billigen Zuwachs an seinem Bärenbestand bekommen.

Die Panne in der Nacht

Bevor wir am Dienstag, den 7. Februar, das liebliche Amgaon verlassen, schauen wir uns noch einmal gründlich um. Der Abschied von den freundlichen Rohwedders wie von den tapferen Schwestern wird uns schwer. Wir hoffen, sie alle einmal wiederzusehen, auch bei uns in Ostfriesland.

In Rourkela erwartet uns der Mercedes der Farm mit dem Driver Salan, der uns immer so freundlich anlacht. Mit ihm sind unsere Tochter und unser ältester Enkel Eerke gekommen. Auf dieser in der Dämmerung begonnenen Rückfahrt gibt es noch ein unfreiwilliges Halt. Ein „Platter" hinten war schnell zu beheben. Nach kurzer Anfahrt aber schleift und scheuert etwas im Getriebe. Das linke Hinterrad bremst.

Bei einem Reisighaufen, bald zu einem lustig flakkernden Feuerchen entzündet, sitzen wir am Rande der Landstraße unter dem sternklaren Abendhimmel. Ein paar ferne glühende Punkte verraten, daß irgendwo im Dunkeln und Dickicht eine menschliche Behausung ist — für uns unerreichbar. Der kleine Mann, Eerke, wird richtig lang gelegt. Ein Koffer dient als Unterlage. — Einige Glühwürmchen ziehen eine schnell wieder verlöschende leuchtende Spur. Zwischen Wachen und Schlafen fragt der Kleine mit der Wißbegierde des Dreijährigen nach den Sternen — und nach dem lieben großen Gott in der Höhe. Salan hantiert währenddessen unter dem Wagen. Mit dieser Panne fertig zu werden, besteht an diesem Abend keine Aussicht mehr.

Wir versuchen, seitlich im Dunkel einen dürren Ast zu packen und zu brechen, um das Feuer — es kühlt doch merklich ab — in Gang zu halten. Einige Autos halten an. Alle Insassen — indische Wagen sind immer überladen mit Menschen — gucken, sprechen mit Salan uns unverständliche Worte und fahren weiter. Ob wir hier draußen kampieren müssen?

Kurz nach elf Uhr nähert sich noch der letzte Bus von Rourkela nach Ranchi. Auf mein Winken hält er an und nimmt uns mit. Um ein Uhr sind wir glücklich am Ziel. Der gute Salan bleibt beim Wagen zurück als Wächter. Am frühen Morgen fährt ihm der zweite Driver mit dem Jeep zu Hilfe. Erst am späten Nachmittag des anderen Tages bringt Salan den Mercedes heim.

In diesem Lande ist das Reisen immer noch mit allerlei „Zufällen" und Ueberraschungen verbunden, jedenfalls randvoll von Erleben, auch der Macht und des Schutzes unseres treuen HErrn.

HErr, du wollst unser G'leitsmann sein
und mit uns gehen aus und ein
und zeigen alle Steig und Steg,
wehren dem Unfall auf dem Weg. Kyrieleis. (388, 2).

(Schluß folgt).

Gossner Mission

Allen, die im Juli Geburtstag haben, ein Geleitwort für das neue Lebensjahr:

Reich ist, wer viel hat; reicher ist, wer wenig braucht; am reichsten ist, wer viel gibt.

Tersteegen

Die große Enthüllung vor dem Sterben

An einem Sommernachmittag kam ein etwa sechzigjähriger Bauer zu mir und bat mich, doch eilig zu seinem schwerkranken alten Vater zu kommen. Ich hatte den Namen des Alten schon gehört. Er galt als einer der intelligentesten Männer in jener Gegend.

Der Sohn sagte mir gleich ganz offen, sein Vater habe es nicht gewollt, daß ich zu ihm gerufen werde, aber er und seine Brüder könnten es nicht übers Herz bringen, den Vater ohne geistlichen Zuspruch sterben zu lassen.

Als ich ins Haus trat, fand ich den Alten mit einem Ausdruck tiefster Verzweiflung auf seinem Gesicht. Er war ein gutaussehender Mann, ein Charakterkopf mit schneeweißem Haar. Kaum hatte er mich gesehen, rief er mir entgegen: „Es ist zu spät! Es ist zu spät!"

Ich war damals noch sehr jung, und fast wäre ich verzagt bei dem Anblick dieses verzweifelten Mannes. Wie konnte ich dieser Situation gewachsen sein? Aber dann wußte ich, daß ich ja nicht allein stand, weil der HErr Christus Seine Diener nicht allein läßt. Ich ließ alle andern hinausgehen und rüstete mich im stillen Gebet. Dann fragte ich den Alten, warum es denn zu spät sein sollte? Für Gottes Gnade an ihm sei es jetzt gerade noch Zeit. Aber er blieb dabei, weil es für ihn keine Gnade mehr geben könne; die habe er bei Lebzeiten willkürlich verscherzt. Seine Sünde sei zu groß, als daß sie ihm vergeben werden könne.

Dann legte er eine der erschütterndsten Beichten ab, die ich je gehört habe. Es war nicht einmal als Beichte von ihm gedacht, sondern nur ein Auftun und Ausschütten seines verzweifelten Herzens. Dieser Mann hatte durch seine Intelligenz alle Aemter, die ein Bauer überhaupt bekleiden kann, gehabt. Er war Beisitzer im Kreisgericht, in der Stadtbehörde, im Bankvorstand und in anderen Institutionen gewesen. Und weil er als ein gottesfürchtiger Mann galt, hatte er auch das Amt des Lektors in der Kirchengemeinde gehabt. Ueberall genoß er unbedingtes Vertrauen. Gab es irgendwo eine Lokaluntersuchung vorzunehmen, dann war er es, nach dessen eindrucksvollem Referat die Behörde ihr Urteil fällte.

Und nun diese furchtbare Enthüllung! Er habe seinen ganzen Einfluß ausschließlich dazu benutzt, der ungerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Nicht etwa durch Bestechung und dergleichen! Das wäre endlich doch herausgekommen! Nein! Bei ihm war es die Eitelkeit. Er gefiel sich darin, wenn er die gebildeten Herren durch seine Klugheit dazu bringen konnte, genau das zu tun, was er wollte. Sein Gewissen habe ihn sehr oft gemahnt, aber er habe es immer unter die Füße getreten. Endlich schloß er diese Beichte über seine so dunkle und bedrückende Vergangenheit mit den Worten: „Und heute ist nun mein eigener Gerichtstag, und das wird mein gerechtes Gottesgericht sein..."

Ich sagte ihm, es sei wirklich ein entsetzliches Bild der Sünde, das er mir gezeigt habe. Aber doch sei ich gewiß, daß JEsus, der Heiland der Sünder, auch für ihn Gnade und Vergebung bereit habe, um ihn zu retten aus des Teufels Gewalt. Ich sprach ihm die markanten Gottes- und Heilandsworte aus dem Alten und Neuen Testament zu. Aber immer wieder wehrte er ab und meinte, das könne nur anderen Leuten gelten, nur nicht ihm. Er habe klar gewußt, was er Böses tat, und sein Gewissen habe ihn genug gewarnt, aber er habe eben Böses tun wollen und müssen, weil er selber böse sei. Und darum gebe es für ihn keine Vergebung.

Als aller Zuspruch von ihm abprallte, fragte ich ihn, ob er getauft sei. Ich betete indessen innerlich zu Gott, er möge mir das rechte Wort geben.

„Natürlich bin ich getauft!", antwortete er, „aber was soll mir das helfen?"

Ungeduldig und verwundert zugleich schaute er mich an, als ich ihm vorhielt: „Die Taufe bedeutet ja nicht mehr und nicht weniger, als daß von Gottes Seite noch alles feststeht, was Er euch in der Taufe zugesagt hat: Vergebung aller eurer Sünden durch den Kreuzestod unseres Heilandes JEsus Christus. Die Gnade Gottes wollte euer ganzes Leben begleiten, wenn ihr sie nur nicht abgewiesen hättet! Aber der Heiland hat gesagt, daß Er keinen hinausstoßen wird, der zu Ihm kommt. In der Taufe hat euch der HErr ganz persönlich beim Namen gerufen und sich im Taufwasser wie mit einem Siegel euch verschrieben. Das Wasser der Taufe ist auch heute noch ein Zeugnis dafür, daß der Heiland jetzt bereit ist, euch Vergebung der Sünden und ewigen Frieden zu geben. Und darum frage ich euch, ob ihr diese Vergebung annehmen wollt, um von des Teufels Gewalt errettet zu werden?"

Nach einer Pause war es endlich soweit. Der Alte bat mich, mit ihm zu beten. Ich kniete nieder und sprach in seinem Namen, als wenn er der Redende wäre. Ich bekannte Gott alle seine Schuld und bat um Vergebung und Tilgung um JEsu willen, wie es in der heiligen Taufe gesagt sei. Und als der Alte nunmehr selber stammelte, daß dieses Gebet sein eigenes Bekenntnis sei und daß er glaube, Christi Blut und Gerechtigkeit allein habe ihm vergeben, da sprach ich ihn frei von allen Sünden im Namen JEsu. Selten im Leben habe ich so stark erleben dürfen, welch eine wunderbare Macht uns der HErr Christus gegeben hat, damit auch wir in Seinem Namen reuige Sünder von der Schuld lossprechen können.

Nun verlangte der Mann noch das Heilige Abendmahl. Er hatte in einer entscheidenden Stunde seine Vergangenheit mit Christus in Ordnung gebracht. Er hatte das Heil in Christus angenommen, denn er bekannte mit leuchtenden Augen: „Nun bin ich ein neuer Mensch geworden!" Mehr konnte er nicht sagen. Wie ein glückliches Kind im Schoß der Mutter, geborgen und voll Frieden, so verließ ich ihn. Und nach wenigen Stunden wer er ebenso still und friedevoll entschlafen.

Auszug aus der Biographie des gesegneten baltischen Pfarrers Dr. Traugott Hahn.

Ein Gruß ins Krankenzimmer

Ein Kranker hat mehr Zeit zum Nachdenken als ein Gesunder. So kommt es auch, daß wir in den Tagen unserer Krankheit auch an die denken, die etwas wider uns haben. Wir können nicht einfach über sie hinwegsehen, denn sie fallen in der Zeit unserer Schwachheit und Ohnmacht auf unser Gewissen. Und im Gewissen wissen wir gewiß, daß Gott will, daß wir Frieden machen. Nun kann ein Kranker nicht gehen, weder zum Gottesdienst noch zu dem Widersacher, aber er kann die notwendige Vorarbeit tun, um den Streit aus dem Wege zu räumen. Zunächst bitte den Heiland um Vergebung, wenn du noch etwas wider deinen Nächsten hast. Solange du nur über den anderen richtest und dir nicht selbst vergeben läßt, kannst du gar nicht daran denken, daß der Heiland Frieden zwischen euch macht. Wenn du aber deinem Widersacher wirklich vergeben hast, kannst du für ihn beten, daß er dir vergeben und sich mit dir versöhnen möge. „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist." Erst wenn diese Vorarbeiten gemacht sind, kannst du auf den HErrn warten, wann Er die Zeit bestimmt, in der du dich mit deinem „Bruder" versöhnen kannst.

Basler Mission

Von Khuntitoli nach Filsum

Schlußbericht von Pastor Addicks-Filsum.

Wenn, liebe Sonntagsbotengemeinde, dieser Reisebericht bisher unter dem Thema stand „Von Filsum nach Khuntitoli", so ist freilich nun, da der letzte und kürzeste Monat meines Aufenthaltes in Indien, der Monat Februar, schon eine Weile das Datum bestimmt, der Moment gekommen, wo die Ortsnamen in der Ueberschrift umgestellt werden müssen: Von Khuntitoli nach Filsum. Die steigenden Temperaturen schon im 2. Monat des Jahres, die besonders in den Mittagsstunden schon recht spürbar sind, künden das Näherkommen der heißen Zeit an.

Tammo Fokke wird getauft

Die beiden letzten Sonntage, der 12. und der 19. Februar, stehen schon im Zeichen des kommenden Abschieds. Der erste ist zugleich der Tauftag unseres jüngsten Enkelkindes Tammo Fokke Bruns, den ich in der großen gottesdienstlichen Gemeinde taufe, um anschließend die Predigt über den berühmten Weltreisenden aus der Apostelgeschichte 8, den Kämmerer aus dem Mohrenlande, zu halten, der nach seiner Taufe an der Wüstenstraße im Glauben an seinen HErrn und Heiland JEsus Christus, dem er nun gehört, „seine Straße fröhlich zog". — In einer frohen Nachfeier in „unserm" Bungalow sind wir mit den beiden Paten, ihren Frauen und uns besonders verbundenen indischen Freunden in dankbarem Rückblick auf das festliche Ereignis noch lange vereint. Bisher in Khuntitoli noch nicht üblich, wurde zum ersten Male die Mutter mit dem Täufling auf dem Arm vor dem Altar eingesegnet. Unvergeßlich für uns und tief bewegend, wie plötzlich ein älterer Mann in irgendeinem Winkel ein geistliches Lied anstimmte und dann die ganze Gemeinde einfiel und Gottes Lob sang. Erst auf einen Wink von Pastor Minz wird es stille zum Hören auf das Wort, zum Gebet und zum Segen.

Der letzte Sonntag

Auch am folgenden Sonntag, dem letzten für uns in Khuntitoli, konnte ich mich der so herzlich durch die Vertreter der Gemeinde vorgebrachten Bitte nicht versagen, noch einmal in einem Gottesdienst zu predigen. Im Anschluß an diesen Gottesdienst werden wir in dem gleichen Raum mit einer von köstlichem Humor geradezu sprudelnden Ansprache des Headmasters der Middle school, des Candidaten Markus Kujur, feierlich verabschiedet. Auch die zu dergleichen Szenen unvermeidliche Bekränzung wird noch einmal mit einer immer wieder beeindruckenden graziösen Geste wiederholt.

Die Abfahrt

Um drei Uhr früh am Sonntagmorgen rollt auf dem Bahnhof von Rourkela der „Howrah-Expreß", von Kalkutta kommend, ein. Letzter bedrückender Eindruck: Die Bahnhofshalle und die Bahnsteige sind übervoll von schlafenden Menschen, durch die wir uns mühsam zu dieser nächtlichen Stunde einen Weg bahnen.

Im sauberen „Air-Condition"-Wagen (mit Klimaanlage und angenehmen Liegemöglichkeiten) und menschlich wie gastronomisch zu den verschiedenen Mahlzeiten wohl betreut, erreichen wir nach 32stündiger Fahrt endlich — Bombay, wo wir am folgenden Tage um Mitternacht, unsere uns mit dem Flugzeug nachgereisten Kinder und Enkelkinder wiedersehen. Unsere Tochter und die drei Kleinen werden uns auf unserer Heimreise begleiten. Es ist das Ergebnis der in Khuntitoli mit Miss.-Inspektor Seeberg und mit der Zentrale in Berlin gepflogenen Ueberlegungen, daß unsere Tochter statt des in der heißen Zeit unumgänglichen Urlaubs an einem klimabegünstigten Ort Indiens, dieses Mal die Gelegenheit wahrnimmt und mit uns nach Deutschland in Heimaturlaub fährt. Mit ihrem Mann, der nach Erledigung der Zweiternte mit dem Flugzeug nachkommen wird, wird sie dann zunächst auf weitere zwei Jahre nach Indien zurückreisen.

Die „Asia" startet am Montagmorgen

In unsere Kabinen geleitet, zum Lunch, zum Mittagsmahl durch den melodischen Schiffs-Gong geladen, sind wir auf der „Asia" bald wieder wie zu Hause. — Der Abschied unseres Schwiegersohnes von Frau und Kindern und von uns muß schon „kurz und schmerzlos" sein. Die Durchsage drängt alle Nicht-Mitreisenden zum schnellen Verlassen des Schiffes. — Noch ein letzter Blick auf die im Dunst sich immer schwächer abzeichnende Silhouette der Stadt mit dem „Gate of India" und dem „Taj-Mahal-Hotelpalast".

Auf fast unbewegtem Meeresspiegel erleben wir wieder grandiose Sonnen-Auf- und Untergänge, dazu mehrfache Begegnungen mit Passagierdampfern, Frachtern und mit Riesen-Tankschiffen, das reizvolle Schauspiel „fliegender" sich über die besonnte Wasseroberfläche schnellender Delphine, in den Häfen und nahe der Küste das beschwingte Spiel der Möven, die das ihnen zugeworfene Futter behende auffangen; orientalisch buntbewegte Hafenbilder in Karachi (Pakistan), in Aden, wo wir vor Ueberschreitung des engeren Hafengeländes gewarnt werden. You go on your own risk!

Suez, in der gleichnamigen Bucht, ist im Westen von einem felsigen Gebirgszug flankiert. Wir sehen es diesmal im Licht der Nachmittagssonne. Mit einem von einem an Bord gekommenen Händler erstandenen Fernglas visieren wir die sich in unendlicher Oede ausbreitende Wüste, hier der Sinai-Halbinsel an. — Inzwischen hat sich das Klima gründlich verändert. Der Himmel ist voller heller und dunkler Wolken, die den Regen allerdings bis auf etwas nächtlichen feuchten Niederschlag, festhalten. — Im Kanal ist es dunkel geworden. Die Durchfahrt geht nur langsam.

Europäische Kühle wird spürbar

Im Mittelmeer, auf der Fahrt von Port Said nach Brindisi und weiter durch die Adria nach Venedig, spüren wir merklich, daß wir trotz des bevorstehenden Frühlingsanfangs, doch noch in die letzten klimatischen Ausläufer des Winters geraten sind.

Am Sonntag, 19. März, treffen wir glücklich im Hafen von Venedig ein. Nach kurzer Fahrt durch das südliche Alpenvorgelände, geraten wir auf dem Brennerpaß noch mitten in eine Winterlandschaft.

Eerke erlebt seinen ersten Schnee

Ein auf einer Station vorübereilender Beamter ist bereit, als ich ihn bitte, einen Schneeball zu formen und durch das Fenster zu reichen, damit der kleine Eerke diesen sonderbaren Ball betasten kann, bis er sich in Wasser auflöst.

Die letzte Paß- und Zollkontrolle an der bundesdeutschen Grenze. Nun sind wir endlich da, wovon der kleine Eerke unzählige Male gesprochen hat: in Germany!

In schneller und bequemer Fahrt sind wir schon am anderen Morgen in Bremen und am gleichen Tage nach einer Ruhepause bei einer bekannten Familie schon in Augustfehn, wo man uns mit unseren drei „Indianern", wie man sie hierzulande gelegentlich tituliert, fast einen „großen Bahnhof" bereitet.

Zuletzt darf ich diesen Bericht beschließen mit dem Dank für den liebevollen und so großartigen Empfang, den uns die Vertreter und Mitarbeiter unserer Gemeinde Filsum im Gemeindesaal gegeben haben, für den Willkommensgruß, den Pastor Hillrichs für alle, die sich zur Begrüßung eingefunden haben, an uns Heimkehrer gerichtet hat. —

Die schönste Frucht dieser Reise, von der ich der Sonntagsbotengemeinde einiges erzählt habe, würde sein, wenn uns das Vermächtnis Vater Gossners, die missionarische und darin eingeschlossene diakonische Verantwortung für die Menschen Indiens, aufs neue groß und dringlich geworden wäre.

Die, die dort in und um Khuntitoli in ihrem Volk unter dem gleichen Auftrag unseres HErrn stehen, haben mich gebeten, die Freunde der Gossner Mission in Ostfriesland herzlich zu grüßen. Ich tue es mit dem mir noch aus vielen unvergeßlichen Begegnungen im Ohr klingenden ureigenen Gruß der Gossner-Christen in Chotanagpur: JEsus sahai! P. Addicks, Filsum

Gossner Mission

Alle, die sich auf die besagte Anzeige hin zur Verfügung stellten, um von heute auf morgen das Spiel des Lebenstheaters zu verlassen und von der bunten Bühne des Daseins in die stumme Requisitenkammer ihrer eigenen Seele zu verschwinden, fanden sich in der Totenstille eines dunklen Raumes mit verbundenen Augen, die Hände durch Handschuhe geschützt, in absoluter Ruhe und regulierter Temperatur scheinbar aufs angenehmste allen Peinlichkeiten und lästigen Freuden dieses Lebenstages entzogen.

Aber der Spaß war nur die Maske vor dem Grauen der Erkenntnisse. Man versuchte es sich bequem zu machen, schlief sich gründlich aus, erwachte aber, höchst erstaunt, viel früher als erwartet und stürzte nun immer schneller in die Schächte schrecklicher Ueberraschungen. Man begegnete sich selbst, da man keinem anderen mehr gegenübertreten konnte.

Man wurde sein eigener Partner. Man produzierte Geräusche in der Grabstille; aus Pfeifen und Singen wurde verzweifeltes Schreien; die Welt, die fehlte, wurde aus den isolierten Gemütern neu und fürchterlich anders erschaffen. Aus Unruhe wurde Angst, Schmerzen traten auf, der Geist verlor die Sicherheit seiner selbst, gerade wo er so ausschließlich auf sich selbst gestellt war. Nach zwölf Stunden mußten die ersten völlig zerrüttet aufgeben, wenige hielten einen ganzen Tag durch, und nur zwei waren nach achtundvierzig Stunden noch völlig bei Verstand.

Die Experimentatoren nennen das „Totalen Reizentzug". Das Ergebnis dieses Versuches ist die Erkenntnis, daß der Mensch ohne die Welt nicht existieren kann.

Er hasse sie oder liebe sie — er kann sich ihr nicht entziehen. Es ist seine Welt, in die hinein ihn Gott geschaffen hat. Wir leben heute. Wir wollen und sollen uns nicht wehmütig in die gute alte Zeit zurückträumen.

Wir brauchen Leitbilder!

Paul Schneider

(gestorben am 18. Juli 1939)

In diesem Jahre würde er seinen 70. Geburtstag feiern, wenn die Machthaber des Hitlerreiches ihn nicht ermordet hätten. Am 18. Juli 1939 wurde er im KZ Buchenwald vergiftet. Damit war der gesegnete Weg eines *Christen* beendet, der bis in die äußerste Konsequenz nach dem biblischen Grundsatz lebte: Mann muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen.

Als Pastor Schneider 1934 als Seelsorger der Gemeinde Dickenschied im Hunsrück eingeführt wurde, hatte er bereits mehrere Zusammenstöße mit der Partei hinter sich. Vier Wochen nach seiner Einführung kam es erneut zu Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten bei der Beerdigung eines Hitlerjungen. Schneider wurde in Schutzhaft genommen. Da aber die Gemeinde sich geschlossen für ihren Pastoren einsetzte, mußte man ihn zunächst wieder entlassen.

Im Winter 1935/36 wurden allein 12 Anzeigen gegen ihn erstattet. Bald sollte er für die Juden gesammelt, bald Hitler einen „Teufel" genannt haben. Im Mai 1937 wurde er erneut verhaftet und aus dem Rheinland ausgewiesen. Schneider kehrte trotzdem nach Dickenschied zurück. Am Erntedankfest forderte er seine Gemeinde auf, unerschrocken vor aller Welt den heiligen Namen Gottes zu loben. Noch am gleichen Tage wurde er zum dritten Male verhaftet, und nun führte sein Weg ohne Wiederkehr in das Konzentrationslager.

Hier wurde er zum Seelsorger und Prediger von Buchenwald. Bei den anderen Häftlingen war er bald ein beliebter und geachteter *Kamerad*, der das letzte *Stück* Brot mit ihnen teilte. Laut erhob er bei jeder sich bietenden Gelegenheit seine Stimme gegen das Unrecht der Gewalthaber. An einem Ostermorgen rief er aus seinem Kerker in die Stille des Abzählens über den Appellplatz, auf dem die 20 000 Häftlinge angetreten waren, mit lauter Stimme: „So spricht der HErr: Ich bin die Auferstehung und das Leben!" Mehr konnte er zwar nicht rufen, denn schon stürzten die Aufseher in seine Haftzelle, um ihn zu schlagen und zu treten, bis er besinnungslos zusammenbrach.

Im Sommer 1939 wurde er in das Häftlingsrevier eingeliefert. Sein Körper war zum Skelett abgemagert, Arme und Beine waren unförmig geschwollen. Am 18. [illegible] starb er, von seinen Peinigern vergiftet.

Eine unabsehbare Trauergemeinde, darunter etwa 200 Amtsbrüder im Talar, geleitete ihn zum Friedhof seiner Gemeinde. Aus der katholischen Kirche trat der Pfarrer mit seiner Gemeinde heraus und schloß sich dem Zuge an. Und über allem Leid stand das Wort des HErrn, der wider alle Feinde der Sieger bleibt.

Beim Verlassen des Friedhofs äußerte der Gestapobeamte gegenüber einem Vertreter der Kirche: „So werden Könige begraben." — „Kaum", antwortete dieser, „aber hier ward ein Blutzeuge JEsu Christi zu Grabe getragen."

mbg

Ein Gruß ins Krankenzimmer

JEsus sagt auch heute noch: „Mich jammert des Volks". Damals zwar hatten viertausend Menschen Ihm zugehört, und Er konnte es nicht fertigbringen, sie ungesättigt heimgehen zu lassen, „denn etliche sind von ferne gekommen." — Heute hören Ihm viele in Indien, Afrika und Südamerika zu, die nicht wissen, woher sie morgen noch zu essen bekommen. „Mich jammert des Volks", das heute zu vielen Millionen mehr geworden ist als in den Erdentagen unseres HErrn. Da sollten wir nicht sagen: was gehen uns die anderen an?!, sondern sollen den HErrn bitten, daß Er uns etwas von dem Jammer abgeben möchte, den Er hat, damit wir auch mit Ihm barmherzig, freundlich, demütig und von großer Güte und Treue sein können.

Die Welt ist, gemessen an den schnellen Verkehrsmitteln, „klein" geworden. Zahlenmäßig ist die Menschheit um viele Millionen gestiegen gegenüber der Erdenzeit JEsu Christi. Er selbst wußte wohl von dem Jammer der Völker in den anderen Erdteilen. Am Schluß Seines Erdenlebens hat Er Seinen Jüngern gesagt: „Gehet hin in alle Welt... und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe." Dazu gehört auch, was Er zuvor von Seiner Arbeit gesagt hat: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, der nicht Aergernis nimmt an mir"! Also ärgere dich nicht an JEsus, daß Ihn jammert des Elendes in Seinem Heimatlande Palästina unter den Arabern und Israelis, sondern hilf durch dein Beten und Geben, daß die Not dort überwunden werde. Gleicherweise können wir heute durch das Evangelische Hilfswerk allen Elenden, Hungernden und Leidenden ein wenig helfen, daß sie ein wenig gesättigt werden. Aber wirkliche Hilfe ist das noch nicht. Zur vollen Hilfe gehört das Doppelte: daß den Elenden und Kranken und Hungernden für dauernd geholfen werde, auch durch ärztliche Pflege und Fürsorge und, daß obendrein allen das Evangelium gepredigt werde, nicht einmal, sondern immer wieder. Zu dieser umfassenden Hilfe gehören Aerzte, Schwestern, Diakone, Prediger und Missionare und viele andere Helfer und Helferinnen. „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende." Diese Fürbitte kannst auch du täglich tun trotz deiner Krankheit und wirst obendrein dankbar erkennen, daß dir viel besser geholfen wird als Millionen von anderen kranken Menschen.

G. Sch.

Gossner Mission